





Jena und Umgegend.



Jena und Umgegend.

Taschenbuch für Fremde

von

H. Ortloff.

Nebst einer Karte.

Jena.

Verlag von Carl Doebereiner.

1864.

„Donnerstag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das ist, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebster Ort!
Sonntag ist's, worauf wir zielen,
Sonntag rutscht man auf das Land;
Zwäzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt."

Göthe's Gedicht: „Die Lustigen von Weimar."
V. 2.

Vorwort.

Dem Wunsche des Herrn Verlegers, dem Bedürfniss der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Besucher Jena's und seiner reizenden Umgebung mit einem Fremdenführer im Format eines Taschenbuchs entgegen zu kommen, hat der Verfasser als eingeborner Jenenser mit Vergnügen gewillfahrtet. Zur Ausstattung an sich immer trockener Orts- und Wegebeschreibungen wurden mehrfach Erinnerungen aus Sagen und der Geschichte eingeflochten. Vorschläge zu Verbesserungen und Ergänzungen werden dem Verfasser sehr willkommen sein und bei einer etwaigen zweiten Auflage des Taschenbuchs gebührend berücksichtigt werden.

Die Angabe der Wege und Richtungen im Texte ist mit möglichster Genauigkeit erfolgt; sie war da besonders nothwendig, wohin die Wegecultur, besonders des Verschönerungsvereins zu Jena, der sich die allmälige Zugänglichmachung und Verschönerung der Berge durch Promenaden, Ruheplätze und andere Anlagen zur Aufgabe gemacht hat, noch nicht gedrungen ist.

Zur leichteren Orientirung beim Besuche der Umgegend Jena's wurde eine Karte beigegeben.

Mit der Entfernung des Druckortes vom Wohnort des

Verf. mögen manche Versehen entschuldigt werden, deren Angabe und Verbesserung dem Inhaltsanzeiger noch angeschlossen werden konnte.

In der Hoffnung, auch seiner Vaterstadt einen, wenn auch kleinen Dienst, mit der Herausgabe dieses Büchleins zu erweisen, empfiehlt dasselbe einer wohlwollenden Aufnahme.

Jena, den 4. Mai 1864.

Dr. H. Ortloff.

Inhalt.

Cap. I.

Jena und seine nächste Umgebung.

Cap. II.

Die weitere Umgegend Jena's.

I. Vormittags: Die Ostseite des Saalthals.

II. Nachmittags: Die Westseite des Saalthales.

III. Tagestouren.

Trockenborn — Thiergarten — Hummelshain. Schlossgarten — Chaussee nach Löbschütz vor Kahla — Leuchtenburg. Aussicht. Innere Burg. — Rückweg über Stadt Kahla nach Jena oder gleich nach der Brücke von Gross-Pürschütz — Schöps — Rothenstein — Maua — Göschwitz — Winzerla oder seitwärts Burgau — Jena.

D. Ziegenhain — Fuchsthurm — Welmisse — Fürstenbrunnen — Lobedaburg — Burgau. S. 66.
Verbindung mehrerer Morgentouren zu einer Tagestour von 6 bis 8 St. Marschlänge.

E. Rothensteiner Berg — Leuchtenburg. S. 66.
Tagestour von 9 bis 10 Stunden Marschlänge.

F. Jenzig — Hufeisen — Kunitzburg — Kunitz — Löbstedt. S. 66.
Mässige Tagestour von 5 bis 6 Stunden Marschlänge.

Zusätze und Verbesserungen.

Zu S. 5 §. 4: „Ober-Lauengasse," auch neuerlich Fichte-Strasse genannt.
Zu S. 6 Z. 4: „hohle Gasse" oder auch Poststrasse.
Auf S. 7 fehlt am Anfang der 1. Zeile das Wort: und.
Auf S. 8 l. im Absatz der Zeile 4 statt „wurden" wurde.
Auf S. 13 Absatz 3) fehlen vor: „Das Senatssitzungs- und das Decanatszimmer" die Worte: im zweiten Stock drei Auditorien.
Zu S. 14. Absatz b. Daselbst ist auch das Local des academischen Gesangvereins.
Zu S. 16 Absatz E. Die Inschrift über dem dritten Stock des Weigel'schen Hauses lautet: „Coeli enarrant gloriam dei et opera manum ejus anunciat firmamentum. Ps. XIX. 1. (Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündiget seiner Hände Werk).
Zu S. 17 Zeile 18 zu den Worten: „aufgeschlagene Bibel" mit dem Texte des Psalm 121. V. 23: Meine Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.
Zu S. 20 Z. 3: im ersten Stock des Seitengebäudes ist das Local der Liedertafel.
S. 20 oder §. 16 Absatz 3 c. Das Donat'sche Frühstückslokal neben dem Stadthause ist neuerdings in den Besitz des Fleischermeisters Ed. Dornbluth übergegangen.
S. 21 oder §. 17 Absatz 2 a. Das Local der Gesellschaft „Jenensia" befindet sich nicht im Geleitshaus, sondern im Gasthof zum Engel.
Zu S. 21 oder §. 17 Absatz 2 e: Im Dorfe befindet sich die Kirche, in welcher Schiller mit Charlotte von Lengefeld getraut worden ist.
S. 32 Zeile 4 statt: „Sorben-Wenden ein." l. Sorben-Wenden, ein.
S. 45 Zeile 22 C. statt: „nordöstlichen" südöstlichen.
S. 50 Zeile 15 l. statt: „nach" noch.
S. 59 Zeile 1 l. statt: „angegeben" angegebene
S. 59 Zeile 10 l. statt: „seitswärts" seitwärts.
S. 65 Zeile 26 l. statt: „Jenaieche" Jenaische.
S. 66 in der Ueberschrift l. statt: „Leuchtenuurg" Leuchtenburg.
S. 66 Zeile 24 l. statt: „bieg" biegt.



Cap. I.

Jena und seine nächste Umgebung.

§. 1.

Allgemeine Charakteristik der Stadt.

Die im Grossherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach gelegene Stadt Jena zählt 7000 Einwohner und gegen 730 Häuser. Sie liegt am linken Saalufer und am Ausgang des Mühlthales, dessen Bach die Leutra oder Litter, als verdeckter Mühlgraben die Stadt in ihrer grössten Ausdehnung und Senkung bis zur Saale, von Westen nach Osten durchfliesst.

Die Stadt wird in die Instadt und Vorstadt getheilt und die Häuser fallen unter fortlaufenden Zahlen in sechs Bezirke A bis F und sind hiernach bezeichnet.

Die Instadt wird jetzt ringsum von Hausgärten und sie einschliessenden Promenaden, dem s. g. Graben, welche sich an der Stelle der früheren Befestigungsgräben befinden, umgeben und noch von fünf Ueberresten von Befestigungsthürmen begränzt.

Die Vorstadt wird von den die nach den Nachbarstädten führenden Wege und Chausseen einschliessenden Strassen, Plätzen, Nebenstrassen und sonst ausserhalb des Grabens liegenden Häusern gebildet. Sie ist viel freundlicher als die aus engen Strassen mit hohen Häusern zusammengesetzte Instadt und findet daher auch mehr Wohnungsliebhaber und folgeweise ihre freilich nur langsame Erweiterung nach der anmuthigen Umgebung zu.

Die Stadt charakterisirt sich ihren hervorragenden Oertlichkeiten, so wie der Beschäftigung ihrer Einwohner nach, fasst nur als Universitätsstadt. Ausser einer Cigarrenfabrik (Koch), Wollspinnerei (Fr. Weimar) und einer Pianofortefabrik (Weidig) gibt es noch keine grössere Fabrikation, wenn gleich einzelne Gewerbtreibende, z. B. Tischler, Fleischer, Mechaniker, Drechsler und

a. m. angefangen haben, ansehnliche Exportgeschäfte zu machen. Die Aufgabe der Gewerbtreibenden Jena's wird es sein, sich von dem bequemeren und dürftigen Erwerb aus der Universität mehr und mehr zu emanzipiren, sich also von dieser möglichst unabhängig zu machen und auswärtige Bedürfnisse zu befriedigen.

Unter den gegebenen Verhältnissen ist zwischen der Universität und der Bürgerschaft auch das Einvernehmen ein sehr gutes und die Studirenden (ca. 500) finden in ihren Hauswirthen (s. g. Philistern) zuvorkommende und meist väterlich besorgte Bürger, die durch ihren Verkehr mit der frischen, fröhlichen Jugend, manches Studentische und Burschikose in Rede und Gewohnheiten annehmen und behaltèn. Die thüringische „Gemüthlichkeit" mit ihren Licht- und Schattenseiten gipfelt gerade in Jena.

Zu einer Stätte der Wissenschaft eignet sich Jena ganz vortrefflich wegen seiner vom grossen Weltverkehr abgeschlossenen und von der Natur reich ausgestatteten Lage. Jèna's herrliche Umgebung erhebt und erfrischt die denkermüdeten Geister und nährt die edlen Regungen jugendlicher Herzen, die man in der Poesie der deutschen academischen Jugend zusammenfassen kann. Soll auch die Wissenschaft sich von dem praktischen Leben nicht fern halten, so bedarf sie doch in ihrer vorbereitenden Pflege einer in sich gekehrten Ruhe; wahre Erquickung findet der Geist nicht im Weltgetümmel, sondern in der Idylle der Naturschönheit, welche Jena vor allen deutschen Universitäten in hervorragender Weise kennzeichnet. Und was ist es anders als die Erinnerung an das liebliche, zauberische Thalbild, das noch die ältesten Männer, die einst in Jena studirt haben, an das „alte, liebe Jena" fesselt und sie in ihren alten Tagen noch so mächtig wieder nach Jena zieht? Die Erinnerung an den sittlichen und geistigen Höhepunkt mächtiger und edler Bestrebungen der vergangenen Thatenlust, die Erinnerung an die schönste Vergangenheit, zusammengefasst in dem Bilde von Jena und Umgebung!

Mögen die Universitäten grosser Städte mit dem vornehmen Bewusstsein, mitten im Leben zu stehen und der Mittel zur Geistesbildung reichliche Fülle zu besitzen, sich brüsten und dazu auch berechtigt erscheinen, nimmermehr aber findet das jugendliche Gemüth auf ihnen jene die Jünglingsbrust aufschwellende Wonne des Seelenfriedens, die nur die grossartige Naturschöpfung zu erregen vermag, nimmermehr wird dort die Seele von der Allmachtsgewalt Gottes erfüllt, wie in der Wunderbarkeit des Naturbaues, nimmermehr stärkt der Wille sich dort zu neuem Thun, wie in der idyllischen Ruhe des Gottesgartens, in welchen sich die Thüren der Studirstuben unmittelbar öffnen! Mag erst der Jünglingscharakter durch die Gemüthsbildung eine sichere Grundlage erringen und dies in der ersten Studienzeit in dem lieblichen, stillen, „gemüthlichen" Jena bewirken, dann sittlich gestärkt wird er auch den Versuchungen der grossen Welt mit männlicher Kraft zu widerstehen vermögen.

§. 2.

Die Thore der In- und Vorstadt.

1) Die Thore der Instadt sind ausser einem einzigen nur noch dem Namen nach vorhanden:

a. Das Johannisthor schliesst die Johannistrasse nach der westlichen Vorstadt ab und ist noch das einzige wirkliche Thor der Stadt, zwar nicht von besonderem architektonischen Werthe, aber neben dem nahe gelegenen runden Pulverthurm, ein beachtungswerthes Baudenkmal aus der Vorzeit (im 14. Jahrhundert schon erwähnt). Das Thor geht durch einen hohen viereckigen Thurm, auf dessen Plattform sich in der Mitte eine ansehnliche massive Spitze erhebt; an den vier Ecken der zur Aufstellung von Vertheidigungsmannschaft bestimmten Plattform ragen vier steinerne Affengestalten hervor. Im J. 1624 hatten Studenten die Wächter dieses Thurmes Affenwächter genannt, und daraus entspann sich eine Schlägerei zwischen Bürgern und Studenten, worin ein Student erschlagen wurde; ein damaliger Superintendent legte seiner Leichenrede den Text unter: „Philister über Dir, Simson,“ u. s. w. (Richter 16, 20.) und seitdem sollen die Studenten die Bürger „Philister“ genannt haben. An der Aussenseite des Thurmes befindet sich ein söllerartiger Vorbau, der früher bedeckt war, der sogenannte Käsekorb, wohin ehemals lüderliche Weiber gesteckt worden sein sollen.

b. Das Saalthor ist jetzt der Ausgang der vom Kirchplatz nach der Saale zu ablaufenden Saalgasse an der Ostseite der Instadt.

c. Das Löbderthor (Lobedaer Thor) ist jetzt der Ausgang der vom Markt aus nach Südwest führenden und auf den Holzmarkt mündenden Löbdergasse. Vor dem Thore, welches früher, wie die beiden anderen Thore, mit einem viereckigen Thurme versehen war, führte eine steinerne Brücke über den mit Wasser gefüllten Stadtgraben. Auf der einen Seite derselben stand ein aus Stein gehauener Kopf, welcher als zweites Wunder der Stadt galt (§. 20). Die Sage geht, ein vornehmer Ehebrecher, der sein Leben verwirkt, habe sich zur Verwandlung der früheren hölzernen Brücke in eine steinerne erboten, falls ihm das Leben geschenkt würde, was denn auch geschehen, worauf er das Bild seines verwirkten Kopfes auf die Brücke habe setzen lassen. Seit 1817 ist Thurm, Thor und Brücke niedergerissen, der Graben ausgefüllt und aus dem ganzen Terrain der jetzige Holzmarkt hergestellt worden.

2) Die Thore der Vorstadt sind jetzt auch immer offen.

a. Das Erfurter Thor am Westende der Stadt, nach Weimar und Erfurt zu, bildet den Ausgang der vom Johannisplatz auslaufenden Wagnergasse; durch dieses führt die Chaussee nach Weimar und Apolda, welche bis zum Dorfe Isserstedt eine gemeinschaftliche ist.

b. Das Brückenthor auf der Ostseite der Stadt trennt diese von der Saalbrücke und bildet den Ausgang des Steinwegs; durch dasselbe führt die Chaussee nach Bürgel, Eisenberg und Gera.

c. Das Neuthor am Südende der Stadt bildet den Ausgang der vom Holzmarkt am Engelplatz vorüber führenden Neugasse; durch dasselbe führt die sich weiterhin $^3/_4$ Stunden von Jena theilende Chaussee nach Roda und Kahla.

d. Das Zwäzener Thor, früher Hammerthor, am Nordende der Stadt, bildet den Ausgang der Zwäzengasse; durch dasselbe führt die Chaussee nach Zwäzen, Dornburg, Camburg, Naumburg u. s. w.

e. Das Engelgatter ist der Ausgang von dem vor dem Gasthof zum Engel gelegenen Platz (Engelplatz) über die Engelbrücke nach der Westseite des Saalthales und Blankenhain zu.

f. Das Ziegelgatter ist ein Ausgang, der rechts vom Engelplatz zwischen Scheunen und an der Timler'schen Ziegelei vorüberführenden Gasse nach der Leutra hin.

g. „Das Inselgatter" heisst der Ausgang einer vom Steinweg seitwärts nach den Gärten der Insel oder des von der Saale und der Mühlenlache eingeschlossenen Landstückes führenden Strasse.

h. „Das Ziegelmühlgatter" wird der Ausgang der Bachgasse und ihrer Erweiterung am Leutrabach entlang bis zur Ziegelmühle genannt; durch dasselbe führt der Weg nach dem Forste und nach den Mühlen des Mühlthales.

§. 3.

Plätze der Stadt.

1) Der Marktplatz ist ein regelmässiges Viereck, 150 Schritte lang und 124 Schritte breit. Auf ihm werden jährlich vier Jahrmärkte und Dienstags, Donnerstags und Sonnabends die Wochenmärkte abgehalten. Dienstags und Sonnabends um 10 Uhr Marktmusik vom Rathhausthurm. Statue Johann Friedrich des Grossmüthigen; s. §. 12. 1.

2) Der Eichplatz zwischen der Johannis- und Leutrastrasse, von drei Akazienreihen und der Fronte des Timler'schen Hauses eingefasst, ist nach dem Brand vor der Schlacht bei Jena, welcher am 13. und 14. October 1806 wüthete, nach Ebnung der Brandstätte entstanden. Die in der Mitte stehende Eiche ist zur Erinnerung an das im Januar 1814 gefeierte Friedensfest gepflanzt worden.

3) Der Kirch- oder Kreuzplatz liegt vor der Haupt- und Stadt- oder Michaeliskirche und dient zum Feilhalten der Töpferwaaren an Wochen- und Jahrmärkten. Daneben liegt das sogen. Kreuz, die Kreuzung der Leutra-Rathhaus- und Marktstrasse und des Zugangs zum Kirchplatz.

4) Der Schulplatz liegt hinter der Michaeliskirche vor der Bürgerschule.

5) Der Paulinerplatz liegt vor der Pauliner- oder Collegienkirche und dem Lesemuseum. Gleich daneben der kleine Platz „Nonnenplan."

6) Der Sitzenplan ist ein kleiner Sackplatz an der Unter-Lauengasse.

7) Der Holzmarkt ist der Platz vor dem Löbderthor, auf welchem sich die Graben-Chausseen und die Löbdergasse kreuzen. Daselbst wird der Holzhandel an Markttagen betrieben.

8) Der Engelplatz ist ein langer, durch die Kreuzung mehrerer Strassen entstandener Platz vor dem Gasthof zum Engel.

9) Der Johannisplatz liegt vor dem Johannisthor.

10) Der Bibliothekplatz ist der vor der neuen Bibliothek geschaffene Freiplatz.

11) Der Schlossplatz befindet sich am Fürstengraben vor dem Schloss und dem Gasthof zum Löwen.

12) Der Sau- oder Schweinemarkt ist ein kleiner Platz bei dem Tröbst'schen Kaffeehaus, links vom Steinweg.

13) Der Sack, ein von der Ober-Lauengasse sich abzweigender enger Platz.

§. 4.

Die Strassen oder Gassen der Stadt.

Die meisten Strassen ziehen sich in der Richtung von Westen nach Osten hin, da die Stadt in dieser Richtung ihre grösste Ausdehnung hat. Mehrere laufen parallel und sind durch schmale Gässchen in ihren Mitten zugänglich.

1) In der Instadt laufen die drei Hauptstrassen: Johannis-, Leutra- und Collegienstrasse parallel und sind in ihrer Mitte durch die beiden engen „Brüdergässchen" verbunden. Die Fortsetzung von der Johannis- und Leutrastrasse über den Kirchplatz nach Osten hin ist die Saalgasse. Die Strasse vom Markt nach dem Löbderthor heisst die Löbdergasse.

Neben- und Seitengassen sind noch: Die Jenergasse vom Fürstengraben nach der Johannisgasse, die Jüdengasse zwischen Johannis- und Leutrastrasse am Eichplatz entlang, „hinter der Rinne" die Gasse zwischen der oberen Leutra- und Collegienstrasse, die Rathhausgasse zwischen der unteren Leutra- und Löbderstrasse, die kurze Strasse an der Senkung des Marktes „unterm Markt", zwischen dieser und der oberen Saalgasse die Ober-Lauengasse, deren gerade Fortsetzung von der Saalgasse nach dem Schloss und daran vorüber nach dem Fürstengraben die Schlossgasse; die Unter-Lauengasse ist die Verbindung vom Sitzenplan und „unterm Markt" mit der unteren Saalgasse; dann

die drei engen Gässchen vom Markt aus „die Greifgasse, die Mühlgasse (ein Monstrum von Rinnstein), die Krämergasse, die Thurmgasse vom Burgkeller nach dem Fürstengraben, die Gasse „hinter der Kirche," die hohle Gasse vom Rathhaus nach dem Löbder- oder unterem Graben und der Post, das Marktgässchen und die beiden Brüdergässchen.

2) Die Strassen der Vorstadt werden am besten nach den Thoren der Instadt aufgezählt:

a. vor dem Johannisthor: die Wagnergasse, Bachgasse und Krautgasse, von dem Johannisplatze aus ziemlich parallel laufend; zwischen den beiden ersteren nahe an ihrem Westende die Quergasse; diese Vorstadt hiess in alten Zeiten Scheczilsdorf, wird auch jetzt noch im Volke die Schweiz genannt;

b. vor dem Löbderthor: die Neugasse, der Löbdergraben, die Krietgasse, Fischergasse, Paradiesgasse, das Mönchgässchen hinterm Engel; diese Vorstadt hiess einst Zwifel- oder Zweifelbach;

c. vor dem Saalthor: der Steinweg mit der Frauengasse und „bei dem Rähmen"; diese Vorstadt wird in alten Urkunden Schodelsdorf oder Hodelsdorf genannt;

d. zwischen dem Johannis- und Saalthor: der Fürstengraben, die Zwäzengasse, die Schmiedegasse oder „hinter dem Ballhaus;" dieser Stadttheil hiess in alten Zeiten Nollendorf und hatte ein eigenes Brauhaus.

§. 5.

Kirchen und milde Stiftungen.

1) Die Kirchen sind folgende:

a. Die Michaeliskirche oder Haupt- und Stadtkirche, nach dem Erzengel Michael, dem Patron der Stadt Jena, benannt, stammt in ihrer jetzigen Gestalt aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts und ist nach einer Sage von dem Baumeister Christoph Stromer erbaut, welcher selbst an einem der südlichen Pfeiler herabgestürzt sein und seinen Tod gefunden haben soll. Im gothischen Style erbaut ist sie von aussen und innen eine sehr stattliche Kirche, 140 Fuss lang, gegen 70 Fuss breit und eben so hoch. Das linke Portal zeichnet sich besonders aus und war mit zahlreichen grösseren und kleineren Statuen verziert, welche wohl in der Reformationszeit entfernt worden sein mögen. Der Altar steht auf einem Kreuzgewölbe, durch welches ein Durchgang führt. Es gilt als erstes Wunderwerk Jena's, dass unter dem Altar ein Wagen durchfahren kann (§. 20.).

Das Innere der Kirche, welche durch zwei Reihen himmelanstrebender Pfeiler und gothischer Bogen in ein breites Längen-Mittelstück

zwei schmälere Längen-Seitenstücke getheilt ist, gewährt schon durch die Höhe einen feierlichen Anblick, der noch mächtiger wirken würde, wenn zwischen die Pfeiler nicht eine Menge von Stühlen und Emporen gedrängt worden wäre. Sehenswerth ist das am Altare aufgestellte Bildniss Luthers in Lebensgrösse aus Erz; es war ursprünglich zur Grabdecke von Luthers Gruft in der Schlosskirche zu Wittenberg bestimmt, allein nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Mühlberg unterblieb das Unternehmen und im Jahre 1572 liess Herzog Johann Wilhelm es in der Michaeliskirche zu Jena aufstellen. Wohl um den Werth des Bildes zu verdecken, ist es früher, ausser Gesicht und Füsse, schwarz überstrichen gewesen und wohl auch dadurch den kaiserlichen Plünderern im Jahre 1637 entgangen; erst nach der Schlacht bei Jena ist es in seinen jetzigen Zustand gebracht worden. Unmittelbar daneben ist das Grabgewölbe des Herzogs Bernhard von Jena von 1678.

Der Kirchthurm, 1557 vollendet, ist bis in den Dachstuhl massiv, bis zur Höhe der Kirche viereckig, dann aber achteckig; er bewahrt viele Räume, besonders die Glockenkammer mit einem herrlichen Geläute von 4 Glocken. Bis in die Wohnung des Thürmers führen 242 steinerne Stufen. Von da schöne Rundsicht, besser noch auf dem die Spitze des Thurmes bildenden Aufsatz, dem sogen. grünen Thürmchen, in dem die zwei Stundenglocken hängen. Der stark vergoldete Knopf soll so gross sein, dass ein Schuster mit einem Lehrjungen darin arbeiten könnte.

b. Die Pauliner- oder Collegienkirche ist in der inneren Bauart der Michaeliskirche ähnlich, was, nachdem die Pfeiler frei von Stühlen und Emporkirchen gemacht worden sind, sehr zu ihrem Vortheil hervortritt. Sie ist ehemals die Kirche des stattlichen Pauliner-Mönchsklosters des Dominikaner- und Predigerordens gewesen, dem Apostel Paulus geweiht; nach der Reformation wurde das Kloster verlassen und die Kirche, die ohne Gemeinde war und leer stand, wurde 1594 wieder zum Gottesdienst und zu academischen Feierlichkeiten verwendet uud seitdem hat sie die Benennung „Collegienkirche" erhalten. Jezt wird Sonntags von 11—12 Uhr darin Gottesdienst gehalten und den Studenten, bezüglich Mitgliedern des homiletischen Seminars Gelegenheit zur Uebung im Predigen gegeben; ausserdem finden zuweilen Missionsandachten, Kirchen-Concerte und alle grossen academischen Feierlichkeiten darin statt. Im Hofe des daneben liegenden alten Collegiengebäudes stösst an die Paulinerkirche ein niedriger, unten massiver Thurm an, 1548 erbaut und 1756 mit einem Aufsatz versehen, in welchem sich die „Collegienuhr" befindet. Aussen ist das grosse sächsische Wappen mit einer Inschrift des berühmten Prof. M. Johann Stigel angebracht, welche des Stifters der Universität und seiner drei Söhne dankbar gedenkt und Christus um den Schutz für die Stätte der Wissenschaft anfleht.

c. Die alte Johanniskirche oder katholische Kirche auf dem unteren Friedhof ist eine der ältesten Kirchen Thüringens, was sich namentlich aus den kleinen Fenstern der Nordseite ergiebt. Anfangs dieses Jahrhunderts ist sie der kleinen katholischen Gemeinde zu Jena eingeräumt worden.

d. Die neue Johannis-Gottesacker- oder Garnisonkirche mit hohem massiven Thurm ist in den Jahren 1686 bis 1693 vom Vermögen der Michaeliskirche erbaut, aber innen erst 1835 vollendet worden. Im Jahre 1743 wurden sie unter Herzog Ernst August zur fürstl. Garnisonkirche eingeweiht.

e. Die Kirche zu St. Jacob, oder Jacob's Kapelle, Hospitalkirche vor dem Zwäzenthor, in der Nähe des Weiber-Hospitals zu St. Jacob an der Kamburg-Naumburger Chaussee, ist von einem angesehenen Jenaer Bürger Nicolas Theuerkauf erbaut, der 1482 auch darin begraben worden ist. An ihrer Stelle ist, da sie baufällig geworden war, im Jahre 1690 eine neue Kapelle, die noch steht, erbaut worden. Nur zweimal jährlich wird Gottesdienst in ihr gehalten.

2) Milde Stiftungen sind folgende Gebäude:

a. Das Weiberhospital zu St. Jacob in Weiden und Maria-Magdalenenstift an der Chaussee nach Kamburg und Naumburg.

b. Das Brüder- oder Männerhospital zu St. Nicolaus vor dem Saalthor, schon 1354 erwähnt. Das über der Thür rechts hängende Wappen ist das des Albertus von Tümpling, eines Stiftungsvermehrers, das links das der Stadt Jena, der Erzengel Michael, als Patron der Stadt, welcher einen Lindwurm ersticht.

§ 6.

Grossherzogliche Gebäude.

1) Das Schloss besteht aus einem Hauptgebäude und mehreren Seiten- und Nebengebäuden:

a. Das nach dem Fürstengraben zu gelegene, hohe Hauptgebäude, das sogen. Wilhelmer Schloss ist, nachdem von dem Herzog Wilhelm dem Tapferen im Jahre 1471 an der Stelle eines älteren baufällig gewordenen, ein neues erbaut worden war, welches aber auch nicht dauerhaft war, 1659 von Herzog Wilhelm IV. begonnen und von seinem Sohne Bernhard, Herzog zu Jena, vollendet worden. Auf dem flachen Altandach hat man eine schöne Aussicht. Nach der Schlacht bei Jena, wo das Schloss als Lazareth den Franzosen gedient hatte, wurde es vom Herzog Carl August der Universität zur Aufstellung von Sammlungen eingeräumt und jetzt befindet sich das archäologische, zoologische und mineralogische Museum und das orientalische Münzkabinet darin (§. 19.).

b. Das gegen Abend liegende Seitengebäude, das sogen. Johann Wilhelmer Schloss ist 1570 vom Herzog Johann Wilhelm

erbaut worden. Es wird von der grossherzoglichen Familie bei ihrem Aufenthalt in Jena und wurde stets von den fürstlichen Prinzen auf längere Zeit während ihres Studiums bewohnt. Darin befindet sich auch die Wohnung des Kastellans. Im Erdgeschoss ist das grossherzogl. Steueramtslocal.

c. Die Südseite des Schlosshofes nimmt das 1585 erbaute Kornhaus, in welchem sich auch die herrschaftlichen Stallungen befinden, ein.

d. Auf der Ostseite steht das 1660 erbaute Reithaus, unter welchem die Reitbahn liegt. Im oberen Geschoss befinden sich Sammlungen für das durch einen Gang damit in Verbindung gebrachte grossherzogl. Institut für Landwirthe und das thierärztlich-zootomische Kabinet. In dem nach Norden anstossenden Thurm, ein ehemaliges Befestigungswerk mit neuerem Aufbau (seit 1795) wurde bis 1820 katholischer Gottesdienst gehalten, dann befanden sich darin die Präparate des anatomischen Kabinets und im Erdgeschoss das Archiv des grossherzogl. Justizamtes. In neuerer Zeit sind die anatomischen Präparate in die neue Anatomie versetzt und das obere Stock ist zu germanisch-archäologischen Sammlungen eingeräumt worden.

e. Im Südwesten des Schlosshofes stösst das in der Schlossgasse gelegene Amthaus an das Kornhaus und Johann Wilhelmer Schloss. Im unteren Stock befindet sich das grossherzogl. Justizamt, in den beiden oberen Stocken die Wohnung des Curators der Universität.

2) Gleich neben dem Schloss liegt das grossherzogl. Institut für Landwirthe. In diesem Hause wohnte der berühmte Geh. Kirchenrath Griesbach und einige Zeit auch Schiller. Mit der Gründung einer höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt durch den Geh. Hofrath Fr. Schulze im Jahre 1839, erwarb derselbe dieses Gebäude zu genanntem Zwecke. Nach dessen Tode ist es nebst Inventar von der grossherzoglichen Staatsregierung erworben und erweitert worden und ist jetzt grossherzogl. Lehranstalt neben und in theilweiser Verbindung mit der Universität. Eingang von der Schlossgasse aus.

3) Das grossherzogliche Rechnungsamt befindet sich am Fürstengraben, gegenüber dem Oken-Denkmal. Es gehörte dieses Gebäude früher mit zu dem s. g. Fürstenkeller, welcher 1534—37 vom Kurfürsten Johann Friedrich zu Sachsen erbaut worden ist.

4) Die grossherzogliche Landesheilanstalt, welche das Landkrankenhaus, die Irren-Heil- und Pflegeanstalt, die Entbindungsanstalt und Hebammenschule umfasst, liegt am Ende der Bachgasse und enthält ansehnliche Gebäude und Gärten.

5) Die grossherzogliche Thierarzneischule nebst Unterrichtsanstalt für Hufschmiede liegt am oberen Fürstengraben auf dem Heinrichsberge.

6) Die grossherzogliche Sternwarte mit dem meteorologi-

schen Institut, in dem vormals Schiller'schen Garten in der Nähe des Engelplatzes; Eingang im Mönchsgässchen hinter dem Gasthof zum Engel.

7) Das grossherzogliche physikalische Kabinet ist das letzte Haus der Neugasse rechter Hand noch innerhalb des Neuthores (§. 19. 3).

8) Die Wohnung des Inspectors des grossherzogl. botanischen Gartens. Herzog Wilhelm IV. schenkte im Jahre 1640 der Akademie das Land zu diesem Garten; indessen machte Herzog Bernhard 1663 denselben wieder zu einem Lustgarten für seinen Hof. Dann war er nach Erlöschen der Jenaischen Linie und nach Wegzug der Eisenach'schen blosses Gartenland. Im Jahre 1794 wurde derselbe wieder zum botanischen Garten eingerichtet und ein Gewächshaus erbaut; 1825 wurde die Wohnung des Garten-Inspectors erbaut und seitdem ist der Garten durch die Munificenz des Grossherzogs ansehnlich erweitert und verschönert worden, so dass sein Besuch nicht bloss der interessanten Einrichtung wegen, sondern auch um seiner herrlichen Lage willen zu empfehlen ist; er ist nur zwischen 12 und 2 Uhr und Abends von 6 Uhr bis Morgens 6 Uhr geschlossen.

9) Das Schlösschen im Prinzessinnengarten, gleich hinter dem botanischen Garten und dem Bibliothekplatz, ist vom Geh. Hofrath Griesbach, dem ehemals dies reizende Besitzthum gehörte, erbaut. Es wurde nach dessen Tode von der verstorbenen Frau Grossherzogin-Grossfürstin angekauft nnd gehört seitdem dem grossherzogl. Hause. Seinen Namen erhielt der Garten davon, dass die Prinzessinen von S. Weimar, Marie und Auguste (jetzige Königin von Preussen), im Sommer hier öfter verweilten. In den Sommern 1860, 1861, 1862 bewohnte das Schlösschen der Erb-Grossherzog von S. Weimar. Wegen seiner lieblichen Aussicht ist dieser Garten von dem Publikum Jena's stets sehr gern besucht worden.

§. 7.

Das Ober-Appellationsgericht.

Das Gebäude für das Ober-Appellationsgericht mit der gleichen Inschrift befindet sich in der Leutrastrasse. Diese Behörde ist die höchste Instanz in Justizsachen für das Grossherzogthum Sachsen, die drei Herzogthümer Sachsen, die beiden Fürstenthümer Schwarzburg, die beiden Fürstenthümer Reuss und das Herzogthum Anhalt und führt als ein gemeinschaftliches Gericht den Namen: Gesammt-Ober-Appellationsgericht. Es besteht seit 1817.

§. 8.

Städtische Gebäude.

1) Das Rathhaus am Markt ist eins der ältesten und ansehnlichsten Gebäude der Stadt, 42 Schritte lang und etwa 50 Schritte tief, ganz massiv und mag sich ehemals in der Fronte der Marktseite mit seiner Reihe von Pfeilern und Spitzbogen, ehe zwei derselben ausgebaut worden sind, sehr stattlich präsentirt haben. Nur noch die zwei äusseren Gänge gehen durch die Spitzbogen, durch die ganze Tiefe des Gebäudes, sind aber auch durch zahlreiche Fleischbänke verunstaltet. Die übrigen sind jetzt verschlossen und verbaut durch die sogen. Zeise (Accise), jetzt ein gern besuchtes Wein- und Frühstückslokal (§. 16. 3. a.); daneben die Waage in einem Gewölbe. Im oberen Stock befinden sich die Geschäftslokale der Gemeindeverwaltung (Gemeinderaths-Sitzungssaal, die Polizei, die Stadtkämmerei) und der Sparkasse.

Bemerkenswerth ist an dem zwischen den zwei Dachspitzen stehenden Thurm das zweifache Uhrwerk. Rechts und links vom Zifferblatt steht je eine Figur und über demselben in der Mitte ist ein von Zinkblech angefertigter Menschenkopf mit beweglichen Kiefern (der „Schnapphans") angebracht. Wenn die Uhr Viertelstunden schlägt, erhebt die links stehende Figur, ein Engel, mit den Armen ein Glöckchen, wenn sie aber die vollen Stunden schlägt, reicht die rechts stehende Figur mit jedem Schlage ein an einem Stab steckenden vergoldeten Apfel dem den grossen Mund weit aufsperrenden Kopf hin, wonach dieser schnappt, ohne den Apfel erfassen zu können, was wohl die Versinnbildlichung der unersättlichen menschlichen Begierden und der ewigen Versuchung andeuten soll.

2) Die Bürger- oder Stadtschule hinter der Michaeliskirche ist seit 1525 aus dem Michaelis-Nonnenkloster, welches das Patronatrecht der Michaeliskirche im 14. Jahrhundert hatte, hervorgegangen.

3) Die Johann-Friedrich- oder Seminarschule auf dem Grundstück zwischen der Fischer- und Paradiesgasse, nach letzterer zu mit dem Brustbild des Kurfürsten Johann Friedrich geschmückt, ist von dem Schulrath Stoy gegründet, und am 16. Aug. 1858 bei dem 300jährigen Jubiläum der Universität eingeweiht worden. Der Zweck der Anstalt ist, Studirenden und Kandidaten, welche Mitglieder des pädagogischen oder Lehrerseminars sind, Gelegenheit zu geben, sich im Ertheilen von Unterricht zu üben, welcher hier Kindern armer Eltern unentgeltlich ertheilt wird.

4) Die Bewahranstalt für kleine Kinder am Löbdergraben, ein einstöckiges, freundliches Häuschen in schweizerischen Styl mit Garten, als Zweiganstalt des Frauenvereins zur Versorgung von Wittwen und Waisen, nimmt die einer Pflege bedürftigen Kinder

besonders aus dem Arbeiterstande von Morgens bis Abends auf, um den Eltern einen ungestörten Broderwerb zu sichern.

5) Das Stadthaus in der Johannisstrasse ist eine grosse Speise- und Bierwirthschaft, welche von Bürgern und Studenten besucht wird.

6) Die Stadtbrauerei vor dem Neuthore, nebst Felsenkellerwirthschaft im Sommer; wegen der Berganlage mit schöner Aussicht sehr beliebt. Sonntags Nachmittags oft Concertmusik im Freien (§. 17. 1. a.).

7) Das städtische Arbeitshaus am Fürstengraben, theils eine Zwangsanstalt für arbeitsscheue Personen, theils ein Versorgungshaus für Arbeitslose und Arbeitsunfähige.

8) Der Brückenhof nebst Brückenmühle und die davor nach dem Graben gelegene Tonnen- früher Fürstenmühle, jetzt massiv neu gebaut.

9) Die Gasanstalt vor dem Zwäzenthore — splendide Strassenbeleuchtung vom September bis April.

10) Der Kirchengemeinde gehört die Superintendentur, das Diaconat und das Leichenhaus auf dem Friedhofe, welcher jetzt sehr erweitert worden ist und manches berühmte Grab birgt.

§. 9.

Academische Gebäude.

1) Das stattlichste und schönste Gebäude der Universität, gewissermaassen deren Repräsentant, ist die Bibliothek am Fürstengraben, am 15. und 16. August 1858, an den Tagen des 300jährigen Jubiläums der Universität, eingeweiht. Sie ist nach dem Vorbild eines italienischen Palastes erbaut und besteht ausser den Verwaltungsräumen (Expeditions- und Lesezimmer im ersten Stock) aus zwei durch die Tiefe und Länge des Gebäudes hindurch gehenden grossen, mit Bücherregalen besetzten und mit zahlreichen Büsten ausgeschmückten Sälen, einem Hülfsraum im Dache und dem Manuscripten-Kabinet. Die Universitätsbibliothek ist durch die Schlossbibliothek des Kurfürsten Johann Friedrich des Grossmüthigen, des Stifters der Universität, welche derselbe 1548 von Wittenberg nach Jena schaffen liess, begründet worden; darunter befanden sich schon werthvolle Schätze, Handschriften mit kostbaren Miniaturmalereien aus der Dürer'schen und niederländischen Schule, auch die auf Pergament gedruckte, mit L. Cranach'schen Holzschnitten und einem Originalgemälde L. Cranach's vor dem Titelblatte versehene Bibel des Kurfürsten, welche er stets bei sich geführt hat. Die Bibliothek wurde durch reiche Vermächtnisse, Geschenke und Ankäufe sehr vermehrt und zählt fast 150,000 Bände. Hier befindet sich auch ein siebenköpfiger Drache, ein Wunder Jena's; siehe

§. 20. Abs. 3. Die Bibliothek ist an jedem Wochentag von 10—12 Uhr und von 1—3 Uhr geöffnet.

2) Das alte Universitäts- oder Collegiengebäude, vom Paulinerplatz und der Collegienstrasse bis zum Holzmarkt, war bis in das 16. Jahrhundert das Paulinerkloster des Dominikaner- und Predigerordens. Der Eingang durch das Thor von der Collegienstrasse aus. Dazu gehören folgende Bauten:

a. Die Pauliner- oder Collegienkirche (§. 5. 1. b.).

b. Das ehemalige Convictoriengebäude längs der Collegienstrasse, welches früher einen Speisesaal für 150 Studenten und Küche und Wohnung des Convictwirthes enthielt, enthält jetzt nach Aufhebung des Convictoriums und Verwandlung desselben in Freitische, im ersten Stock ein grosses Auditorium (zu Buchhändlerniederlagen verwendet), im zweiten aber die für die gewöhnlichen academischen Feierlichkeiten bestimmte Aula nebst Versammlungszimmer für die academischen Lehrer.

c. Das Universitäts-Amthaus; daselbst noch ein altes kleines Carcer mit tragi-komischen Dintenzeichnungen auf die weisse Kalkwand von Distelli aus St. Gallen, 1822 Student zu Jena, den Raub der Sabinerinnen und Marius auf den Trümmern von Karthago darstellend.

d. Das anatomische Theater nebst anthropotomischen und zootomischen Museum und das physiologische Laboratorium an dem nach dem Graben zu gelegenen Gebäude (frühere Bibliothek). Im rechten Winkel daneben Prosector- und Assistentenwohnung.

e. Hinter der Collegienkirche das Carcergebäude.

f. Das Lesemuseum am Paulinerplatz neben der Collegienkirche.

g. Das, getrennt von jenen zusammenhängenden Gebäuden, unweit davon westlich am Graben gelegene Collegien- oder academische Brauhaus.

3) Das neue Collegienhaus am Fürstengraben; Haupteingang daselbst, ausserdem ein Zugang von der Jenergasse aus. Es wurde im Sommer 1861 eröffnet und ist wegen seiner schönen Lage und zweckmässigen Einrichtung auch für den Fremden besichtigungswerth. Im Erdgeschoss: Wohnung des Hausmanns und Archiv; im ersten Stock Versammlungs- und Sprechzimmer der academischen Lehrer, vier Auditorien, das Senatssitzungs- und das Decanatszimmer; im dritten Stock noch vier Auditorien, im vierten Stock Wohnung des Bibliotheks-Secretärs und des Ober-Pedells und Depositors. Schöne Aussicht von allen nach dem Fürstengraben gelegenen Zimmern aus.

4) Das Rosengebäude, schlechtweg „die Rose“ genannt, besteht aus zwei Gebäude-Complexen:

a. Der Rosenkeller am Eichplatz ist ein Wirthschaftslocal, mit Sommerwirthschaft im Hofraum, kenntlich durch einen rechts vom Thore erhaben gearbeiteten, bunt gemalten Rosenkranz. Von

den früheren Besitzern Rosenhain, von deren Einem das Haus der Herzog Wilhelm von Sachsen gekauft hat, mag es seinen Namen haben; im Jahre 1561 erhielt es die Universität zum Geschenk und 1570 erlangte es die Schankgerechtigkeit mit der Bedingung, wohlfeiler zu verschänken, weil auf dem Getränke keine Abgaben lasteten.

b. Die Rosensäle am Fürstengraben, worin im Winter die academischen Concerte und die Bälle der Sonntagsgesellschaft, sowie die Vorlesungen zum Besten bestimmter Zwecke (für das archäologische Museum, für eine Schillerstatue) an Mittwochsabenden gehalten werden.

5) Das academische Rentamt neben den Rosensälen am Fürstengraben.

6) Das chemische Laboratorium am Graben in der Nähe des Johannisplatzes und des academischen Brauhauses.

§. 10.

Brücken.

1) Die Kamsdorfer- oder Saalbrücke, welche vom Brückenthor der Stadt nach Unter-Kamsdorf über 9 Bogen hinüber führt, ist eins von den sieben Wunderwerken Jena's (§. 20). Im 15. Jahrhundert ist sie erbaut worden; vorher stand daselbst eine hölzerne Brücke mit einem 1416 erbauten Häusschen, in welchem ein Mann sass und Almosen für die Brücke erbat. Die neue Brücke soll von den Steinen der zerstörten Burgen des Hausbergs erbaut sein und einen Dreier mehr als der Thurm der Stadtkirche gekostet haben. Auf beiden Mauerbrüstungen sind Erinnerungszeichen von Unglücksfällen in die Steinplatten eingehauen, auf der Nordmauer ein Paar Hufeisen an der Stelle, wo ein Reiter über die Mauer hinabgesetzt ist, auf der Südmauer ein Tragkorb an der Stelle, wo ein Mädchen mit einem Graskorbe rücklings hinabgestürzt ist; dann noch auf der Nordseite ein kleines Kreuz an der Stelle, wo bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts ein grosses steinernes Kreuz, die Gränze des Jenaischen Stadtbezirks, gestanden hat. Jugendlicher Muthwille hat es in die Fluthen gestürzt.

2) Die Lachenbrücke vor dem Saalthor führt über die Mühlenlache nach dem Steinweg. Im 17. Jahrhundert soll daneben in einem Hause ein sehr geschwätziger Bader oder Barbier, Hans Kranich, eine Barbier- und Badestube gehabt haben und der Saalbader genannt worden sein, daher wäre dann die breit tretende Schwätzerei „Saalbaderei" genannt worden.

3) Die Engelbrücke, bestehend nur in einem Bogen, führt über die Leutra, nahe beim Engel.

§. 11.

Alterthümliche Baudenkmale.

1) Unter den Thürmen war bereits der Johannisthorthurm im §. 2. 1. a. erwähnt worden. Ein noch interessanteres Seitenstück ist der am Ende des oberen Fürstengrabens und am Heinrichsberge gelegene früher s. g. keulige, jetzt s. g. Pulverthurm, eine grosse Zierde der Anlagen am Fürstengraben und ein werthvolles Denkmal fortificatorischer Architektonik. Die ziemlich hohe, mit runden Vorbauen versehene, äussere Umfassungsmauer ist geschmackvoll theilweise mit Laubgewinde behangen und hinter Bäumen versteckt; zwischen ihr und dem Thurm ist etwa 8—10 Fuss breiter Raum, sodass der runde Thurm frei steht. An der Südseite ist eine steinerne Treppe angebaut, von welcher aus ein mit einer eisernen Thür verschlossener Eingang in den Thurm, den man auf einer bequemen hölzernen Wendeltreppe besteigen kann, führt. In der konischen massiven Spitze des Thurms führt ein Ausgang auf den Thurmkranz, der über die Thurmseiten in Spitzbogenform herausgemauert, mit einer Zinnenmauer, einem Abortsvorbau und Steinausguss versehen ist. Auf der schmalen Plattform kann man bequem um die ganze Thurmspitze herumgehen und die Aussicht geniessen. Die Schlüssel zu dem Thurm sind in dem nebenstehenden Haus zu haben.

Von den übrigen Befestigungsthürmen der Instadt stehen nur noch die Unterbauten; der s. g. Anatomiethurm neben dem academischen oder Collegienbrauhaus war seit 1750 mit einem Aufbau, in welchem seitdem bis 1860 das anatomische Theater sich befand, versehen worden. Als das neue anatomische Theater durch einen Anbau an das alte Bibliotheksgebäude im J. 1860 eingerichtet worden war, wurde das alte abgebrochen und jetzt steht der Thurm wieder als Ruine da, die mit Laubwerk umrankt mit der Zeit einen besseren Anblick als jetzt gewähren wird. Ihre Erhaltung wird, ungeachtet die Wegnahme derselben einen freien Platz vor der Anatomie schaffen würde, doch gewünscht, um ein Denkmal an die ehemalige Befestigungslinie Jena's zu behalten. Mit diesem Thurm correspondiren noch die anderen Thurmruinen längs der Grabenpromenade, der weit umfangreichere Thurm mit dem gewaltigen Riss und altem Epheu an der Südostecke der Stadt, gegenüber dem Stoy'schen Institut, ferner der mit einem Aufbau versehene Schlossthurm an der Nordostecke der Stadt und der zwischen diesem und dem Pulverthum mitten am Fürstengraben gelegene Thurmunterbau, aus welchem zwei mächtige Akazien heraus gewachsen sind.

2) Ausser den Kirchen und ehemaligen Klöstern giebt es nur noch wenig alterthümliche Gebäude:

a. Der Burgkeller auch Rathskeller, am Kirchplatz neben

der Kirche, präsentirt sich mit seinem schönen Giebel am besten vom Kreuz aus gesehen. Er ist 1546 von Nicol. Zöllner erbaut worden. Am 27. Juni 1547, als Kaiser Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich mit sich führte, traf dieser auf dem Burgkeller mit seiner Gemahlin und drei Söhnen zusammen. Seit Gründung der Burschenschaft hat diese hier stets ihren Sitz gehabt.

b. Gleich neben dem Burgkeller, am Eingang der Johannisgasse rechter Hand, steht das Weigel'sche Haus, das zu den sieben Wunderwerken Jena's gerechnet wird. Der berühmte Mathematiker Erhard Weigel hat es in den Jahren 1668—1670 erbaut; es ist mit neuem Anstrich versehen, doch sind die Hauptinschriften und Namenszüge daran wieder auf derselben Stelle aufgemalt worden. Die Hauptinschrift lautet: *Gloria in excelsis Deo* (Ehre sei Gott in der Höhe!). Auf einer darunter neben und oberhalb der Hausthür angebrachten steinernen Tafel steht die Inschrift: *et in Terra Pax Hominibus bona voluntas.* (Auch auf der Erde Frieden, wenn bei den Menschen guter Wille). Die Inschrift über dem zweiten Stock lautet: *Oculos homini concessit ut caelum intueatur et moneta mundi numeret* (Augen verlieh er dem Menschen, damit er den Himmel anschaue und die Schätze der Welt zähle). Vom Hausplatz aus kann man bis in den Giebel des Hauses sehen und darin einen grossen Stern von Glas hoch oben wahrnehmen. Das vier Stock hohe Haus hat im Dache noch drei terrassenartig übereinander gelegene Erkerstöcke; die Treppe läuft um einen viereckigen hohlen Raum herum bis oben hinauf; wenn nun dieser ganz verdunkelt wurde, so soll man vom Keller aus auch am Tage die Sterne gesehen haben. Ausserdem war in der hohlen Spindel der Treppe ein Flaschenzug angebracht, durch welchen man sich selbst vom Hausplatz bis in das oberste Stockwerk hinaufziehen konnte. Ferner führte eine Wasserleitung in jedes Zimmer, vermöge welcher Weigel auf seinem Zimmer durch den Druck aus einer Röhre Wein laufen lassen konnte u. a. m.

c. Das in Kreuzform gebaute Stark'sche Haus am Fürstengraben, gegenüber dem Zenker'schen Institut, ein ehemals zum Michaeliskloster gehöriges Gebäude.

§. 12.

Denkmäler.

1) Das auf dem Markt stehende Standbild des Kurfürsten von Sachsen Johann Friedrich des Grossmüthigen, des Stifters der Universität, in Erz gegossen, von Drake modellirt, auf einem Postament von Seeberger Sandstein, enthüllt am 15. August 1858, am ersten Tage der 300jährigen Jubelfeier des Bestehens der Universität. In den Jahren 1527 und 1535 war

die Universität zu Wittenberg, weil dort schwere Seuchen herrschten, nach Jena verlegt worden und nur ungern zog man wieder nach Wittenberg, da man sich in dem gesunden und anmuthigen Jena sehr wohl befunden hatte. Als nach der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 der Kurfürst gefangen und Wittenberg ihm verloren gegangen war, dachte er daran, in den seinen Söhnen ausgesetzten Landen und zwar in Jena eine neue Universität zu gründen, und soll diesen Plan mit seinen Söhnen, als er am 30. Juni 1547 mit ihnen, bei seiner Gefangenführung durch Jena, auf dem Burgkeller daselbst zusammentraf, besprochen haben; s. §. 11. 2. a. Am 19. März 1548 wurde die neue Hochschule in Gegenwart der drei Söhne des Kurfürsten eröffnet. Die Bestätigung der Stiftung erfolgte vom Kaiser Ferdinand am 15. August 1557. Die feierliche Einweihung erst am 2. Febr. 1558. Die 300jährige Jubelfeier wurde 1858 wegen der ungünstigen Jahreszeit auf den 15—17. August verlegt.

Der Künstler hat den Kurfürsten als Glaubenshelden dargestellt; in der linken Hand trägt er die aufgeschlagene Bibel, in der rechten das Schwert, das er für die protestantische Lehre muthig geführt hat und um dessen Führung er eine fünfjährige Gefangenschaft standhaft ertrug.

2) Die Schiller-Büste von Gusseisen im Garten der Sternwarte, hinter dem Gasthof zum Engel. Schiller, welcher 1789 bis 1799 in Jena als Professor wirkte, hatte 1796 jenen Garten mit dem darin befindlichen Wohnhaus gekauft und dieses bewohnt. Auf der südwestlichen Ecke des Gartens unter schattigen Bäumen befindet sich ein grosser Stein mit der Inschrift: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein 1798“, und daneben ist bei der Feier des 100jährigen Geburtstages des Dichters, am 10. November 1859 die Büste aufgestellt und feierlich enthüllt worden. An dieser Stelle nämlich stand das Gartenhäuschen mit einem einzigen hochgelegenen Zimmer, welches Schiller sich selbst gebaut hatte, als schönen Aussichtspunkt und als ruhige Zufluchtsstätte für seine grossen Schöpfungen, namentlich den Wallenstein. Als später dieses Häuschen baufällig wurde, musste es abgetragen werden und die Stelle zierte dann ein Rosenhügel und später jener Stein. Ausserdem befindet sich in dem Garten noch ein verwitterter Steintisch, an welchem Schiller mit Göthe öfter gesessen haben soll.

3) Die Büste Lorenz Okens, des standhaften Freidenkers und Professors der Naturwissenschaft, welcher 1807 bis 1820 in Jena lehrte, in welchem Jahr er seine Professur der Fortsetzung seiner den damaligen deutschen Regierungen zu freisinnigen Zeitschrift „Isis“ opferte; dann aber lebte er noch bis zum Jahre 1828 in Jena, mit der Redaction der „Isis“ beschäftigt. Nachdem er einem Ruf als Professor der Physiologie nach München nur auf kurze Zeit gefolgt war, wurde er 1832 Professor und erster Rector

der neu gegründeten Universität zu Zürich, wo er am 11. August 1850 starb.

Die Büste, von Drake modellirt, ist aus Erz gegossen und ruht auf einem Postament von Eklogit aus dem Fichtelgebirge; sie wurde 1857 am 18. Sept., am Tage der 35. Jahresversammlung der Naturforscher, aufgestellt und ist eine grosse Zierde der Anlagen am Fürstengraben.

4) Das Döbereiner-Denkmal am oberen Fürstengraben neben dem Pulverthurm besteht aus einem grossen s. g. Wanderblock (Granit) aus dem Waldecker Forst, auf welchem eine kleine schwarze Tafel von Gusseisen angebracht ist mit der Inschrift: „Dem Andenken Johann Wolfgang Döbereiners seine Mitbürger." Döbereiner war von 1810 bis 1849 Professor der Chemie in Jena und durch die Erfindung der Platin-Feuerzeuge weit und breit bekannt geworden. Das Denkmal errichteten ihm im Jahre 1857 Schüler und Verehrer.

5) Zahlreiche einfache Denkmäler sind an vielen Häusern der Stadt zum 300jährigen Jubiläum der Universität berühmten Männern, welche in Jena studirt oder als Lehrer gewirkt haben, in den Gedenktafeln gesetzt worden. So weit es möglich war, sind solche an den ehemaligen Wohnungen jener Männer angebracht worden, im Uebrigen haben sich viele Hausbesitzer bereit gefunden, überhaupt zur Erinnerung an Jene die sie nennenden Tafeln an ihre Häuser anzuschlagen.

§. 13.

Privat-Institute.

1) Das chemisch-pharmaceutische Institut des Prof. Ludwig (früher Göbel, dann Wackenroder), liegt in der Leutrastrasse nahe am Eichplatz. Es steht mit der Universität in naher Verbindung.

2) Das orthopädische Institut des Dr. Helmke ist eine ansehnliche Besitzung in der Leutrastrasse.

3) Es giebt zwei Unterrichts- und Erziehungsanstalten für Knaben zur Vorbereitung für Gymnasien und Realschulen, an deren Unterrichtsstunden auch Knaben aus der Stadt oder von auswärts in Familien untergebrachte Theil nehmen:

a. Die älteste, schon bald 30 Jahr bestehende ist das Institut des Professors Zenker am Fürstengraben. Umfängliche Bauten, darunter auch der frühere Fürstenkeller.

b. Das Institut des Schulrathes und Professors Stoy am unteren Graben mit umfänglichen Bauten, worunter ein stattlicher Neubau mit Hauskapelle.

§. 14.

Anstalten für den öffentlichen Verkehr.

1) Die Post, fürstl. Turn und Taxis'sches Lehnspostamt. Neues Postgebäude in alterthümlichem Styl am Löbdergraben, in der Nähe des Gasthofs zum deutschen Haus; geöffnet von 7—12 Uhr und von 2—8 Uhr.

2) Das Telegraphenbureau rechts vom Johannisplatz nach dem Fürstengraben zu; geöffnet von Morgens 9 Uhr bis Abends 9 Uhr.

3) Omnibusfuhrwerke (s. g. Bumler):

a. Jenaische, von Chr. Zeine (am Graben) und Heinr. Rössler (am Sitzenplan) täglich früh zwischen 7 und 8 Uhr nach Weimar und nach dem Bahnhof Apolda und nach letzterem täglich auch zwischen 1 u. 2 Uhr Nachmittags u. Abends zwischen 5 u. 6 Uhr.

b. Apoldaisches zurück nach Apolda Abends $5^1/_2$ Uhr vom deutschen Hause aus.

c. Weimarisches zurück nach Weimar um 3 Uhr Nachmittags vom Gasthof zur Sonne aus.

§. 15.

Bäder.

1) Die Badeanstalt für Sommer und Winter in der Landesheilanstalt am Ende der Bachgasse.

2) Städtisches Flussbad („Carlsbad") in der Rasenmühlen-Lache vor dem Neuthor, unter schattigen Erlen; im Sommer täglich vom Morgen bis Abend geöffnet — äusserst billig.

3) Die Schwimmanstalt von Ende Mai's bis Anfang Septembers täglich geöffnet — grosses Bad in der vollen Saale in angenehmer Lage. Zugänge rechts von der Tonnenmühle und links von der Fischergasse. Kleine Abonnements und einzelne Bäder.

4) Das Martens'sche Sturz- und Wellenbad in der Brückenmühlen-Lache, im Brückenhof oder der Brückenmühle.

5) Das Münster'sche Damenbad in der Brückenmühlen-Lache, blosses Flussbad am Rähmen — sehr billig.

§. 16.

Gasthöfe, Restaurationen u. s. w. in der Stadt.

1) Die besuchtesten Gasthöfe sind:

a. Die goldene Sonne am Markt — Zimmer meist nach dem Markt zu — Table d'Hôte um 1 Uhr;

b. Das deutsche Haus am Holzmarkt, stark besucht — Table d'Hôte um 1 Uhr — Equipage; im Hintergebäude Local der „Erholung," im zweiten Stock des Vorderhauses Local des „Bürgervereins". Im Gartenlocal oft Concertmusik.

c. Zum schwarzen Bären am Schlossplatz und Fürstengraben — Table d'Hôte um 1 Uhr — Equipage. Luthers Quartier auf seiner Flucht von der Wartburg.

Andere Gasthöfe: der Adler am Holzmarkt (Posthalterei), der Hirsch daneben, der Engel an der Stelle des ehemaligen Karmeliter-Klosters, der Greif am Markt und in der Ober-Lauengasse, der weimarische Hof unterm Markt, der Löwe in der Bachgasse, der Stern in der Neugasse, die Krone in der Krietgasse u. a. m.

2) Restaurationen, Bier- und Speisewirthschaften:

a. Die Rose oder der Rosenkeller, s. §. 8. Abs. 4. a. Im Erdgeschoss das Local der geschlossenen Bürgergesellschaft „Krakelia."

b. Der Burgkeller (§. 11. Abs. 2. a.), Kneipe der Burschenschaft „Arminia" im 1. Stock, reich decorirt, der „Germania" im zweiten Stock, das. auch „Philisterstube."

c. Der Fürstenkeller in der Nähe des Fürstengrabens und der Jenergasse. Im Parterre-Saal das Local des Gewerbevereins.

d. Das Ballhaus am Fürstengraben; im Sommer zuweilen Theater und Concertmusik.

e. Das Kaffeehaus am Schweinemarkt. Kneipe der Burschenschaft Teutonia.

3) Wein- und Frühstückslocale:

a. Die Zeise (Accise) im Rathhaus, beliebtes Frühstückslocal, heitere Gesellschaft, amüsanter Wirth („Jonas" Herzer); Auswahl von Weinen, am meisten begehrt ist Naumburger, Meissner und Jenenser, der rothe s. g. Krollo, der weisse s. g. „Kreo," spottweise für „Krätzer," der aber trotzdem recht trinkbar ist, wenn auch Luther einst geschrieben hat: *Jhene, ubi acetum crescit* (Jena, wo der Essig wächst).

b. Weinstube bei Bätz in der Saalgasse, Delicatessenhandlung — angenehmes Local, meist von Studenten besucht.

c. Frühstück nur mit Bouillon und Fleischbrödchen bei Fleischermeister Donat in der Johannisgasse neben dem Weigel'schen Hause.

4) Conditoreien und Kuchenbäckereien:

a. Conditoreien: bei Germar in der Leutrastrasse — bei Köhler in der Saalgasse — bei Kayser am Eichplatz — Schlegel in der Ober-Lauengasse.

b. Kuchenbäcker („Kuchenprofessoren"): Grellmann am Kreuz, A. Grellmann in der Johannisgasse, Krause in der Löbdergasse u. a. m.

§. 17.

Restaurationen und Vergnügungsorte vor der Stadt.

1) Vor dem Neuthore an der Chaussee nach Roda und Kahla:

a. Der Felsenkeller, Sommerwirthschaft der Stadtbrauerei auf einer kleinen Anhöhe, 5 Minuten von der Stadt — reizende Aussicht besonders gegen Abend — Sonntags meistens Concert.

b. Die Rasenmühle (zum Rautenkranz), gleich daneben, 6 Minuten von der Stadt. Schiessplatz — Vogelschiessen im September.

2) Vor dem Saal- und Brückenthore:

a. Das Geleitshaus rechts an der Saalbrücke mit einem kleinen Altan am Wasser, der eine hübsche Aussicht gewährt — Kneipe des Corps „Frankonia" und Local der geschlossenen Bürgergesellschaft „Jenensia"

b. Die Tanne, (Gasthof zur Tanne), links an der Saalbrücke, berühmt dadurch, dass Göthe im Oberstock gewohnt hat und hier auch seinen „Erlkönig" gedichtet haben soll. Jetzt Kneipe des Corps „Thuringia".

c. Streitz-Terrasse, 10 Minuten vor dem Thor, an der Chaussee nach Eisenberg gelegen. Angenehmes Local zu jeder Jahreszeit — die Terrasse ein vor Sonne und Wind geschütztes Local im Freien mit verschiedenen Plätzen — Donnerstags meist Concert — kühler Felsenkeller. Bevorzugtes Local der Honoratioren — Kneipe des Corps „Guestphalia."

d. Das Saalschlösschen in Ober-Camsdorf oder auf der Schneidemühle, Restauration zur neuen Brauerei daselbst.

e. Das Gut zu Wenigenjena (Klein-Jena), 15 Minuten vor dem Thor, wird viel besucht, um im Garten dicke oder sauere Milch mit Zucker und geriebenen Brod zu geniessen.

3) Vor dem Erfurter Thor:

a. Die Oelmühle an der Chaussee nach Weimar und Apolda, 5 Minuten vor dem Thor — aus alter Zeit berühmtes Studenten-Local — geschützter Garten — gute Wirthschaft;

b. Die Paraschkenmühle im Mühthale, $1/2$ Stunde vom Thor, Wein- Bier- und Milchwirthschaft.

§. 18.

Spaziergänge in unmittelbarer Nähe der Stadt.

1) Die ehemaligen Befestigungsgräben, welche rings um die Instadt liefen und in der Nähe der Saale auch voll Wasser waren, sind seit einer Reihe von Jahren ausgefüllt worden. Auf der Süd- und Ostseite der Stadt sind an deren Stelle Privatgärten, auf der

Nordseite aber Anlagen errichtet worden, um welche die Promenade, der Graben genannt, mit alten und jungen Bäumen bepflanzt, sich herum zieht. Der Fürstengraben besonders ist ein Lieblingsspaziergang des lustwandelnden Publicums. Die alten Lindenbäume daselbst sind 1664 auf Anweisung des Herzogs Bernhard von Jena angepflanzt worden; sie scheinen aber auch nach und nach der jungen Lindenallee weichen zu sollen.

2) Das Paradies, an der Südseite der Stadt zwischen Hausgärten und der Saale gelegen, ist ebenfalls eine beliebte Promenade. Die beiden hochgewachsenen Lindenalleen sind 1780 von dem Bürgermeister und Commerzienrath Paulssen angelegt worden. Das Paradies bietet einige reizende Gegendbilder. Gleich beim Eintritt vom Graben her drei Bilder: rechts ein liebliches Bild, die grosse freie Wiese, eingefasst von einer Allee und den Gärten, im Hintergrund ein Theil der Vorstadt und der Forst; daneben links auf der anderen Seite der Allee die Saale mit bewachsenen Ufern und im Hintergrund das hochgelegene Dorf Lichtenhain in Bergeinfassung. Dreht man sich an dieser Stelle um, so bieten der Saalspiegel, Ober-Camsdorf, der Hausberg und die Kernberge ein näheres Bild. Ferner auf der entgegengesetzten Seite der grossen Wiese, beim Austritt aus der Allee auf den an den Hecken hinlaufenden Promenadenweg das schöne Bild, die Seminarschule und der Jenzig im Hintergrund, Wiese und viele Baumsorten im Vordergrund. Am meisten aber zeichnet sich die Aussicht auf dem Rotunde-Vorsprung am Einfluss der Leutra in die Saale aus, welche der Saalspiegel, die Einfassung von Bäumen, Unter-Camsdorf und der Jenzig, besonders in der Abendbeleuchtung gewähren. An der Fähre im Paradies sind verschiedene Sorten von Kähnen und Nachen zur Befahrung der Saale zu vermiethen.

3) Der Prinzessinnengarten s. §. 6. a. E.

4) Der botanische Garten s. §. 6.

5) Der Leutraweg s. Cap. II. I. L.

6) Der untere Philosophengang rechts vom Prinzessinnengarten und der Böhme'schen Ziegelei, dann an Hecken von Berggrundstücken unter der Villa Köhler und Hase vorüber bis an ein Bachbett, an welchem der Pfad auf die nahe Chaussee führt, die man zum Rückweg benutzt.

7) Die Chausseen bieten überall angenehme, nahe Spaziergänge und mancherlei Seitenwege, auf welchen man wieder zurück nach der Stadt unter Abwechselungen gelangen kann; namentlich werden die nahen Etablissements, der Felsenkeller und die Rasenmühle, sowie Streitz's Terrasse nicht ohne einen angenehmen Spaziergang erreicht.

8) Die Saalbrücke, welche von Jena nach Unter-Camsdorf führt, ist zugleich ein Aussichtspunkt, von dem man eine ansehnliche Rundsicht im Saalthale geniesst. Von hier nehmen sich die Johannis- und Siegesfeuer am 18. October am besten aus.

§. 19.

Wissenschaftliche Sammlungen.

1) Im Schloss befinden sich folgende Sammlungen und werden unter Führung des Museumsschreibers gezeigt:

a. Das archäologische Museum gegründet auf Veranlassung des Geh. Hofraths und Prof. Dr. Göttling aus dem Ertrag seit 1845 in den nachfolgenden Wintern von academischen Lehrern an Mittwoch-Abenden vor gemischtem Publicum gehaltenen Vorlesungen, und durch ansehnliche Geschenke vermehrt; es besteht zum grossen Theil aus Gyps-Abgüssen bekannter Antiken, Vasen u. s. w.

b. Das grossherzogliche orientalische Münzkabinet; die Sammlung römischer und griechischer Münzen hingegen befindet sich bei der Universitäts-Bibliothek.

c. Das grossherzogliche zoologische Museum, besonders reich an Vögeln und Conchylien.

d. Das grossherzogliche mineralogische Museum nebst Petrefactensammlung und einer einschlägigen Bibliothek von 1150 Bänden. In den betr. Räumen ist auch das aus Gyps von zwei sächsischen Ingenieur-Offizieren angefertigte Relief des Schlachtfeldes von Jena, ein wahres Kunstwerk, aufgestellt.

e. Die germanisch-archäologische Sammlung, angelegt von Dr. F. Klopfleisch, im Schlossthurm.

f. Sammlungen landwirthschaftlicher Geräthschaften und thierärztlich-zootomisches Kabinet im Reithaus.

2) Im Anatomiegebäude befinden sich:

a. Das anthropotomische und zootomische Kabinet.

b. Das osteologisch-zoologische Kabinet.

3) Das physikalische Kabinet, bestehend aus der grossherzoglichen Sammlung und aus der der Universität gehörigen, befindet sich in dem letzten Hause der Neugasse E. Nr. 505, der Wohnung seines Directors.

4) Eine ansehnliche physikalische und technologische Privatsammlung besitzt Prof. Schäffer; sie ist im neuen Collegiengebäude, 3. Etage, aufgestellt.

5) Die verschiedenen Sammlungen der grossherzoglichen landwirthschaftlichen Lehranstalt sind in dem dafür bestimmten Gebäude und im Reithaus aufgestellt.

§. 20.

Die sieben Wunder Jena's.

Wie andere berühmte Städte ihre Wunder aufzuzählen haben, so auch Jena. Sie sind in folgendes Distichon zusammengefasst worden:

Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turris,
Weigeliana domus: septem miracula Jenae.

1) *Ara* ist der Altar der Michaelis- oder Stadtkirche mit seiner Unterwölbung, unter welcher ein Durchgang ist (§. 5. 1. a.)

2) *Caput* ist der Kopf, der aus Stein gehauen auf der früheren steinernen Löbderthorbrücke gestanden hat; s. §. 2. Abs. 1. c.

3) *Draco* ist der auf der Universitätsbibliothek aufgestellte Drache mit 7 Köpfen und mehreren Füssen, den vor dritthalbhundert Jahren Studenten eingebracht haben, nachdem sie ihn angeblich in den Teufelslöchern (Höhlen) gefunden hatten. Er ist aber eine künstliche Arbeit.

4) *Mons* ist der Hausberg in seiner wunderbaren Gestalt; s. Cap. II. I. B.

5) *Pons* ist die Saal- oder Camsdorfer Brücke, an der nichts Anderes wunderbar ist, als dass sie, wie die Sage geht, noch einen Dreier mehr als der Thurm der Michaelis- oder Stadtkirche gekostet hat.

6) *Vulpecula turris* ist der Fuchsthurm auf dem Hausberg; s. Cap. II. I. B.

7) *Weigeliana domus*, das Weigel'sche Haus in der Johannisstrasse; s. §. 11. Abs. 2. b.

Dies die sieben Wunder von Jena.

Cap. II.

Die weitere Umgegend Jena's.

Vorbemerkungen.

Die Umgegend Jena's wird wegen ihrer ausserordentlichen Lieblichkeit und Buntfarbigkeit manchen berühmten und von Fremden viel besuchten Gegenden vorgezogen, wenigstens als ebenbürtig zur Seite gestellt. Das Eigenthümliche aber liegt in den zahlreichen, schroffen und bald wieder wellenförmig in einander fliessenden Bergeshöhen mit den von ihnen eingeschlossenen bald längeren, bald kürzeren, bald engeren, bald weiteren Thälern und Schluchten, deren klare Bäche und Quellen alle ihren Abfluss nach dem Saalthale haben. Alle die Thäler bieten eine grosse Anzahl von einzelnen Bildern, die es theils für sich allein sind, theils sich aber an das grosse Saalthal-Panorama anschliessen. Das Saalthal, sich von Süden nach Norden hinziehend und unzählige Seitenthäler aufnehmend, erscheint gerade bei Jena, wenn man auf einem der höheren Berge das Ganze überschaut, als nichts Anderes, als die von der Schöpfung wunderbar geleitete Auswaschung einer Hochebene, die sich nach allen Seiten, besonders nach Westen zu gen Weimar, nach Norden gen Naumburg und Zeitz, und nach Osten gen Gera, ohne erhebliche Unterbrechung erstreckt. In einer Tiefe von 6—800 Fuss hat sich in der urweltlichen Gestaltung ein Strom, jetzt ein mässiger Fluss, die Saale, seinen Weg gebahnt durch diese Hochebene, die von vulkanischen Hebungen keine Spur trägt; in die tiefe Thalsohle hat er die unzähligen Seitenströmungen, welche von den Hochebenen von West und Ost stundenlang die Seitenthäler ausgewaschen haben, in sich aufgenommen. Die mächtige Strömung hat auf der östlichen Seite des Thales den heftigsten Widerstand an felsigen Massen gefunden, an denen die Fluthen sich brachen und der Nachwelt die nakten, horizontalen Steinschichten und Felsen von losem Kalk-Gestein in sonderbaren Gestalten überlassen haben, so dass an einzelnen Bergen der Ostseite unzweifelhaft Alpenformen zu Tage treten, welche von der Abendsonne beleuchtet,

an sich hellgrau, vollends mit Schnee bedeckt, ein zweites Alpenglühen und bei Sonnenregen des Abends oft bis in das grünlich Gelbe schlagende, furchtbar grelle, fast höllische Beleuchtungen zeigen. Das Ostpanorama mit den ernsten und schroffen Berggestalten und seinen Burgen charakterisirt am meisten die Umgegend und am günstigsten stellt es sich in der Nachmittags- und Abendbeleuchtung dar, wesshalb man die Westseite des Saalthales am besten des Nachmittags besucht, während der Vormittag mehr zur Besteigung der steileren Ostseite geeignet ist und die milderen, wellenförmigen Bergformen und zahlreichen Thälchen der Westseite, besonders aber die von der Natur zu einem Wiesenpark von mannigfaltigen Laubhölzern gestaltete Thalsohle in der Morgenbeleuchtung duftiger und frischer als in der Abendbeleuchtung erscheinen. Theilen wir deshalb unsere Touren in der Umgegend Jena's in Vor- und Nachmittagstouren, so dass die Stadt Jena immer des Mittags die erforderliche Ruhe gewähre. Nach Beschreibung der halben Tagestouren soll erst die der Touren in die entferntere Umgegend von 1—2 Tagen erfolgen.

Am schönsten ist Jena's Umgegend im Juni wegen der üppigen Frische der Wiesen, Felder und Laubhölzer, am buntesten in Farbenpracht aber im August bis October, wo besonders die Abendbeleuchtungen den Farbenglanz bedeutend erhöhen; die Wiesenparkfrische erhält sich den ganzen October hindurch. Komme also Wanderer, wann Du willst!

I. Vormittags: Die Ostseite des Saalthales.

A. Die Kunitzburg — Hufeisen — Ienzig.

1. Kürzere Tour von $3^1/_4$ Stunden ganze Wegeslänge und $1^3/_4$ Stunden Ruhe, 5 Stunden volle Zeit von 7—12 Uhr. Vom Saalthor der Stadt aus überschreitet man die kleine über die Mühlenlache führende Brücke, gelangt durch eine längere gerade fort nach Osten laufende Strasse (Steinweg) an die Saalbrücke, über diese rechts an das sogen. Geleitshaus, links an den Gasthof zur Tanne, welche beide Wirthshäuser den Eingang des kleinen Dorfes Unter-Camsdorf bilden. Noch vor der „Tanne" biegt man an der Brückenecke links ab und geht gerade fort auf dem breiten Fussweg, der sich gleich auf einen Damm hinzieht bis an das ein Paar Minuten von Camsdorf entfernt liegende Wenigen-Jena, welches man geraden Weges durchschreitet. Die gerade Fortsetzung dieses Weges, auf dem wir uns rechter Hand des Anblicks des Hausberges erfreuen, an dessen Fuss drüben die Chaussee nach Eisenberg und Gera, die wir an der Brücke verlassen haben, führt und wo durch die Pappelallee Streitz's Terrasse und die Giebel mehrerer kleinen Häuser durchblicken, bringt uns bald auf eine kleine Anhöhe; wir

halten uns immer links an den Wiesen auf dem Fahrweg, der bald eine über den Gembdenbach führende Holzbrücke überschreitet. Rechter Hand vor uns liegt der steile „Jenzig“, auf welchen der von der Brücke rechts abbiegende Weg führt. Wir halten aber den links am Wasser entlang laufenden Weg fest und haben bald rechter Hand eine hohe Erd- und Steinwand zur Seite; da wo sich diese abflacht, verlassen wir den rechts abbiegenden, nach dem „Thalstein“, einem Privatgut, führenden Fahrweg und betreten in gerader Linie fortwandernd die „Kunitzer Wiesen“, deren herrliche Baumgruppen, eingefasst von dem steilen und weiter hinten mit Nadel- und Laubholz an der Bergwand bewachsenen Jenzig, wir bewundern. Bald erblicken wir, linker Hand die ruhig dahin wallende Saale mit ihren von Weiden stark bewachsenen Ufern, rechter Hand durch die Erlen, Eschen, Weiden, Pappeln den „Thalstein“ am Fusse des Jenzig, sobald uns ein von Bäumen freier Wiesenplatz aufnimmt. Nachdem wir diesen überschritten, gelangen wir durch eine kurze Strecke dichten Baumschattens hart an den Saalspiegel, können aber auch, wenn der untere Weg nass sein sollte, ihn vermeiden, indem wir den rechts über eine kleine Höhe führenden Fusspfad betreten, auf dem wir die Saale und das hier befindliche Wehr zur Ableitung eines nach der Kunitzer Mühle führenden Wassergrabens (Lache) übersehen und einen lieblichen Anblick auf das Dorf Kunitz und die Kunitzburg geniessen. Weiterhin führt der Weg wieder durch Wiesen rechts von dem Mühlgraben und da, wo er eine starke Krümmung macht, folgen wir dem breiteren, etwas aufwärts steigenden Weg, der uns sogleich in das Dorf Kunitz und an dessen Eingang direct auf das Wirthshaus führt. Es ist berühmt wegen der Kunitzer Eierkuchen, eine Art Spritzgebackenes in loser, bröckelicher Form, rasch, in gutem Fett, im Schaffen gebacken und mit Zucker bestreut, eine leckere, aber nur für gute Mägen geschaffene Speise, der man in natürlichem Gefühle von selbst ein kräftiges Schnäpschen nachsendet. Wollen wir sie geniessen, so bestellen wir sie gleich im Vorübergehen für den Rückweg, weil ihre Zubereitung einige Zeit in Anspruch nimmt; ebenso giebt es hier meist frischen Fisch, Aal und geringere Saalfische, Barbe, Aalraupen u. dgl., auch diesen müssen wir gleich bestellen, falls wir etwa länger auf der Burg verweilen und zeitig Mittag machen oder ein warmes Frühstück einnehmen wollen. Ist der Tag warm, so thun wir gut, erst hier einen Trunk Weissbieres zu nehmen oder ein Schnäpschen, vielleicht auch ein Glas Landwein; oder wollen wir uns auf der Burg länger verweilen, so nehmen wir eine Flasche Weissbier, die wir an unsern Stock mit ihrem Hänkel hängen und so bequem tragen, mit uns, denn da droben ist's ganz trocken und der Weg hinauf ziemlich sonnig.

Nachdem das Dorf durchschritten ist, geht die Steigung gleich an und nach 10 bis 15 Minuten gelangt man an einen Wegweiser, der den von hier gebahnten Promenadenweg anzeigt. Lassen wir

uns nicht beirren, dass der Weg bald links, bald rechts um die steilen Höhen sich herum windet, er führt uns langsam, aber in gelinder Steigung endlich, nachdem er uns überraschende Aussichten gewährt hat, ohne grosse Beschwerden in ein kleines Laubholz, aus dem plötzlich die Burg hervorragt. Alsbald sind wir selbst droben und suchen gegen etwaigen Luftzug einige Augenblicke in einer der Vertiefungen oder hinter dem Gemäuer Schutz. Die Ruine ist unbedeutend; eine Wand mit zwei Fenstern, aus denen man freilich eine herrliche Aussicht auf Kunitz und Jena, saalaufwärts, sowie links auf den Jenzig hat, dessen Rücken in Hufeisenform sich um ein kleines Dörfchen „Lasan" herumzieht und von da bis zu seinem Vorderende der Gleissberg heisst, worauf eben die Glizburg, jetzt Kunitzburg, gelegen war, wohl schon im 9. und 10. Jahrhundert als Schutz gegen die ostwärts von der Saale wohnenden Sorben und Wenden, welche häufige Ueberfälle über die Saale nach Thüringen machten, erbaut und von Voigten bewohnt. Ihr letzter Besitzer war Apel Vitzthum, unter dem sie 1453 nach dem Bruderkriege zwischen Kurfürst Friedrich dem Sanftmüthigen und dem Herzog Wilhelm dem Tapfern von Weimar zerstört worden ist. Noch in Erinnerung an die Zeit, wo die Bewohner von Kunitz Burgmannen waren, hiessen sie fortan nicht Bauern, sondern „Männer von Kunitz". Hinter der Burg, auf einem kleinen, durch den Burggraben von jener getrennten, Plateau hatte sich 1809 eine angeblich schwedische Gräfin im Walde eine Einsiedlerwohnung erbaut, worin sie, mit zwei Kindern, einem Knaben Lorenz und einem Mädchen Amelie, als Madame Ekemann lebte und eine kleine Landwirthschaft betrieb. Lorenz ging unter die Blücher'schen Husaren, und that sich später als Ekeman d'Alesson durch seine Steinzeichnungen hervor. Die Gräfin selbst zog 1815, als der Congress zu Wien war, dahin und starb später in München. Amelie führte die Wirthschaft mit Hühnern, einem Stierchen und dem Esel, der das Wasser aus den Thälern holen musste, bis 1818 fort, wo sie starb. Das Dunkel, welches über dieser Familie schwebte, ist nie gelichtet worden*).

Treten wir an den steilen Vorsprung unterhalb des halben Thurmes und überblicken die Gegend, besonders das üppige Saalthal, hier vor uns ausgestreckt in einer Länge von 5 bis 6 Stunden; linker Hand Jena und Lichtenhain, näher unter uns Löbstedt und Zwäzen, mit dem Kammergut und der Carl Friedrich-Ackerbauschule; darüber auf der Höhe das Jägerhaus, eine Schäferei; dahinter das Rauhthal, jene Laubwaldschlucht, die sich oben in zwei Schluchten theilt, durch welche Napoleon in der Frühe am 14. October 1806 vor der Schlacht bei Jena auf das gerade uns gegenüber gelegene Plateau, das Schlachtfeld, Lannes mit 20,000 Mann, unter erzwungener Führung des Pfarrers Putsche von Weni-

* Gartenlaube, Jahrgang 1863. S. 188.

genjena, marschiren liess, und oben zwischen beiden Schluchten am Waldesrand das Dorf Klosewitz, aus welchem Lannes die preussische Vorhut verdrängte, und so die Höhe des Schlachtfeldes erreichte. Unmittelbar unter uns die Wiesen mit schattigen Baumgruppen und dazwischen durch glänzt der Saalspiegel in vielfachen Krümmungen, die Zierde des Thales — allein den Flössern und Schiffern ein Aergerniss. Rechts mitten im Thale ein stattliches Gut von hohen Pappeln umstanden, Porstendorf, und drüben an der thalabwärts nach Kamburg und Naumburg führenden Chaussee der Gasthof „zur weimarischen Schweiz." Im Seitenthale rechter Hand, dem um die nördliche Hälfte des „Hufeisens" sich ziehenden Gleisethale, die Ortschaften Golmsdorf, Naura und Beutnitz; oben auf der Bergeshöhe der bis in die Schluchten sich hereinziehende Forst von Tautenburg, wo auch noch ein alter Thurm erhalten ist; hinter dem Wald auf höchster Spitze ragt der grosse Marktflecken Frauenpriessnitz mit den Kammergutsgebäuden hervor. Aber die Zierde des ganzen Bildes ist dort drüben über der Saale auf steilen Felsen thronend das Städtchen Dornburg, davor die Schlösser an den Felsenvorsprüngen — und unten im Thale die Dörfer Naschhausen und Dorndorf. Weiterhin auf der Hochebene noch mancherlei entfernte Ortschaften. Strecken wir uns hier auf den abschüssigen Rasen der Länge lang hin und lassen wir die einzelnen Bilder auf uns wirken! — Es wird uns schwer, von diesem lieblichen Bilde wieder Abschied nehmen zu müssen.

Der Rückweg nach Jena ist auf zweifache Weise möglich:

a. Der kürzere Rückweg führt uns wieder nach Kunitz, falls wir da einer Bestellung gemäss uns restauriren wollen, wieder durch das Dorf bis zum Gasthof; wenn nicht, so schlagen wir vor dem Eingang zum Dorf den rechts abgehenden Fahrweg nach der Mühle ein, wo wir entweder am Wasser aufwärts denselben Weg, den wir kamen, nach Jena zurück nehmen, oder zur Abwechselung einen anderen, kaum längeren, nachdem wir 4 Pfennige Brückengeld entrichtet haben, über die verdeckte Brücke einschlagen. Den von hier nach Zwäzen führenden Fahrweg verlassen wir bei dem ersten links unter zahlreichen Erlen abgehenden Fusssteig, zwischen Wiesen links und Feldern rechts, auf welchem wir nicht versäumen dürfen, uns rück- und seitwärts nach anziehenden Gegendbildern umzusehen. Dieser Weg führt durch einige Hecken unterhalb des Dorfes Löbstedt hin, überschreitet den Dorfweg und einen hölzernen Steg, wo er durch eine Pflaumenplantage in die Wiesen führt; der betretenste Fussweg geleitet uns am nächsten durch schattige Baumgruppen und Wiesen unvermerkt wieder Jena zu.

b. Einen längeren Rückweg kann man aber über das Hufeisen (Gleissberg und Jenzig) machen, wenn man tüchtig zu Fuss ist und noch einige Stunden daran wenden will. An reichem Lohn lässt er es durch Aussichten und Waldesfrische nicht fehlen. Er

führt von der Kunitzburg durch den hinteren Wallgraben eine kleine Höhe hinan in den Wald, welcher erst als Laubwald, später als Nadelwald sich auf dem Kamme des Hufeisens nach beiden Bergseiten abwärts vertheilt. Man hält sich immer mehr rechts nach der inneren Seite des Hufeisens auf dem breiten Waldweg, der stellenweis durch Blössen führt, welche überraschende Aussichten bieten; ist man um die Krümmung herum, so hat man linker Hand unter sich das lang gestreckte Gembdenthal, durch welches die Chaussee von Jena nach Eisenberg und Gera führt. Alsbald sieht man hier einen Fahrweg links abwärts nach dem unten liegenden Gasthof zu Wogau (1 Stunde von Jena) führen, den man nöthigenfalls, wenn der Magen sein Recht haben wollte, einschlagen kann. Hier findet man eine saubere Wirthschaft, treffliche Biere, Weissbier, schwarzes Köstritzer und Ale, welches beides man auch vermischt (*half and half* wie in England), und anderes Braunbier. Ist man indessen noch stark genug, so ist es rathsam, auf dem Bergkamm fortzugehen noch etwa $1/2$ Stunde lang von jenem Fahrweg an, wo man dann an den Fussweg, der sicher zum Thale führt, gelangt; über diesen aber geht man vorerst noch hinaus bis auf die Bergspitze, etwa 10 Minuten lang vor und geniesst hier eine der schönsten Ansichten Jena's und der nächsten Umgebung. Der Jenzig hiess früher auch „Hundskuppe", was aber Hunnenkuppe bedeutet, da die Hunnen hier eine Warte gehabt haben sollen. Auch sind vermeintliche Grabhügel auf diesem Berge entdeckt worden, sogen. Hünen- richtiger aber Hunnengräber, aus denen mancherlei antike Ueberreste von Aschenkrügen, Waffen und andere Dinge mehr gesammelt worden sind (aufbewahrt in der germanisch-archäologischen Sammlung s. Cap. I. §. 19. 1. e. Nach den Untersuchungen eines Sachverständigen sind jedoch jene Hügel Ueberreste von Befestigungswerken aus vorgermanischer Zeit. Es ist nicht zu rathen, auf der von Felsenabsätzen unterbrochenen Kante des Jenzigs hinabzuklettern, sondern vorzuziehen, die 10 Minuten wieder zurück nach dem Fussweg zu gehen. Dieser mündet im Thale gerade auf die Gembdenbrücke am Einfluss des Gembdabaches in die Saale, von wo der Rückweg nicht mehr zu fehlen ist.

2) Die weitere Tour nach der Kunitzburg von 5—6 Stunden Marschlänge wird wie unter 1. bis zur Gembdabrücke eingeschlagen; hier wendet sich rechts ein Fahrweg bergan und bald geht wieder rechts von diesem ein Fusssteig schräg nach der südlichen Jenzigseite hinauf, fast $3/4$ Stunden lang; oben angelangt kann man, etwa 10 Minuten lang nach der Spitze des Berges links auf der Kante desselben abbiegen, wenn man eine lohnende Ansicht von Jena geniessen will; ausserdem setzt man nach rechts den Weg auf der Höhe, auf dem sogen. Hufeisen, welches ein Thal, in dessen Mitte das Dörfchen Lasan liegt, umschliesst, fort und hält sich immer auf dem mittleren Weg, der weder nach links noch nach rechts sich in das Thal senkt; so gelangt man auf der Krümmung

des Hufeisens, immer auf der Bergkante bleibend, vom Nadelholz in das Laubholz, durch das der Weg bis zur Kunitzburg, im Ganzen von der Höhe aus $1^1/_2$ Stunden lang, führt. Es ist der unter 1. b. beschriebene Weg, nur umgekehrt. Ausserdem kann man auch die nach Bürgel und Eisenberg führende Chaussee bis an den Gasthof zu Wogau verfolgen und den hinter diesem auf das Hufeisen führenden Weg hinansteigen, ohne damit einen Umweg zu machen. Im Gasthof zu Wogau gute Restauration. Auf dem Hufeisen trifft man dann auf den vorbeschriebenen Wald-Fahrweg, der nach der Kunitzburg führt. Wegen der Kunitzburg vgl. I. A. 1. und wegen des Rückwegs nach Jena 1. a. Auf diese Weise wird man eine mässige ganze Tagestour bekommen, wenn man in Kunitz Mittag macht und etwa in Löbstedt seinen Kaffee in dem Gasthof zu den zwei Linden, dem einzigen Gasthof des Orts, der in der Woche häufig von Jenaischen Honoratioren besucht wird, einnehmen will und der längeren Ruhe bedarf.

B. Hausberg — Ziegenhain — Fuchsthurm.

1) Kürzere Tour von 5 Stunden, wovon 3 Stunden Wegeslänge. Wenn man vom Gasthof zum Bären aus dieselbe antritt, so geht man am nächsten über die Lachenbrücke, den Steinweg und die Saalbrücke, biegt bei der rechter Hand gelegenen Restauration, dem Geleitshaus, den rechts abführenden Fahrweg hinunter und verfolgt denselben bei einer nach links an einem Sandsteinbruch sich wendenden Krümmung, wo er etwas bergan durch Sandfelsen führt. In der rechts gelegenen Felswand befinden sich an drei Stellen Höhlen, welche durch das Sandgraben ziemlich tief hinein verlängert sind. Jener Fahrweg führt alsbald in das Ziegenhainer Thal und am Bache entlang nach Ziegenhain. Von dem Gasthof zur Sonne oder dem deutschen Haus würde man am nächsten in dieses Thal kommen, wenn man in dem Paradies die Fähre benutzt, die gerade da anlegt, wo der Bach des Ziegenhainer Thales in die Saale mündet. Man geht rechts an der Schneidemühle oder Ober-Camsdorf vorüber immer am Bache entlang bis in das Dorf Ziegenhain, wo das erste Haus am Wege der Gasthof ist. Dieses Thal ist linker Hand von dem Hausberg und rechter Hand von den Kernbergen oder Kegelbergen begränzt, welche eine Reihe mathematischer Kegel mit verbindenden Zwischenschluchten darstellen, von denen die beiden vordersten nach dem Saalthale durch Abschwemmungen von oben her abgeplattet oder abgerundet sind. Für die Entstehung der Jenaischen Bergformationen geben diese Berge einen interessanten Beleg. Haus- und Kernberge schliesen oben an das lang hingestreckte, bewaldete Plateau, die sogen. Welmisse, zusammen und bilden so das Ziegenhainer Thal als ein hinten geschlossenes. Jener Wald der Hochebene hat in früherer Zeit auch in dieses Thal hereingereicht und der Hain selbst hat zur Benennung jenes Dorfes

beigetragen. Die Ziege muss in alter Zeit hier eine bedeutende Rolle gespielt haben, denn auch der Hausberg heisst in alten Urkunden der Ziegenberg. Selbst das Bächlein, welches durch den Ort fliesst, ist Ziege benannt worden. Es mag sein, dass etwa in alter Zeit ansehnliche Ziegenheerden an dem Hausberg, in jenem Hain und am Bache geweidet worden sind und daher der Ort seinen Namen hat, wenn nicht gerade der Ziegenberg zuerst seinen Namen von der Aehnlichkeit mit einem sehr höckerigen Ziegenrücken erhalten hat, da auf dem langen und schmalen Bergrücken sich zahlreiche Höcker und Einschnitte finden; die Hausbergspitze hiess auch in alten Zeiten der Ziegenkopf oder die Ziegenkoppe. Der Name „Hausberg“ trat erst an die Stelle von Ziegenberg, als Häuser oder Burgen auf dem Berge entstanden waren. Betrachte man sich auf dem Wege nach Ziegenhain die Hausbergskante genau; von der Spitze des Berges an auf der dritten durch Einschnitte abgegränzten Höhe, welche breiter und steiler nach den Einschnitten hin erscheint, lag die erste festeste von drei Burgen, Greifberg; da, wo der Fuchsthurm steht, die mittelste und die Stammburg, Kirchberg (Keriburg, Kerkberg in alten Urkunden), und hinter dieser auf der breitesten Anhöhe, Windberg. Drei stattliche Burgen*) zierten also nahe an einander auf dem mittleren Stück des langen und schmalen Bergrückens gelegen und da erbaut, wo der Rücken die breitesten Stellen zeigte, Berg und Gegend. Ihre Entstehung liegt aller Wahrscheinlichkeit nach in der Zeit noch vor Karl dem Grossen und die Sage geht, dass Kirchberg also benannt worden sei von einer Kapelle, welche Bonifacius, als er in Thüringen, namentlich in Apolda und Heilsdorf bei Remda nachweisbar, gewesen, gegründet habe, gleichzeitig mit der von ihm zu Ziegenhain errichteten Kirche. Soviel steht fest, dass die Kirche zu Ziegenhain eine der ersten in Thüringen und ein stark besuchter Wallfahrtsort gewesen ist, da hier ein berühmtes Muttergottesbild stand. Auch wird in der Kirche zu Ziegenhain noch eine, leider sehr verwitterte, Prozessionsfahne von Nesseltuch gezeigt, welche die Jahreszahl 1028 nach glaubwürdigen Mittheilungen getragen haben und zum Andenken an Bonifacius gestiftet worden sein soll. Die Malereien darauf stellen allerdings Bonifacius dar, gehören aber ihrer Feinheit nach wohl einer späteren Zeit an. Die Burgen haben ursprünglich jedenfalls einen wichtigen fortificatorischen Zweck gehabt; sie sind Bollwerke oder Brückenköpfe gewesen, erbaut gegen die ostwärts von der Saale, im Osterlande (Osatia), wohnenden Sorben-Wenden ein, bei der Völkerwanderung vorgeschobener slavischer Volksstamm, welcher noch bis zu Karl's des Grossen Zeit Thüringen durch seine Einfälle beunruhigte, so dass dieser seinen Sohn Karl den Jüngeren mit einem Heer gegen ihn aussandte. Aus jener

* H. Ortloff, die Hausbergsburgen bei Jena, Jena bei Fr. Frommann, 1858.

Zeit stammen die meisten an der Saale erbaut gewesenen Burgen, z. B. die Sorbenburg bei Saalfeld, die Leuchtenburg, Lobedaburg, Dornburg u. s. w. Ebenso mochte die Kirche zu Ziegenhain, die unter dem Schutze der Herren von Kirchberg stand, ein Bollwerk des Christenthums gegen das Heidenthum der Sorben-Wenden schon seit Bonifacius gewesen sein. Seit dem 11. und 12. Jahrhundert waren die Burggrafen von Kirchberg mit Greif- und Windberg ein mächtiges Geschlecht*). Im Jahre 1304 aber wurden die drei Schlösser von den Erfurtern und Mühlhäusern belagert und Kirchberg und Windberg zerstört; Greifberg aber, weil es zu fest war, blieb stehen, wurde jedoch auch mit übergeben. Windberg als das grösste Schloss ist wieder aufgebaut gewesen. Eine Zeit lang waren die Besitzungen in den Händen der Markgrafen von Meissen. Ueber den völligen Untergang der Burgen schweigt die Geschichte, doch am Ende des 15. Jahrhunderts haben sie nicht mehr gestanden und nach der Sage sollen die Steine der Burg Greifberg zum Bau der Saalbrücke, der in die Mitte des 15. Jahrhunderts fällt, verwendet worden sein. Der einzige bedeutende Ueberrest ist der Vertheidigungsthurm oder „Bergfried“ der Stammburg Kirchberg, der schon im 17. Jahrhundert sogenannte Fuchsthurm, wo der Hausberg von seinen vielen Fuchslöchern auch „Fuchsberg“ hiess. Fälschlich behauptet man, es sei der Thurm so von den Vexirereien, welche hier die älteren Studenten mit den jüngeren, sogen. Füchsen, vorgenommen hätten, benannt worden. Ausser dem Thurm von Kirchberg sind auf der Höhe, wo Greifberg lag, nur noch Spuren eines Brunnens und unterirdischer Gänge, auf der Höhe, wo Windberg lag, noch Reste von Grundmauern, und bei allen drei Burgplätzen noch die Burggräben, zu sehen. Die Burggrafen von Kirchberg sind aber im Mannesstamm mit dem Jahre 1799, nachdem sie andere Herrschaften, z. B. Farnroda bei Eisenach, erworben hatten, ausgestorben und ihr Blut lebt sonst noch im Geschlecht der Herzoge von Nassau-Weilburg fort.

Das Ziegenhainer Thal bietet theils durch die Bergformen zur rechten Hand, theils durch den mit Weinbergen und zahlreichen Nuss- und Obstbäumen, worunter auch die Corneliuskirsche ist, welche das Holz zu den berühmten Ziegenhainer Stöcken liefert, bestandenen Hausberg linker Hand, theils durch den am Wege, unter dem Schatten der Bäume an einem schmalen Wiesengrund, hinrieselnden und murmelnden Bach mit seinen Vergissmeinnichts einen lieblichen und interessanten Spaziergang, den wir dem Wanderer noch durch vorstehende geschichtliche Nachrichten zu verkürzen suchen.

Am Wirthshaus angelangt, versäume man nicht, in dasselbe einzutreten, um hier noch die einzige um Jena herum im alten Styl

*) Ed. Schmid, Geschichte der Kirchberg'schen Schlösser, Jena bei Fr. Frommann, 1830.

befindliche, echt thüringische Bauernwirthschaft kennen zu lernen. Der alte Wirth Wittich, von seinen Stammgästen nur „Hanfriede" (d. i. Johann Friedrich) genannt, ist ein Original und würzt oft mit seinen kräftigen Witzen den Gästen ihren Labetrunk, der hier in dem berühmten Ziegenhainer Weissbier besteht, welches in halben und ganzen, ausgepichten Holzkannen mit zierlichen Reifchen kredenzt wird, was ihm nur zum Vortheil gereicht, da in Gläsern seine schmuzig gelbe Farbe den Appetit nicht eben reizt. Einem klugen Herrn, der es einst aus einem Glase trank und spöttelnd dem Wirth bemerkte, dass man in dem trüben Biere ja keinen Frosch erkennen könne, entgegnete der „alte Hanfriede" trocken: „Ja, wenn Se keenen 'nei gethü, könne Se och keenen drin gesih!" Da das Weissbier, welches in der Umgegend von Jena auf den Dörfern Ziegenhain, Lichtenhain und Wöllnitz gebraut wird, meist nur jung an Ort und Stelle, wo es nicht auf Flaschen gezogen wird, vom Fass verschänkt wird und besonders am Morgen ein kühlendes Getränk ist, so wird den nicht daran gewöhnten Fremden empfohlen, erst sich abzukühlen und einige Bissen Brod nebst einem „Wurf" oder Schnäpschen zu geniessen, auch um es den fremden Gaumen schmackhafter zu machen, mit Zucker und etwa auch geriebenem Brod als Kaltschaale zu trinken, was auch besonders wohl schmeckt, wenn man andernorts das auf halben und ganzen Flaschen abgelagerte und hier meist weinhell werdende und schäumende Weissbier vorgesetzt erhält. Sollte indessen dem Fremden das Weissbier, namentlich am Vormittag, nicht behagen, so giebt es fast auf allen Dorfschänken auch gute Milch uud meist auch Landwein.

Um den Fuchsthurm besteigen zu können, muss man, wenigstens des Vormittags, wo er selbst bei gutem Wetter, ausser Sonntags, verschlossen zu sein pflegt, sich den Pächter der Fuchsthurmwirthschaft in Ziegenhain bestellen. Er kann sich an der Kirche, welche inzwischen zu besichtigen sein dürfte, einstellen und von da aus dann den Führer nach dem Fuchsthurm abgeben. Vom Wirthshaus steigt man die steile Dorfstrasse hinauf und stösst hier gerade auf die Kirche; aus der rechts davor stehenden Schule bestellt man sich den Herrn Cantor zum Oeffnen der Kirche und lässt sich von ihm gegen ein Douceur die Sehenswürdigkeiten: Altarbilder, Gruftsteine, die Bonifaciusfahne, einen Schild und auf der Emporkirche an der Wand das leider übertüncht gewesene Frescogemälde, die drei Hausbergsburgen darstellend, zeigen. Das Aeussere der Kirche, welche ein Querschiff als Ruine zeigt, ist nicht uninteressant; besonders scheint die Nordseite noch aus der ältesten Zeit herzurühren, während die sonstige Kirche im Jahre 1424 von Burggraf Albrecht III. zu Ehren der Mutter Gottes, der „Trösterin aller Trostlosen" neu gebaut worden ist und ihre Stattlichkeit entweder der Berühmtheit ihrer Vorgängerin, der alten (Bonifacius-) Kirche oder dem Ansehen des Kirchberg'schen Geschlechts verdankt.

Von der Ziegenhainer Kirche führt linker Hand der Fussweg

nach dem Fuchsthurm, welchen man bei langsamen Steigen in $1/2$ Stunde erreicht. Will man den Grund von Windberg aufsuchen, so besteigt man vorher die hervorragendste Höhe und hat hier, da sie höher als der Fuchsthurm liegt, einen dankbaren Anblick der Lage des Thurmes. Der Fuchsthurm hat seit den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts ein Häuschen, in welches eine gute Wendeltreppe hinaufführt, erhalten. Es ist in der That lohnend, um auch die Uebersicht über den ganzen Hausberg und die Hochebene zu gewinnen und überhaupt eine ganz freie und noch weitere Aussicht zu geniessen, den Thurm zu besteigen, was ganz ohne alle Gefahr geschehen kann. Nach allen Seiten hin hat der Aufbau Fenster. Von hier überblickt man nach Osten zu das reich bewaldete Osterland, in welches die unten im Gembdenthale langsam aufsteigende Chaussee an der Gembdenmühle, Wogau, Jenapriessnitz, Jenalöbnitz u. s. w. vorüber nach Bürgel, Eisenberg und Gera führt. Der Jenzigrücken verdeckt die nordöstliche Gegend; dagegen nach Norden hin überschaut man zum Theil das Saalthal, das Plateau über Dornburg und Camburg, unmittelbar unter dem Thurm das Gembdenthal und die von Nadel- und Laubholz bewaldete Nordseite des Hausbergs. Nach Westen hin verdeckt der vordere Hausberg die Stadt Jena, aber dahinter gewahrt man den Landgrafenberg, darüber den Windknollen oder Napoleonsberg, von wo an das Schlachtfeld sich nach Nordwesten erstreckt; mehr nach Westen zu ragt am Horizont der Ettersberg zwischen Weimar und Erfurt hervor. Hinter dem westlichen Plateau, welches auch zum Theil bewaldet ist, gewahrt man die Vorberge des Thüringer Waldes, den man aber auch bei hellem Wetter selbst in seinem ganzen Zug von Ilmenau an (Göckelhahn) bis nach Saalfeld hin wahrnimmt. Im Süden begränzen die bis nach dem Erzgebirge sich hinziehenden Uebergangsgebirge hinter dem Orlathale den Horizont und über dem Plateau der Kernberge ragt die 4 Stunden entfernte Leuchtenburg hervor, unmittelbar aber unter dem Thurm liegt das ganze Ziegenhainer Thal mit seinem reichen Baumwuchs ausgebreitet da. Im Thurmhäuschen liegt ein von Jenaischen Freunden des Fuchsthurmes gestiftetes Album auf; auch sind hier zwei Schriftchen über die Geschichte des Fuchsthurmes für wenig Geld zu haben. Der Thurm hält unten 36 bis 37 Ellen im Umfang und hat einen Durchmesser von 12 Ellen; er wird aber aus sehr einfach architectonischen Gründen nach oben zu schwächer, wo er nur $10^1/_4$ Ellen im Durchmesser enthält; seine Höhe beträgt 71 Fuss. Henriette Schubert hat die bekannte Sage von einem bösen Riesen, der hier in der Gegend gehaust und seiner Mutter Warnung nicht geachtet, ja sich sogar an ihr vergriffen habe, schön besungen und schliesst dieselbe wie folgt:

„Da wich sein Grimm so ganz aus allen Bahnen,
Dass er mit frechen Händen nach ihr schlug. —
Und plötzlich hüllt den Himmel dunkle Nacht,
Der Sturmwind braust, der laute Donner kracht,
Ein Aufruhr scheint das Thal rings zu erschüttern,

Und des Gebirges starre Seiten zittern.
Der Frevler stürzt betäubt zur Erde nieder,
Sie wölbt sich ihm zum schnell gefundnen Grab;
Ein Berg bedeckt alsdann die Riesenglieder
Und tiefer sinkt er in den Grund hinab. —
Und als nun längst verhallt des Lästrers Stimme,
Und längst man Ruhe fand vor seinem Grimme,
Da wuchs — zu aller bösen Kinder Graus —
Der kleine Finger ihm zu Grab heraus,
Den man von Weiten schon erkennt
Und den man jetzt den Fuchsthurm nennt."

Der Rückweg von dem Fuchsthurm nach Jena kann an dem Bergrücken entlang bis an die Bergkuppe dreifach genommen werden.

a. Der Weg an der Südseite entlang bietet wenig Neues, nur führt er unmittelbar an der Höhe, wo Greifberg gestanden hat, und an den Ueberresten eines unterirdischen Ganges, der sogen. Schleiflöcher, vorüber und auf die vorderste Spitze des Hausberges.

b. Der schönste Weg aber führt auf der schattigen Nordseite entlang, an Felsen vorbei ziemlich horizontal bis unter die Spitze des Berges und bietet eine frische Waldansicht und über die Spitzen stattlicher Fichten und Tannen und durch dieselben immer eine schöne Aussicht nach dem Saalthal.

c. Will man aber den tieferen Schatten des Waldes geniessen, so wendet man sich gleich unter dem Thurm den rechts abbiegenden Weg hinab, welcher auf einen stillen Waldplatz führt. Hier findet sich in den Felsen angebracht eine kleine schwarze Gedenktafel mit vergoldeten Buchstaben und Zahlen:

C. W. von Knebel.
1858.

von Naturfreunden aus Dankbarkeit zum Andenken an den verstorbenen Major Karl Wilhelm v. Knebel, einen Sohn des bekannten Freundes Carl August's von S. Weimar und Göthe's gestiftet, welcher vor etwa 20 Jahren mit einer Gesellschaft, „die Knappschaft" genannt, die Promenadenwege und Ruheplätze in diesem Walde geschaffen hat. Wenn man von hier aus nicht wieder die kleine Strecke zurück nach dem oberen Weg hinauf steigen will, so schlägt man den nach unten führenden Waldweg ein, der auch wieder an die Vorderecke des Hausbergs führt und mit jenen Wegen am Waldende zusammentrifft.

An der nach Jena gelegenen Vorderseite des Berges angelangt, erfreut man sich des Blickes über die Stadt und das Thal. Gerade auf die Stadt zu ist der abwärts an roth und grau gefärbten Wasserrissen zwischen Thon- und Mergellagern, durch welche horizontale weisse Gypsadern laufen, vorüberführende Weg nicht mehr zu fehlen.

2) Die vorbeschriebene Tour kann auch umgekehrt gemacht und noch um zwei Stunden durch einen Weg an den Kernbergen

hin erweitert werden. Der Aufstieg zum Fuchsthurm kann hier auf zweifache Weise gemacht werden:

a. Von der Saalbrücke und dem Geleitshaus aus biegt man den Fahrweg rechts ab und am Ende von Unter-Camsdorf erblickt man ein kleines einzelnes, am Fusse des Berges gelegenes Haus. Vor diesem führt ein Fusssteig den Berg hinan, den man bis an den links vorstossenden Wald verfolgt. Hier hat man die Wahl zwischen einem unten im Wald ziemlich horizontal bis auf den gerade unter dem Fuchsthurm gelegenen Platz mit der Gedenktafel: C. W. von Knebel, führenden Weg und dem weiter oben im Wald, nahe an der Bergkante, direct auf den Fuchsthurm geleitenden Weg.

b. Von der Saalbrücke aus geht man ein kleines Stück Chaussee bis zu dem Dorfbrunnen in Unter-Camsdorf und biegt hier rechts ab nach einem durch eine Wiesenschlucht aufwärts führenden Fusspfad; hat man die kleine Schlucht durchwandert, so geht man an einem Feldrand eine ziemliche Strecke entlang fast horizontal und parallel mit dem Hausbergsrücken bis dahin, wo aus einer anderen Schlucht ein Weg auf diesen Randweg stösst und dieser sich etwas neigend in die Felder fortführt. Hier biegt rechts ab ein schmaler Fusspfad durch die Felder direct hinauf in den Wald. Sobald der untere Promenadenweg des Waldes erreicht ist, hat man die Wahl, ob man direct nach dem Fuchsthurm hinauf will, welchenfalls der erste nach rechts aufsteigende Weg einzuschlagen ist, oder ob man unten im Wald fort erst den Knebel's Platz besichtigen will, welchenfalls man unten fort geht bis zu einem kleinen Ruheplatz von Moosbänken; hier lässt man den sich links abwärts neigenden Weg liegen und geht den wenig betretenen Horizontalweg fort, welcher auf den gesuchten Platz führt. Von da steigt man rechts hinauf einen etwas steilen Weg an einem Felsen vorüber, über welchem der Fuchsthurm durch die Bäume sichtbar ist.

Wegen des Fuchsthurmes und Ziegenhaines vergl. I. B. 1. Von Ziegenhain kann man dann den nächsten Rückweg vom Wirthshaus das Thal hinab oder einen weiteren an den Kernbergen entlang nehmen, indem man bei dem Wirthshaus eine kurze Strecke rechts hinauf zwischen zwei Häusern hindurch den Fusspfad durch Felder bis in das Wäldchen einschlägt. Hier wendet man sich rechts auf dem horizontal fortlaufenden Promenadenweg und verfolgt diesen bald um die spitzgeformten Berge, bald durch die dazwischen liegenden, meist mit jungen Kiefern bestandenen Schluchten führenden Weg von $^3/_4$ Stunden bis an die Ecke der Kernberge nach dem Saalthal zu, wo ein freier Platz mit einer hohen in die Bergwand gehauenen Nische, über der eine kleine Tafel mit der Inschrift: „Sophienhöhe“ (so benannt nach der regierenden Grossherzogin von S. Weimar) steht, eine prachtvolle Aussicht auf Jena, das Saalthal und besonders auf die reich mit Bäumen aller Art bestandenen, hier parkähnlichen Wiesen gewährt. Von hier führt ein Weg im Zickzack nach Jena zu abwärts, dann an einer Schlucht entlang bis

an die Wiesen, wo er auf den von Wöllnitz kommenden Fahrweg stösst, der nach der Schneidemühle oder Ober-Camsdorf und daran vorbei nach der Saalbrücke verläuft. Bei der Schneidemühle aber biegt man bequemer links nach der Fähre über die Saale ab, lässt sich übersetzen und sucht hier vom Paradies aus den Heimweg zum Quartier. Wegen einer etwaigen Fortsetzung des Horizontalwegs von der Sophienhöhe noch weiter bis auf die Höhe über Wöllnitz vergl. I. C. 1.

C. Horizontalweg an den Kernbergen — Sophienhöhe — Diebskrippe — Wöllnitz — Burgau.

1) Nähere Tour von 4 Stunden, worunter $2^1/_2$ Stunden Wegeslänge. Ueberfahrt über die Saale auf der Fähre im Paradies, links zur Schneidemühle. Oder durch die Stadt über die Saalbrücke, rechts durch Unter-Camsdorf und an dem Hochufer der Saale entlang, wo eine hübsche Ansicht der Stadt mit schönem Vordergrund zu beachten ist, bis zur Schneidemühle oder Ober-Camsdorf, wozu die jetzige an die Stelle einer früheren Schneidemühle getretene Woll-Spinnerei von Fr. Weimar u. Sohn, das Trättner'sche Gut mit Bierbrauerei und Restauration zum „Saalschlösschen" gehört. Von hier verfolgt man den gerade fortlaufenden Weg, links Fahrweg, daneben rechts Fussweg (Mittelweg nach Wöllnitz), und gewahrt alsbald zur linken Hand oben durch die Bäume Sandhöhlen und dann nach kurzer Zeit aus den Bäumen heraustretend, links eine mächtige Felsenwand von merkwürdigen, wellenförmig auf einander liegenden Schichten, bald Mergel, bald Gyps, bald Kalk, daraus sprudelt ein lebendiger Quell hervor und rechts neben demselben öffnet sich eine grosse Grotte, welche man jedoch nicht nach ihrer Tiefe verfolgen kann. Diese ganze Felsenpartie heisst die Töppelshöhlen oder Teufelslöcher; nach der Volkssage wohnte darin ein gebannter Vogelsteller, und wer ihm in eine Höhle nachfolgte, bis an ein Wasserbassin, der sei von ihm gefangen worden. Steht man dieser letzteren Felsenpartie gegenüber, so richte man sein Auge nach oben rechts und fasse die äusserste nach dem Thal ablaufende Bergkante des ersten, felsigen Kernberges in's Auge; dort wird man am Horizontalweg einen Vorsprung vor einer grossen Felsennische gewahr — diess ist die Sophienhöhe (benannt nach der regierenden Grossherzogin von S. Weimar), nach der hinauf nun zu steigen ist. Gleich rechts neben der Felsengrotte öffnet sich eine Bergschlucht in die Schlucht, welche uns zum Wegweiser nach oben dient; jenseits derselben beginnt der sogen. Oberweg nach Wöllnitz aufzusteigen, den man eine ganz kurze Strecke benutzt bis dahin, wo er sich stark rechts krümmt — hier ist Aufmerksamkeit nothwendig —; den ersten links in das Feld führenden, stark berasten Weg schlägt man ein und steigt, immer die

Schlucht zur linken Hand lassend an dem Feldrand entlang aufwärts, bis man in eine junge Nadelholzpflanzung gelangt, wo alsbald ein Promenadenweg im Zickzack gerade auf die Sophienhöhe führt. Hier ist einer der reizendsten Punkte in der Gegend. Das saftige Grün der Wiesen leuchtet durch das Grau der Weiden und das Dunkel der Erlen und Eschen hindurch; schöne Baumgruppen, freie Wiesenplätze wechseln ab, wie in einem Park — und hier doch Alles Zufall und Natur! Nur die dunkeln Lindenalleen des Paradieses, welche den Wiesenpark nach der Stadt begränzen, tragen das Gepräge der Kunstanlage, jedoch auch kaum dem Nichtkenner bemerkbar. Auf steiler Anhöhe sieht man in die Wipfel der Bäume hinein — eine volle Vogelperspective. Rechts Jena am Ausgang des die Strassen von Weimar und Apolda aufnehmenden Mühlthales in das Saalthal, rechts davon die Sonnenberge und der Landgrafenberg, links davon der Tatzendberg, davor der niedrigere Galgenberg, dann der Forst, alle Berge mit Wein bepflanzt und reichlich gespickt mit Berghäuschen. Gerade der Sophienhöhe gegenüber am Fusse der Berge die Stadt-Brauerei mit dem Felsenkeller, links daneben die Rasenmühle, zur Zeit des Vogelschiesens Anfangs Septembers reich mit bunten Fahnen bewimpelt; gerade darüber in einem rings umschlossenen Thale Lichtenhain, und weiter nach links in einem tieferen und von steileren Bergen begränzten Thale das in sicherem Schutz gelegene Ammerbach. Steht man der Stadt zugewendet, so führt der Horizontalweg rechts nach Ziegenhain, links aber nach Wöllnitz hin und diesen letzteren Weg schlägt man ein. Er führt immer in Felsen gehauen, 3 Fuss breit, über Schwindel erregenden Abhängen hin und ist eben deshalb nur für Personen, die nicht vom Schwindel geplagt sind, geschaffen. Gefahr ist nicht vorhanden, wenn man sie nicht unvorsichtig oder muthwillig herbeiführt. Nach 10 Minuten hört die Abschüssigkeit zur rechten Hand auf und nun eröffnet sich ein neues, prachtvolles Panorama im Süden, welches indessen bei der Abendbeleuchtung sich noch grossartiger als in der Morgenbeleuchtung, die für die Aussicht von der Sophienhöhe günstiger ist, ausnimmt. Hier an der südlichen Ecke der Kernberge liegt das Saalthal im Querdurchschnitt auf einige Stunden hinauf sichtbar vor dem Beschauer. Vordergrund und Hintergrund gehen in wunderbar ebenmässigem Fortschreiten zu einem grossen abgerundeten Bild in einander über. Unmittelbar zu Füssen die Dörfer Ober- und Unter-Wöllnitz, beide am Ausgang des links sich hereinziehenden und von der Welmisse (Wald) begränzten Fürstenbrunnen- oder Pennicken-Thales, links weiter hin, wie eine Coulissenbegränzung, der schroffe, nur zur Hälfte bewachsene, oben felsige Johannisberg mit einem Ausläufer, worauf die Ruine Lobedaburg steht, darunter das Städtchen Lobeda, rechts gegenüber ein vorstossender, zum Theil bewaldeter Berg mit dem Dorfe Winzerla. Zwischen diesen Einfassungen des Vordergrundes die breite Thalsohle, mitten durch-

strömt von der Saale, über welche von dem Dorfe Burgau nach Lobeda eine steinerne Brücke von elf Schwibbogen führt, umgeben von bewachsenen Wiesen. Dazu im Hintergrund die Ortschaften Rutha, Schiebelau, Sulza, Rothenstein, Maua, Göschwitz und die schwarzbewaldeten Höhen, in deren Mitte die grosse Leuchtenburg den Höhe- und Schlusspunkt des Ganzen bildet. Unzweifelhaft ist diese Landschaft das vollendeteste und abgerundetste, dabei auch das mannigfaltigste und lieblichste Bild ganz Thüringens. Stundenlang möchte man hier weilen und die Naturschönheit bewundern. In der That ein schöner Beleg dafür, wie die Kunst zur Nachahmung der Natur in der Theater-Scenerie hingeleitet werden musste; auch könnte sich kein Naturbild besser zu einer solchen eignen als gerade dieses. Nachdem man hier den ersten Anblick in sich aufgenommen, kann man wenige Schritte zurück nach dem abwärts führenden und auf den Oberweg nach Wöllnitz stossenden Weg gehen; allein es ist vorzuziehen, noch ein Paar hundert Schritte weiter den durch eine kleine Bergschlucht führenden Horizontalweg bis zur folgenden Bergecke zu verfolgen, wo ein Ruheplatz („Carl-Alexanderhöhe") angelegt ist, von dem man auch noch das Fürstenbrunnenthal übersieht. Von hier aus, wenige Schritte links, zieht sich im Zickzack ein schmalerer Weg bergabwärts, welcher dann sich in der eben noch oben überschrittenen und sich erweiternden Schlucht hinzieht, und auf den Oberweg nach Wöllnitz verläuft. Diesen verfolgt man links fort und geniesst das Panorama noch fortwährend, bis sich in einer Krümmung nach links der Fahrweg nach dem Dorfe Ober-Wöllnitz hineinzieht, wo man vor der Gemeindeschänke, an einem Teich unter Linden, einen einfachen Ruheplatz findet, oder in dem oberen Stock des Wirthshauses im Saal, den sich die Studenten zum „Pauksaal", d. h. zur Ausführung ihrer Duelle, auserkoren haben, oder in einem Nebenzimmer daran, eine hübsche Aussicht geniesst. Auch hier bietet die Naturalverpflegung wieder Weissbier, welches von etwas anderem Geschmack als das Lichten- und Ziegenhainer ist, und noch mehr als dieses den Magen kühlen soll. Regelmässig ist hier aber auch Fisch und kalte Küche zu haben, sowie sauere oder dicke Milch.

Der Rückweg nach Jena kann in derselben Richtung dreifach eingeschlagen werden und alle 3 Wege treffen wieder bei der Schneidemühle oder Ober-Camsdorf zusammen.

a. Will man nochmals die Aussicht geniessen, so gehe man am Dorfende, von wo man gekommen, wieder den etwas ansteigenden Weg (Oberweg) an der unteren Hälfte der Kernberge etwa 25 Minuten entlang, und da, wo vom Fahrweg links abwärts nach einem grossen wilden Birnbaum hin ein stark fallender Fussweg durch einen rothen Thon-Acker läuft, schlägt man diesen ein, der bei der erwähnten Felsengrotte auf den Mittelweg von Wöllnitz nach Camsdorf ausläuft.

b. Der Mittelweg von Ober-Wöllnitz zieht sich als Fahrweg

vom Ausgang des Dorfes gerade an dem Glockenhäuschen vorüber, oberhalb des kleineren, hart an der Saale gelegenen Dorfes Unter-Wöllnitz fort, und ohne gefehlt werden zu können, immer an den Wiesen und am Fuss der Kernberge hin bis nach Camsdorf und bietet schöne Felsen- und Baumgruppen und Quellen.

c. Der schattigste und anmuthigste Weg (Unter- oder Wiesenweg) aber führt am Ende von Ober-Wöllnitz links hinunter, an einem grossen Felsen vorüber, zwischen der Saale und Unter-Wöllnitz hin, durch die Wiesen. Der betretenste Weg, erst schmaler Fahrweg, dann breiter Fussweg führt durch die erquickenden Wiesen des von der Sophienhöhe gesehenen Naturparks bis an die Schneidemühle, von der links die Fähre liegt, rechts der Fahrweg auf die Saalbrücke führt.

2) Die unter 1. angeführte Tour kann man noch auf zweifache Weise verlängern:

a. und zwar um fast 1 Stunde Wegezeit, wenn man von dem Aussichtsplatz über Wöllnitz den Horizontalweg bis an sein Ende, um noch mehrere Kegelberge und durch einige Schluchten, bis an die sogen. Diebskrippe verfolgt. Dieser Weg bietet wenig Interessantes und strebt, abgesehen von seinem öconomischen Zweck, die unten liegenden Aecker gegen etwa bei heftigen Regengüssen vorkommende Ueberfluthungen mit kleinem Kalkgerölle zu schützen und zur Bepflanzung der kahlen Berge eine Hülfe zu leisten, nur nach einem Zielpunct, als welcher sich die Diebskrippe darstellt. Diese ist der Zwischenraum zwischen einer von oben abgerutschten und senkrecht stehen gebliebenen Felswand und dem Berg und bleibt vom Thale aus gänzlich unbemerkt. Er mag wohl früher dem Räuber- und Diebsgesindel zum Aufenthalt oder zur Verbergung von Gegenständen gedient haben, wie er während der Kriegsjahre der Gemeinde Wöllnitz mit Hab und Gut eine sichere Zufluchtsstätte gewährt hat. Von da führt rechts ein schmaler Zickzackweg herunter in das Thal, in welchem weiter oben der sogen. Fürstenbrunnen gelegen ist. Man verfolgt den Lauf des Baches und gelangt so in das Wirthshaus zu Ober-Wöllnitz, von wo man dann den unter 1. angegebenen Rückweg auf die dort erwähnte Weise einschlagen kann.

b. Eine weitere Verlängerung der Tour besteht darin, dass man am Wirthshaus in Ober-Wöllnitz vorüber, links den Fahrweg hinabgeht und unterhalb der Mühle den Bach überschreitet, und dann rechts am Saalufer entlang, zur linken Hand die Wiese und den Johannisberg, noch ein Viertelstündchen bis an die von Roda und Lobeda kommende Chaussee und die Saalbrücke geht, diese, mit Umsehen nach links und rechts nach der Gegend, überschreitet und in Burgau, in dem an der Saale gelegenen Wirthschaftsgarten mit schöner Aussicht über die Saale, das brausende Wehr, die Brücke, auf Lobeda und die Lobedaburg, sich ausruht. Die Wirthschaft ist durch gutes Flaschenbier, Fische und allerlei andere Speisen, welche die rührige Wirthin (Knabe) wohl zu bereiten versteht,

recht empfehlenswerth. Auf der Anhöhe hinter dem Gasthof hat auch eine Burg gestanden, wo schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts eine Linie der Herren von „Lobdeburg" ihren Sitz hatte. Im Bruderkriege (1447) war sie zerstört worden und 1463 starb das Geschlecht der Herren von Burgau aus. Später ist das Schloss wieder aufgebaut gewesen, aber 1755 gänzlich abgetragen worden.

Der Rückweg (1 Stunde lang) führt, der Kegelbahn quer gegenüber, durch den Mühlenhof und von da zweimal über die Mühlenlache durch die Wiesen, später am linken hohen Saalufer wieder an der Chaussee hin, wo man sich an der Pappelallee öfter nach der Lobedaburg umzusehen hat, dann wieder durch ein Stück Wiesen und von da auf die von Roda und Kahla kommende, schon einmal berührte Chaussee, an der Rasenmühle, dem Felsenkeller und Paradies vorüber nach der Stadt.

D. Fürstenbrunnen — Lobedaburg — Burgau.

Nach dem Fürstenbrunnen giebt es zwei Wege von fast gleicher Entfernung von Jena, etwa $1^1/_2$ Stunde. Von da nach der Lobedaburg rechnet man eine kleine Stunde und von hier nach Burgau $^1/_2$ Stunde und von Burgau nach Jena 1 Stunde, also im Ganzen 4 Stunden Wegs reichlich gemessen. Die Tour kann auch des Nachmittags gemacht werden, wo dann die Abendbeleuchtung besonders auf der Lobedaburg und in Burgau schöne Anblicke gewährt.

1) Erste Tour nach dem Fürstenbrunnen über Ziegenhain und die Welmisse. Tour bis Ziegenhain vgl. I. B. 1. Von Ziegenhain nach der Welmisse (Wald) verfolgt man den oberhalb der Gastwirthschaft laufenden Fahrweg nach links in mässiger Steigung. Da, wo er sich in zwei Theile spaltet, bleibt man auf dem Wege linker Hand bis an den Wald, die Welmisse genannt, welcher auf der Fortsetzung des Kernberg-Plateaus sich weithin erstreckt und fast zum Ganzen links liegen gelassen wird. Den am Waldrand rechts in den Wald führenden Weg schlägt man ein und bemerkt bald dessen Senkung in eine Waldschlucht, welche gerade in das Pennicken- oder Fürstenbrunnenthal mündet, wo gleich links der Fürstenbrunnen liegt — ein freier Platz in einem von beiden Seiten von hohen Bergen begränzten, engen Thal, vor einer gemauerten Grotte, welche zur Einfassung einer in Bachesstärke dem Berge entspringenden Quelle, dem sogen. Fürstenbrunnen, dient. Will man nur hierher, so kann man den Rückweg von hier am Bache entlang thalabwärts über Wöllnitz nehmen, s. I. C. 1.

2) Zweite Tour nach dem Fürstenbrunnen über Wöllnitz. Bei einer Morgentour ist der Ober- oder Mittelweg nach Ober-Wöllnitz einzuschlagen, wie I. C. 1. angegeben ist. Bei der Felsengrotte führt der Mittelweg als Fahrweg gerade aus zwischen dem Berg zur linken und den Wiesen zur rechten Hand fort nach

Ober-Wöllnitz. Dagegen der Oberweg, erst als ein Fussweg, steigt ebenfalls bei jener Grotte an einem Schluchtrand empor und wendet sich dann rechts hin, einen Ueberblick über das Saalthal gewährend, bis er auf einen Feldfahrweg einmündet, der rechts hin immer geradeaus nach Ober-Wöllnitz führt. Wegen der Aussicht ist dieser Weg dem freilich bequemeren und um Weniges kürzeren Mittelweg vorzuziehen.

Bei einer Nachmittagstour schlägt man den reichlichen Schatten bietenden Wiesen-Fusspfad, von der Fähre am Paradies an, ein Wenig nach rechts biegend, ein, bis man rechts von Unter-Wöllnitz an das Saalufer und bald an einen hohen Felsen gelangt; der hier rechts wieder nach den Wiesen abbiegende Fusspfad führt bei der Burgauer Saalbrücke gerade auf die Chaussee kurz vor Lobeda; dagegen der breitere, etwas bergan gehende Weg führt gleich nach Ober-Wöllnitz; er zieht sich durch das Dorf hindurch am Bache entlang.

Von Ober-Wöllnitz verfolgt man den immer an dem von Fürstenbrunnen kommenden Bache entlang, in der Pennicken-Thalsohle links laufenden Fussteig oder rechts an Tufsteinbrüchen vorbei führenden Fahrweg, fast $^3/_4$ Stunden lang bis zum Ursprung des Fürstenbrunnens. Der Bach ist hier der sicherste Wegweiser.

Der Fürstenbrunnen hat seinen Namen von folgender geschichtlichen Begebenheit. Am 24. September 1552 wurde hier Johann Friedrich der Grossmüthige, Kurfürst von Sachsen, dessen Statue jetzt den Marktplatz zu Jena schmückt, der eifrige Kämpfer für den Protestantismus und der Gründer der Universität Jena, als er aus der kaiserlichen Gefangenschaft heimkehrte, von den Behörden der Universität und der Stadt empfangen und nach Jena geleitet. Zum Andenken an diesen Tag wurde schon 1554 die Quelle (bis dahin Pennickenquelle genannt) überwölbt und mit einer lateinischen Inschrift (Distichen) versehen:

Fontis ad hujus aquas frigus captabat in aestu
Saxoniae Elector, Mystaque, Christe, tuus.
Tu fons justitiae, verae fons vive salutis,
Saxoniae salvos, Christe, tuere Duces!
MDLIV.

[Einst in sonniger Glut erquickt ein sächsischer Kurfürst,
Christus, Dir innig geweiht, sich an dem Bronnen allhier.
Du, der Gerechtigkeit Born, Du des Weltheils ewiger Bronnen,
Schirm, o Christus, den Namen sächsischer Fürsten hinfort!
1554.]

Indessen war im Laufe fast dreier Jahrhunderte jene Einfassung verfallen und im Jahre 1832 liess der damalige Curator der

Universität, der Oberappellationsgerichts-Präsident D. Anton Freiherr von Ziegesar, Besitzer des Ritterguts Drakendorf, nach Ankauf des den Brunnen umgebenden Landes, diesen von Neuem einfassen und auf die obere Tafel über der Quelle die obige Inschrift, auf die untere aber noch (ebenfalls Distichen) eingegraben:

Principis hic fons est, fidei tutoris et artis,
Caesaris e vinclis quum rediisset, amor.
Auspicem enim reducem celebrans academia votis
Laeta salutarat fontis ad hujus aquas.
Antiquum vallis nunc instauravit honorem,
Muneris et fundi quem meminisse decet.
MDCCCXXXII.

[Dies ist der Fürstenbrunn, von dem Hort des Glaubens und Wissens,
Einst, als des Kaisers Haft frei ihn entlassen, geliebt.
Ihrem Gründer entbot bei der Heimkehr feiernden Willkomm
Hier am rieselnden Quell freudig die Academie.
Jetzt versuchte des Thals ehrwürdigen Ruhm zu erneuen,
Dem, nach Amt und Besitz, solch ein Erneuen geziemt.
1832.]

Im Jahre 1855 wurde die Grotte und deren Umgebung von der Kammerherrin Clara von Helldorf geb. Freiin von Ziegesar auf Drakendorf und der Gemeinde zu Wöllnitz von Neuem wieder hergestellt.

Um vom Fürstenbrunnen nach der Lobedaburg zu kommen, steigt man, die Quelle zur linken Hand, den rechter Hand bei hohen Buchen vorüberführenden Bergweg empor, der, wenn man die Höhe fast erreicht hat, aus dem Walde heraus auf das Plateau der Johannisberge führt, auf welchem ein ganz frei stehendes Gebäude, ein Vorwerk des Rittergutes Drakendorf, sichtbar wird. Der Weg führt links, aber ziemlich nahe, an demselben vorbei und neigt sich am Ende seiner Bepflanzung mit Kirschbäumen in einer Krümmung links den Berg hinab nach Drakendorf. Hier aber geht man, auf dem Berge bleibend, gerade fort, jedoch ohne allen Weg über steinige Lehde hin, sich in der geraden Richtung immer halb links haltend, bis man auf die Bergkante gelangt, wo sich eine weite Aussicht über dem tief unten am Berge liegenden Drakendorf hin nach der Leuchtenburg, dem oberen Saalthal und das entfernte Gebirge hin erstreckt. Das Thal, welches in ziemlicher Breite sich herein nach dem Saalthal öffnet, ist das Rodathal, durchflossen von der Roda, welche nach Gewitterregen viel rothen Sand und Nadeln aus den Wäldern in die Saale führt und diese stark verunreinigt. Auf der Bergkante geht man so lange fort, bis man links an derselben entlang einen Weg bemerkt, der gerade auf die Ruine Lobedaburg führt; sollte man denselben verfehlen, so steigt man ruhig die Bergkante herab, wo man die Ruine unter sich auf der Mitte des Berges liegen sieht, und gelangt auf eine mit Akazienbäumen bepflanzte

Rotunde, wo früher die sogen. obere Lobedaburg (höchstens nur ein kleines Bollwerk) gestanden haben soll. Die Aussicht auf der Lobedaburg ist ziemlich dieselbe wie auf dem Horizontalweg oberhalb Wöllnitz, vergl. I. C. 1., jedoch ohne den Vordergrund wie dort und mit der Einsicht in einige Seitenthäler. Die Burg selbst (mittlere Lobedaburg zwischen der erwähnten oberen und der unten in Lobeda gelegenen Thurmruine) ist die grösste und noch am besten erhaltene Burg-Ruine in der Nähe Jena's. Das viereckige, fast thurmhohe Gebäude war das eigentliche Wohngebäude der Herren von Lobedaburg, der sogen. Palas, im Gegensatz zu dem Frauenhaus, der sogen. Kemnate. Aus den in der Innenmauer bemerkbaren zahlreichen Balkenlöchern ergiebt sich, dass dieses Haus 3 Geschosse gehabt hat. Das oberste Geschoss enthielt den Rittersaal, von welchem an der Südseite des Hauses noch zwei Bogenfenster romanischen Styles sehr wohl erhalten sind, jedes in zwei Hälften durch eine Säule, wovon die eine geringelt ist, geschieden. Auch sind in der nordöstlichen Ecke noch die deutlichen Spuren eines Kamines und Rauchfanges zu sehen; desgleichen auch Kaminreste im mittleren Stock, in welches ein Thür von dem oberen Burghof an der Nordseite führt, von wo aus man sich das Innere dieses Hauptbaues ansieht. Das untere Stock hat seinen Zugang in der nordöstlichen Ecke nach dem unteren Burghof zu. Die neben diesem Haupthause nach Osten zu gelegene Wand enthält einen halbrunden Söller oder Erker mit kleinem Fenster; von aussen erscheint er von oben sich abrundend und unten spitz zulaufend. Derartige Söller dienten oft zum blossen Genuss der Aussichten, oft aber auch, besonders an Ecken eines Gebäudes, zur Vertheidigung, welcher letzterer Zweck bei dem hier erwähnten Söller nicht der Hauptzweck gewesen sein mag, da, wenn auch nach dem herablaufenden Berg eben keine besondere Aussicht ist, nur ein kleines Fenster darin ist, durch welches kaum eine besondere Vertheidigung möglich war. Ausser den tiefer gelegenen Umfassungsmauern ist nur noch an der Westseite der Burg ein enger und nicht sehr hoher Vertheidigungsthurm, dessen Unterräume zu Gefängnissen gedient haben mögen, zu erwähnen.

Die ältesten Nachrichten über die Bewohner dieser Burg reichen bis in das 10. Jahrhundert. Der Name der Burg wird am richtigsten von dem wendischen Wort „Loube," d. i. Waldgebirg, abgeleitet, da der Welmissenwald in alten Zeiten sich bis an die Bergkanten erstreckt hat. Die Geschichte derselben geht zum Theil mit der der Leuchtenburg und der Burg zu Burgau Hand in Hand. Das Geschlecht ist ein ansehnliches und reiches gewesen; im Jahr 1140 besassen die „Edlen von Lobdeburg" sogar Jena, Burgau und Roda; ihre Besitzungen erstreckten sich bis Arnshaug im Orlagau; später zerfiel das Geschlecht in die Grafen von Lobdeburg-Arnshaug, Herren von Lobdeburg-Leuchtenburg, Lobdeburg-Burgau und Lobdeburg-Elsterberg, und somit wurde auch Jena in vier Theile getheilt,

welches dann erst im Jahre 1382 gemeinschaftlich an die drei Söhne des Landgrafen von Thüringen, Friedrich des Strengen fiel*).

Der Weg von der Burg nach dem Städtchen Lobeda geht von dem unteren Burgtheil rechts den Berg hinab und ist, da man Lobeda immer vor Augen hat, nicht zu fehlen. Vor dem Eingang liegt rechter Hand der Bürgergarten mit neuem Etablissement für Sonntagswirthschaft. Man folgt der von Stadt Roda kommenden, über den Markt und durch das Rathhaus führenden Chaussee, welche dann über die Saalbrücke, von der ringsum eine mannigfaltige Aussicht ist, nach Burgau, direct an den Gasthof führt. Wegen Burgau und den Rückweg von da nach Jena vergl. I. C. 2. b.

3) Wollte man die kürzeste Tour zur Lobedaburg einschlagen, von $3^{1}/_{4}$ Stunde ganzer Wegeslänge, so geht man einen der unter I. D. 2. erwähnten Wege, am besten den Wiesenpfad, der dann von Unter-Wöllnitz an immer an der Saale entlang, unten in den Wiesen fort bis auf die Chaussee vor Lobeda, ausläuft. Diese verfolgt man bis an das Ende der Stadt und biegt dann links den Fussweg ab, der an dem Bürgergarten vorüber nach der Burg hinauf geleitet. Denselben Weg nimmt man dann wieder zurück und überschreitet die Saalbrücke, wo man in Burgau Rast machen kann. Vergl I. C. 2. b.

II. Nachmittags: Die Westseite des Saalthales.

A. Tatzendberg — Forsthaus — Forst — Lichtenhain.

Das Forsthaus gilt für den reizendsten Punkt in Jena's Umgegend, welche sich von hier als ein Längen-Panorama des Saalthales von 6—8 Stunden darstellt, in dessen Mitte gerade das Forsthaus gelegen ist. Es liegt von Jena gerade westlich, am Rande einer der wellenförmigen Höhen unmittelbar vor einem sich stundenweit dahinter verbreitenden Forste. Es giebt dahin von der Stadt aus mehrere Wege.

1) Der längste Weg von $1—1^{1}/_{2}$ Stunde bis auf das Forsthaus führt über den Tatzendberg. Man schlägt den Weg durch die Bachgasse ein und verfolgt denselben bei der Landesheilanstalt vorüber links am Leutra-Mühlbache und der Ziegelmühle entlang, dann über das meist trockene Leutrabachbett, links an einem Gartenhäuschen vorüber, hinter welchem sich der Weg in drei Wege zertheilt; der zuerst rechter Hand an den Gartenhecken entlang nach den Mühlen führende bleibt rechts liegen, der linker Hand hinführende ist der nächste Weg nach dem Forsthaus, und

*) Ed. Schmid, die Lobdeburg bei Jena, Jena Fr. Frommann, 1840.

der mittlere ist der nach dem Tatzend einzuschlagende. Er steigt direct auf den Berg zu und geht da, wo die Felder aufhören, in einen breiten Promenadenweg über. Dieser theilt sich nach kurzer Strecke wieder in zwei Wege.

a. Links ab führt ein Zickzackweg an der vorderen Bergkante und dem Nadelwäldchen empor, erst auf einen kleinen Ruheplatz, in dessen Mitte eine junge Linde steht, und dann gleich darüber auf einen grossen Terrassenplatz (Botz-Platz, so benannt nach dem Bauinspector Botz, unter dessen Leitung der Verschönerungsverein zu Jena die Promenaden hat anlegen lassen). Von da wendet sich der Weg ein Stück nach dem Wäldchen hinein und dann im spitzen Winkel wieder vor, um die Bergkante herum und auf einem Lehdestück entlang nach rechts bis an eine Laubwald-Ecke des Forstes. Hier auf diesem Stück des Weges überschaut man schon das Panorama ganz.

b. Verfolgt man hingegen den $1/2$ Stunde weiteren Promenadenweg an der Nordseite des Tatzends in langsamer Steigung und fast parallel mit dem Mühlthal und der darin nach Weimar und Apolda führenden Chaussee, so gelangt man nach einigen Windungen desselben an einen Platz, der mit drei hochstämmigen jungen Linden bepflanzt ist. Hier gewährt die unten im Mühlthale gelegene Papiermühle ein freundliches Bildchen. Von diesem Platz aus wendet man sich links hinauf an den Waldrand, geht an diesem ein Stück wieder vorwärts nach dem Saalthal zu und verfolgt den Rasenweg in seiner Biegung nach rechts durch eine kurze Strecke niederen Kiefernbestandes. Nach wenigen Schritten steht man vor einer Wegkreuzung und wendet sich links durch die Lichtung des Wäldchens, worauf man auf ein Rundtheil, in dessen Mitte eine junge hochstämmige Linde steht, gelangt. Dies ist der s. g. Stern, eine neue Anlage, welche, wenn die jungen Bäume herangewachsen sein werden, einen überraschenden Bildercyclus darstellen wird. Von dem Mittelpunct aus laufen nämlich Alleen nach mehreren Richtungen hin, durch welche man in der Ferne einen hervorragenden Punct gewahrt. Rechts, die erste Allee fasst die Leuchtenburg ein, dann, nach links im Kreise fortgehend, die zweite die Lobedaburg, dann die dritte den Fuchsthurm, die vierte Kunitz und die Kunitzburg, die fünfte den Napoleonsstein auf dem Windknollen, die sechste Cospeda und die siebente führt in den Wald. Von dem Stern aus schreitet man durch die auf die Leuchtenburg zuführende Allee und gelangt hier auf den unter a. angeführten Promenadenweg am Eingange in den Wald (Forst). Diesen verfolgt man in seinen Windungen durch den Wald, und geniesst dabei die überraschenden Durchblicke nach dem Saalthal. Fast horizontal fortlaufend führt er über eine schmale Schlucht nach einer Bergecke vor, um welche er sich wendet, und dann gerade vor das Forsthaus.

2) Von dem erwähnten Ausgang aus der Stadt ist der nächste

Weg ($^3/_4$ Stunden) nach dem Forsthaus der unter 1. angeführte links abgehende, festgefahrene Weg, der langsam in einer Hohle hinaufführt. Verfolgt man nach einigem Steigen den davon links im spitzen Winkel aufwärts gehenden Weg, so gelangt man auf einen Zickzack-Promenadenweg, welcher in die Bergbesitzung des Schulraths Stoy, der sich hier eine thurmähnliche Villa mit spitzen Thürmchen gebaut hat, führt und dem Publicum, unterhalb der Villa hinauf auf den Forst sich richtend, zur Benutzung geöffnet ist. Würde man aber diesen ersten Aufweg nicht betreten und länger noch im Schatten der Schlucht fortgehen wollen, so gelangt man an einen zweiten ebenfalls im spitzen Winkel links nach oben abbiegenden Fahrweg mit Barrière, welcher ebenfalls in Stoy's Berg führt und von dem aus rechts der erste Promenadenweg den Wanderer zum Forst geleitet. Auch diesen zweiten Fahrweg kann man übergehen und an der Hohle oder Schlucht noch weiter bis an den Wald hinan steigen, wo der vom Tatzend kommende Promenadenweg dieselbe überschreitet; hier wendet man sich auf diesem Promenadenweg links vor nach dem Berg- und Waldrand, an welchem das Forsthaus gelegen ist.

3) Von dem Engelplatz und der nahe dabei liegenden Engelbrücke aus giebt es auch noch drei sehr nahe ($^3/_4$ Stund. lange) Zugänge nach dem Forst.

a. Der an der Brücke rechts um eine Krümmung zwischen Hecken und Feldrändern hinauf führende Fahrweg (s. g. Hahngasse) geht am Galgenberg vorüber, wo man bald das Stoy'sche Besitzthum und den Forst bemerkt; weiterhin verläuft sich der schattenlose Feldweg auf einen Randweg, der gerade auf den ersten Weg durch den Stoy'schen Berg stösst. Vergl. 2.

b. Der von der Engelbrücke aus gerade fortlaufende Hohlweg, in welchem fast immer ein Wenig Wassers fliesst, und der links oben daneben hinlaufende Fussweg wird bis dahin verfolgt, wo er sich nach links und rechts in einem spitzen Winkel theilt.

aa. Der rechts sich abzweigende Fahrweg, der immer trocken liegt, geht in einer Hohle fort, der s. g. Birnstiel, und gewährt meistens von 4 Uhr Nachmittags an ziemlichen Schatten. Wo der Wald beginnt, biegt rechts ein Promenadenweg ab, der bald auf das Forsthaus geleitet.

bb. Der links oberhalb des meist nassen Fahrwegs dahin laufende Fusspfad führt in eine Schlucht (s. g. Hölle), welche rechts von einem steil bergan steigenden Fusspfad s. g. Mädel- d. i. Magdala-Stieg, beginnt. Zwischen schattigen Hecken hin gewährt dieser Weg von hier an eine angenehme Frische, ist aber nur bei ganz trockenem Wetter zu passiren. Ziemlich am Ausgang dieser Schlucht wird sie von einem Promenadenweg überschritten, auf welchem man sich rechts hinauf wendend durch Nadelholz zum Forsthaus gelangt.

Das Forsthaus mit seiner grossartigen Aussicht ist ein Lieblingsort des Jenaischen Publikums und Sommer und Winter besucht.

Ja, es hat sich sogar eine geschlossene Gesellschaft lebenslustiger Männer das Forsthaus gerade für den Winter wöchentlich Einmal zur Zusammenkunft auserwählt und sich „Winter-Forst-Gesellschaft“ benannt. Der geistige Schöpfer des Forsthauses ist ein bekannter Naturfreund, der Verleger dieses Büchleins. Es gehört noch dem Erbauer, einem früheren Forstaufseher, spassweise „Forstrath“ genannt, der sich später der Wirthschaft und dem Weinbergbau ganz gewidmet hat. Bequeme Ruheplätze — Terrasse mit Tanzplatz — freundliche Gesellschaftszimmer — gute Bierwirthschaft — zuweilen warme Küche — Kaffee — Punsch u. s. w. Promenadenwege in den Wald — hübsche einsame Ruheplätze, besonders das Rundtheil unter den 7 Buchen im Umkreis und der achten in der Mitte — frische Waldeinsamkeit. Vom Forsthaus prachtvolles Panorama in der Nachmittags- und Abendbeleuchtung — zuweilen bei sehr klarem Wetter auch weite Fernsichten, durch das Fernrohr von den Zimmern aus in weitester Ferne rechts über der Lobedaburg am Horizont ist sogar ein Stück des Erzgebirges sichtbar. Die einzelnen Höhen, Thäler und Ortschaften sind zu erfragen bei dem Wirth und nöthigenfalls bei immer sich hier findenden und zur Auskunft stets bereiten Stammgästen.

Der Rückweg nach Jena kann auf einem der angeführten Aufwege, aber auch, wenn man noch Zeit übrig hat, über das berühmte Dorf Lichtenhain (eine sachsen-meiningensche Enclave) genommen werden. Man schlägt den unter dem Tanzplatz rechts in gerader Richtung ziemlich horizontal fortgehenden Promenadenweg ein, gelangt über eine Schlucht, die s. g. Hölle, hinweg wieder vor an den Waldrand auf eine Blösse, wo sich noch einmal das ganze Panorama darstellt und sich ein freundlicher Blick in das Thal von Lichtenhain und auf dieses selbst eröffnet. Derselbe Promenadenweg führt in mehreren Windungen hinab und läuft in einen etwas steilen Fusspfad aus, der in das Dorf führt. Rechts auf der Dorfstrasse hin gehend gelangt man zur rechten Hand an das Gemeinde-Wirthshaus, welches Plätze im Freien, sowohl vor demselben, als auch im Grasgarten, bietet, zur linken Hand aber durch einen Hof in das Geiling'sche Privat-Wirthshaus, welches auch Plätze im Freien hat und sich durch eine gute, einfache Bewirthung auszeichnet. Auch hier noch echte thüringische Ländlichkeit und kleine Preise. Das berühmte Lichtenhainer Weissbier wird hier an der Quelle von Jenensern gern getrunken. Der Heimweg von da ist mehrfach. Den aus der Dorfstrasse gerade fortführenden Fahrweg, der auf die Chausse von Roda und Kahla nach Jena hinter der Rasenmühle ausläuft und etwas weiter ist, verlässt man am besten gleich hinter dem letzten Hause und biegt links ab auf den betretensten Fussweg, welcher nochmals links aus dem Thale nach einem Feldrand hinauf abbiegend und eine schöne Aussicht über das Saalthal und einen Rückblick in das Lichtenhainer Thal gewährend, schliesslich an den Schiessständen der Schützen-

Gesellschaft vorüber durch die Rasenmühle (Etablissement) auf die Chaussee führt, von wo dann der Weg am Felsenkeller vorüber in die Stadt nicht mehr zu fehlen ist.

B. Forst — Vollradisroda.

Will man einen Nachmittag in stiller und erfrischender Waldeinsamkeit verbringen, so ist eine Tour durch den Forst nach Vollradisroda, im Volksmund „Vollersrode," von 2 Stunden Wegeslänge hin und ebensoviel zurück, zu empfehlen. Man schlägt einen von den unter II. A. 3. b. genannten Wegen, am sichersten den unter aa. (Birnstiel) bis zu dem ersten rechts nach dem Forsthaus abgehenden Promenadenweg ein, geht in gerader Richtung einen schmalen Richte-Fusspfad fort, überschreitet einen zweiten Promenadenweg und steigt nach der Höhe des Forstplateaus, wo man wieder auf den Waldfahrweg trifft, immer den Waldsaum zur rechten Hand, links aber nach offenes Feld.

Der unter bb. erwähnte Weg geht auch immer in der Schlucht (Hölle) bis auf das Plateau fort und vereinigt sich mit dem unter aa. genannten noch vor Beginn des Waldes. Hier findet man rechter Hand an einem Baum einen Wegweiser mit der Inschrift: „Vollradisroda", welcher auf den betretensten Weg hinweist. Diesen verfolgt man und gelangt bald durch niederes Buschwerk, bald durch Nadelholz, auch eine Schlucht überschreitend, nach einer Stunde auf eine Blösse, wo rechter Hand offenes Feld, linker Hand der Saum eines Laub-Hochwaldes sichtbar ist. Immer in rein westlicher Richtung verfolgt man den breiten Fahrweg und gelangt so nach dem Wirthshaus und dem daneben gelegenen Försterhaus zu Vollradisroda. In dem links davor nahe anstossenden Laubwald sind herrliche Spaziergänge durch die Durchforstungs-Alleen; besonders ist das Rundtheil aufzusuchen.

Den Rückweg macht man ebenso wie den Hinweg und kann Abends auf dem Forsthaus bei Jena sich ausruhen, welches auf dem ersten Promenadenweg, den man rückwärts überschreiten würde, nach links, erreicht wird.

C. Lichtenhain — Ammerbach.

Bequeme Tour, ohne anstrengendes Steigen von 2 bis 2½ Stunden ganzer Wegeslänge. Auf der nach Roda und Kahla führenden Chaussee geht man an der Stadt-Brauerei und dem Felsenkeller vorüber nach der Rasenmühle, durch dieselbe, dann an den Schiessständen vorbei, den breiten Fusssteg, der nur nach Lichtenhain führt, fort, in das Dorf Lichtenhain, wendet sich bei der Brauerei links den Fahrweg an der Kirche vorüber durch das Dorf, wo er an der Bergecke (schöne Aussicht über das Saalthal) sich

rechts um dieselbe nach der Bergkante hinaufwendet. Sobald von demselben sich an einem Feldrand hin, links ein gut betretener Fussweg abzweigt, verfolgt man diesen; er führt an der unteren Hälfte des Berges zwischen Hecken und Obstbäumen hin endlich auf freies Feld, wo sich ein überraschender Anblick auf das unten im Thale gelegene Dorf Ammerbach, von steilen, theils kahlen Kalkbergen, theils bewaldeten Höhen umgeben, so wie Blicke in zwei in die Berge sich abzweigende Thäler eröffnen. Man steigt in das Dorf hinab und links vom Fahrweg liegt das neu eingerichtete Wirthschaftslocal.

Den Rückweg nimmt man vom Wirthshaus nach links in der Dorfstrasse, welche bis an's Ende des Dorfes, an einem starken und klaren Bach entlang, in einem gerade fortlaufenden Fahrweg übergeht; dieser läuft auf die Chaussee von Jena nach Roda und Kahla bei einer Pappelreihe am hohen Saalufer aus.

Will man aber einen kleinen und schattigen Umweg machen, so überschreitet man am Ende des Dorfes Ammerbach das gleichnamige Gewässer rechter Hand auf einem hölzernen Steg und verfolgt den mit dem Lauf des Baches bis an jene Chaussee parallel laufenden Fahrweg, geht ein Stückchen Chaussee und schlägt da, wo der Bach unter dieser wegläuft, den neben dem Bach hingehenden Wiesenweg ein, der bei der Mündung des Baches sich mit der Chaussee nach Jena wieder vereinigt, wo am Hochufer der Saale diese mit einer Pappelreihe bepflanzt ist. Hier frische Ansicht des Thales — rechts Lobedaburg — Johannisberg — Saale — Wiesen — Kernberge — links Hausberg — Jenzig — Kunitzburg. Ruheplatz auf einem Vorbau an dem Saalufer (Botz's Ruhe). Von da wieder Richteweg durch Wiesen, dann auf der Chaussee, an der Rasenmühle und Felsenkeller vorüber nach Jena.

D. Winzerla — Triessnitz — Meridianstein.

Tour von 3 Stunden ganzer Wegeslänge, jedoch besonders für den Sonntagsnachmittag.

Winzerla ist das erste Dorf an der von Jena nach Kahla und Rudolstadt führenden Chaussee, welche man am sichersten verfolgt, welche aber auch zugleich die schönsten Aussichten über das Saalthal bietet. Hinter der Rasenmühle schlägt man auf eine kurze Strecke links hinab durch Wiesen einen Richtweg ein und kommt am Telegraphen und einer Pappelreihe wieder auf die Chaussee, welche man nun nach Winzerla fortgehen, aber auch vermeiden kann, indem man den am Ende der Pappeln links nach Burgau abbiegenden Fusssteig hinab in die Wiesen, etwa 20 Schritte, dann aber gleich den hiervon rechts ablenkenden schmalen Wiesenpfad verfolgt, der weiterhin wieder auf die Chaussee führt. Diese theilt sich an einem Rundtheil mit Meilenzeiger in die links über das Saalthal sich hinziehende Chaussee nach Roda und die rechts gerade

fortlaufende nach Kahla. In 1 Stunde ist Winzerla von Jena aus erreicht. An dem am Eingang des Dorfes liegenden Gasthof geht man vorüber die Dorfstrasse hinauf an einem Bache entlang, welcher von der Triessnitz, jenem reizenden Wäldchen mit Vergnügungsplatz, welches der Zielpunkt der Tour ist, herabkommt und streckenweise als Wegweiser dient. Am Ende des Dorfes überschreitet der Fahrweg diesen Bach und theilt sich alsbald; den links nach dem Wäldchen sich senkenden Weg schlägt man ein und gelangt nun im schönsten Schatten längs dem rauschenden Bächlein in wenigen Minuten nach dem Wirthschaftsplatz der Triessnitz, wo nur an Sonn- und Festtagen (Haupttag am Himmelfahrtsfest) die Winzerlaer Wirthschaft geöffnet zu sein pflegt. Angenehme Waldfrische — schönes Quellwasser — guter Kaffee — frische Flaschenbiere — Schinkenbrödchen u. s. w. Stieg nach dem Winzerlaer oder Rötheberg, an der Bergkante in die Höhe, womöglich bis zu einem einzelstehenden Stein, dem Meridianstein für die Sternwarte zu Jena. Prachtvolle Aussicht über das Saalthal und in das Rodathal hinauf — 28 Ortschaften im Ganzen sichtbar. Rückweg wie Hinweg, oder am Bach hinab, über die Chaussee und links über den Bach auf einem schmalen Fusspfad an Sümpfen mit Schilf entlang im herrlichsten Schatten, unter den Sandfelsen von Burgau hin nach dem Gasthof daselbst. Rückweg von da s. I. C. 2. b.

E. Rothenstein — Bergpartie.

Tour von 7 bis 8 Stunden, worunter 5 Stunden Wegeslänge, deshalb als Nachmittagstour zu Fusse nur für die längsten Sommertage geeignet, zu Wagen auch noch im Frühherbst. Im hohen Sommer kann man auch die von Jena $3^1/_2$ Uhr nach Kahla abgehende Post, welche um 5 Uhr in Rothenstein eintrifft, für 7—8 Gr. benutzen.

1) Der unfehlbarste Weg ist die fast in gerader Richtung führende Chaussee von Jena nach Kahla und Rudolstadt, welche die Dörfer Winzerla, Göschwitz, Maua (Forellen) und das letzte vor Kahla, Rothenstein berührt. Sie bietet viele Abwechslung und Aussichten.

2) Ein angenehmerer und um Weniges weiterer Weg führt aber meist auf Wiesen hin über Burgau (Weg dahin s. II. D.). Links am Gasthof setzt sich der Weg durch die Wiesen in gerader Richtung fort, unterhalb Göschwitz an der Saale hin, an einem rechter Hand liegenden rothen Sandsteinbruch vorüber, dann knapp unterhalb Maua über einen Steg, zwischen Feldern rechts und Wiesen links hin, bis er sich nach halbrechts etwas ansteigend durch die Felder hinzieht und kurz vor Rothenstein auf die Chaussee ausläuft.

Rothenstein hat zwei Gasthöfe, den s. g. unteren, den die

Chaussee zuerst berührt, und den obern, der weiter oben im Orte rechts daran liegt. Die Hauptsache bei der ganzen Tour ist aber eine Partie auf den Rothensteiner Berg, eine etwa 400 Fuss über der Saale sich steil erhebende Felsenwand von lauter rothen Sandsteinschichten, an deren unterer Hälfte die Chaussee nach Kahla durchgehauen worden ist. An der jähesten Stelle ist der sogen. Trompeterfelsen, wo nach einer Sage im 30jährigen Krieg ein von den Feinden verfolgter schwedischer Trompeter mit dem Pferd hinab in die Saale setzte, der selbst unversehrt am jenseitigen Ufer ankam und das Lied: „Ich dank' Dir lieber Herre“ u. s. w. bliess, aber doch noch von einer tückischen Kugel getroffen, den Tod fand.

Den Aufweg zum Berg nimmt man nahe bei dem oberen Gasthof auf den rechts von der Chaussee zur Kirche führenden Treppen, schlägt dann den rechts an der Kirchhofsmauer hinführenden schmalen Fusspfad ein, der auf einen betretenen Fussweg in das Laubwäldchen schräg hinauf, dann an einem Nadelholz vorüber auf eine Waldblösse auf der Höhe des Berges führt. Mitten auf derselben steht die noch junge „Marienlinde“ (gesetzt zum Andenken an die verstorbene Grossherzogin von S. Weimar, Maria Paulowna, Grossfürstin von Russland); um diese Linde herum wendet man sich links am Wald- und Felsenrand hin, wo man auf einen mit Barrièren versehenen Vorsprung eins der anmuthigsten Bilder des Saalthales vor sich hat. Unten in der Tiefe die Saale, links davon Rothenstein, rechts davon Oelknitz, beide durch eine verdeckte Brücke verbunden; an der Saale aufwärts zunächst diesseits das Dorf Schöps, jenseits Jägersdorf, dann Gross-Pürschitz, wo eine zweite bedeckte Brücke über die Saale führt, und oben am Wald Klein-Pürschitz, weiter hinauf die Stadt Kahla; im Thal Abwechselung von Feldern und Wiesen, ringsum zahlreiche mit Nadelholz bis an den Fuss bewaldete Höhen und Thäler und über allen thront die stattliche Leuchtenburg.

Den Rückweg nimmt man wieder bis zur Marienlinde, aber von hier gleich links hinab auf dem an den Felsen entlang gebahnten, breiten Zickzack-Promenadenweg, der ohne alle Gefahr zu passiren ist und vor dem Dorf Rothenstein auf die Chaussee mündet. Heimweg von Rothenstein nach Jena am besten auf der Chaussee, da es spät Abends auf den Wiesen bald feucht wird.

F. Dornburg.

Das Seitenstück zu dem Bilde, welches der Rothensteiner Berg bietet, ist Dornburg mit seiner Aussicht vom Schlossgarten. Eine Fusstour am Nachmittag würde auch 7 bis 8 Stunden, worunter $5^1/_2$ Stunden auf den Marsch im Ganzen gerechnet sind, in Anspruch nehmen, daher sie nur zur Zeit der längsten Tage und schon gleich nach Mittag, um 1 Uhr spätestens, zu unternehmen ist. Eine Tour zu Wagen, welcher bis an den Schlossgarten selbst fahren

kann, ist auch noch im Herbst sehr gut auszuführen, wo man schon eine Tagestour zu Fuss daran wenden muss.

Von dem Zwäzenthor und der Gasanstalt an verfolgt man eine kurze Strecke die Chaussee bis zu der kleinen „Spittel"-, d. i. Frauen-Hospital-Kirche, wo man den rechts davon ablenkenden Weg in die Wiesen nach Löbstedt einschlägt, wohin zunächst zwei, dann auch noch ein dritter Fussweg tiefer in die Wiesen führen. Der stark betretene links sich an den Feldern hin haltende, aber weniger schattige Weg, der sogen. Mittelweg, führt allerdings in geradester Linie wieder auf die Chaussee und nach Löbstedt. Die beiden rechts in die Wiesen abbiegenden Wege vereinigen sich noch vor Löbstedt wieder. Man kann freilich unterhalb des Dorfes noch eine lange Strecke bis gegen Porstendorf hin in den Wiesen gehen, allein der Fusspfad ist oft sehr schmal und nicht immer trocken und nicht leicht zu finden. Desshalb verfolgt man am sichersten von Löbstedt aus die Chaussee, welche bald an der Carl Friedrich-Ackerbauschule vorüber das am Heiligenberg gelegene Dorf Zwäzen berührt. Von hier an bietet die rechts auf die Höhen und über das Thal sich eröffnende Aussicht mancherlei Unterhaltung. Weiterhin gelangt man an den Gasthof „zur weimarischen Schweiz", dem gegenüber im Thale das Gut Porstendorf, und dahinter die Ortschaften Golmsdorf und Naura sichtbar sind. Nachdem man auf der Chaussee einen ziemlich breiten Bach mit klarem Wasser überschritten hat, gelangt man an eine Biegung der Chaussee, wo man gerade vor sich hoch oben auf dem Felsenberg die drei „Schlösser" von Dornburg liegen sieht. Bald erreicht man einen kleineren, aus einer mit Erlen bewachsenen Schlucht hervorkommenden Bach, der indessen nicht immer Wasser hat und über welchen für Fussgänger ein Holzsteg führt. Gleich hinter demselben steigt an der Bergwand hinauf nach der Kante ein Fussweg, welcher der nächste Weg nach Dornburg ist und das Schiesshaus berührt, neben welchem gleich der Schlossgarten liegt. Will man hingegen die schönen Kalkfelsen, welche fast 3 bis 400 Fuss hoch übereinander geschichtet sind, von unten näher sehen, so verfolgt man von jenem Steg an die Chaussee fort bis zu einem Paar links an der Chaussee gelegenen Häusern, bei denen sich links hinauf ein Zickzack-Fussteig nach dem Schiesshaus zieht.

Der Glanzpunct der Partie ist die Aussicht von den sich zwischen den 3 grossherzogl. Schlössern hinziehenden, auf hohen Felsenabhängen gelegenen Terrassen. Das rechter Hand mit seinen mittelalterlichen Giebeln sich sehr gut ausnehmende Gebäude bewohnte Göthe nach Carl August's Tode einige Monate; jetzt dient es dem Garten-Inspector und Schloss-Castellan zur Wohnung. Das mittlere Schlösschen, 1728 bis 1748 erbaut, ist denkwürdig, weil hier 1818 der erste weimarische Landtag getagt hat; jetzt bewohnt es auf kurze Zeit die grossherzogliche Familie, und das linker Hand davon gelegene alterthümliche, grosse Gebäude war in alten Zeiten das kaiserliche Palatium,

wo die Kaiser schon seit 965 oft verweilten und Versammlungen hielten, ist aber jetzt das Justiz- und Rentamthaus. Hinter den Gartenanlagen liegt das Städtchen Dornburg, welches seinen früheren Namen Doringburg von den Doringern oder Thüringern herleitet, zu deren Schutz gegen die jenseits der Saale wohnenden Sorben-Wenden auch hier ursprünglich eine Burg erbaut gewesen sein mag, welche dann zu einer stattlichen, damals zwanzigmal grösseren, kaiserlichen Pfalzstadt geworden ist*). In der Nähe wird blauer Cölestinstein gegraben und Weinbau getrieben. Der grossherzogliche Garten ist dem Publikum geöffnet und man kann auf der Terrasse besonders in der Blumenrotunde sich bequem ausruhen. Die Wirthschaft des Garteninspectors bietet Kaffee, Thee, Wein mit Selterswasser, marinirten Aal, auch oft warme Küche. Bier hingegen muss man in der Schiesshauswirthschaft aufsuchen.

Die Aussicht hier ist prachtvoll; tief unter den Felsen das Saalthal in üppiger Wiesenfrische, von den Windungen der Saale mit schön bewachsenen Ufern durchschnitten; unmittelbar unter den Felsen links der Ort Naschhausen, von welchem aus die Chaussee durch eine verdeckte Brücke in das ansehnliche Dorndorf und von da links nach Camburg führt. Gegenüber bis hinab in das Thal bewachsene Berge und Seitenthäler, rechts die Orte Beutnitz, Golmsdorf und Naura und dahinter der Gleissberg mit der Kunitzburg; noch hinter dieser nach Jena zu schliesst der hervorragende Jenzig die Aussicht ab. Terrassenplatz vor dem mittleren Schloss — darunter Grotte mit bunten Glasfenstern. Wege im Schlossgarten besonders zur Zeit der Rosenblüte angenehm. Auch von dem Dornburger Felsen wie von dem Rothensteiner soll ein Trompeter (jedoch der Kroaten) im 30jährigen Kriege mit dem Pferd herab in die Saale getrieben worden, und nachdem er das Lied: „Ich dank' Dir lieber Herre“ u. s. w. geblasen habe, erschossen worden sein. Wahrscheinlich aber ist der Sprung vom Rothensteiner Felsen erfolgt, wo die Saale näher am Berge hinfliesst.

Rückweg auf der Chaussee bis Löbstedt, von da aber auf dem Mittelweg direct nach Jena.

G. Mühlthal — Rosenthal — Cospeda.

Tour von 2 bis $2^1/_2$ Stunden ganzer Marschlänge.

Vom Johannisthor an führt die Chaussee nach Weimar und Apolda an der Oelmühle rechts vorüber, in das von ziemlich steilen, theils kahlen, theils bewachsenen Höhen eng eingeschlossene Mühlthal, so genannt von den am Leutrabache, der dasselbe durchfliesst, gelegenen Mühlen, die Neu-, die Weidigs-, die Paraschken- und die Papiermühle, an welcher letzteren die Chaussee links unmittelbar vorbeiführt. Der Paraschkenmühle gegenüber von der Chaussee

*) Schwabe, Geschichte von Dornburg, Weimar, 1825.

aus ein kurzes, sehr deutliches Echo; der Ort ist durch drei rothe Kreuzchen an der rechts an der Chaussee gelegenen Weinbergsmauer kenntlich gemacht. Gleich hinter der Papiermühle ist ein steiler Berg, „die Nase“ und an diesem ein Felsenvorsprung mit einem Kreuz, die s. g. Lutherskanzel, bemerkbar, von welcher der Sage nach Luther herab zum versammelten Volke gepredigt haben soll (?). Unmittelbar darunter entspringt ein starker Bach aus den Felsen, in welchem man sehr gut Forellen beobachten kann. Von da verfolgt man die Chaussee noch ein gutes Stück bis dahin, wo rechter Hand sich das Rosenthal, eine Wiesenschlucht, weiter nach oben von bewaldeten Bergseiten eingefasst, nach dem Mühlthale öffnet. Man geht in dieselbe, sich beim Eintritt in den Wiesengrund links haltend, hinein und trifft bald auf einen schmalen Fusspfad, der an einem Bächlein entlang, durch duftende Wiesen und schattige Bäume aller Art, immer höher führt, bis man endlich durch die Bäume Häuser von Cospeda wahrnimmt; den rechts über den Bach biegenden und bald steil ansteigenden Fusspfad verfolgt man und gelangt oben zwischen Hecken hin nach der freien Sonnenbergs-Hochebene; der Fahrweg nach links führt sogleich in das Wirthshaus, welches, durch gute Biere bekannt, von Jenensern viel besucht wird.

Den Rückweg kann man entweder auf dem gleich beim Gasthof rechts durch eine Schlucht hinab nach der Chaussee sich windenden und links von der Papiermühle auf jene auslaufenden Fahrweg, oder auf dem oben längs des Plateaus hinführenden Feldweg einschlagen, der sich dann auch durch eine Schlucht unter dem Windknollen und Napoleonsstein hin, wo Napoleon's Bivouac vor der Schlacht bei Jena gewesen ist, nach dem Saalthale hinabzieht, der sogen. Steiger, worauf die Artillerie Napoleon's zur Schlacht hinauf gezogen ist. Auf dem Plateau selbst geht aber auch schon rechts durch die Felder ein etwas näherer Weg, der an der Kante des ersten Sonnenbergs sich links seitwärts durch die Weinberge nach dem Ausgang des Steigers hinsenkt, dies ist der sogen. Pfaffenstieg.

H. Napoleonsstein — Schlachtfeld — Klosewitz — Rauhthal — Löbstedt.

Tour von 3—4 Stunden Marschlänge.

Am Erfurter Thor wendet man sich um das Chausseehaus rechts auf dem Fahrweg und dann auf dem neben denselben obenhin laufenden Fussweg am Landgrafenberg hin bergan, gelangt dann an dessen Ecke in eine Schlucht (Steiger), an der sich der Weg bis zur Höhe theilt, ein rechts gleich ansteigender, durch die Felsen gehauener und ein links in der Schlucht hinaufglimmender. Ist man in letzterer auf die Höhe, wo sie schliesst, gelangt, so wendet sich der Weg rechts hin, wo er mit jenem Felsenweg sich bald wieder vereinigt. Auf diesen Wegen ist Napoleon's Artillerie zur

verhängnissvollen Schlacht bei Jena am 14. October 1806 hinauf gefahren. Die Höhe links ist der Windknollen, auf welchem Napoleon in der Nacht vom $^{13}/_{14}$. October 1806 vor der Schlacht bei Jena bivouakirt hat. Der darauf stehende Stein heisst der Napoleonsstein. Der rechts vom Windknollen in gerader Richtung fortlaufende Weg führt oberhalb des Munkethales links am Walde hin, der sich nach dem rechter Hand bald bemerkbaren stark bewaldeten Rauhthale auf beiden Seiten hineinzieht. Jenseits des Thales ist oben im Walde das Dorf Klosewitz sichtbar. In diesem Thale zog am frühen Morgen des 14. Octobers 1806 unter der erzwungenen Führung des Pfarrers von Wenigenjena, Namens Putsche, das Lannes'sche Corps auf das Schlachtfeld. Oberhalb dieses Thales verfolgt man den gerade und seitwärts von dem im Walde versteckten Dorfe Klosewitz fortlaufenden Weg; nach einer langsamen und gelinden Steigung erreicht man den Höhepunct des Schlachtfeldes, gegenwärtig durch eine junge Kastanie gekennzeichnet. Von hier aus übersieht man das Schlachtfeld am besten. Der hochgelegene Ort mit dem niedrigen, steinernen, viereckigen und einem niedrigen Spitzdach versehenen Kirchthurm ist die meiningensche Enclave Vierzehnheiligen. Der Ort wurde von der Kirche zu den 14 heiligen Nothhelfern (1453—1464 erbaut) mit 14 Altären und 14 Pfeilern so benannt. Mit der Reformation wurden die 14 Altäre 1539 beseitigt. Hier war in der Schlacht bei Jena der heissestе Kampf zwischen Preussen und Franzosen*).

Von hier geht übrigens auch der Fussweg nach Apolda in gerader Richtung fort über Krippendorf, rechts unmittelbar an Hermstedt vorbei nach der Bahnhofstrasse zu Apolda, oder links von Hermstedt über Schöten und von da im Grunde hin mitten nach Apolda hinein.

Will man noch eine kurze Seitentour nach dem dem Lieutenant v. Bissing, welcher in der Schlacht bei Jena gefallen ist, von seiner Gattin gesetzten Denkmal machen**), so muss man sich von jenem Höhepunct rechts am Wald hin nach dem Dorfe Rödigen wenden und kann von da auch, unterhalb Klosewitz in das Rauhthal, gleich auf den s. g. Paukplatz kommen.

Von jenem Höhepunct des Schlachtfeldes wendet man sich sonst aber wieder zurück nach dem Dorfe Klosewitz zu, von da in das hier beginnende Rauhthal hinab, immer am Bache entlang. Da, wo sich der Wald nach dem Ausgang zu zu lichten beginnt, öffnet sich links ein Seitenthal; in dieses wendet sich ein schmaler Fusspfad eine kurze Strecke hinein, der an einen Wasserfall und den über demselben gelegenen s. g. Paukplatz führt, wo in früheren Zeiten die Duelle der Jenaischen Studenten ausgefochten wurden, der aber jetzt ein harmloser Vergnügungsplatz

*) Vergl. Kopfleisch, die Schlacht bei Jena, Jena bei Deistung, 1862.
**) S. Gartenlaube, Jahrgang 1862. S. 76.

an warmen Sommertagen geworden ist. Von hier wieder rückwärts bis zu dem Hauptthal gehend, verfolgt man den Lauf des Baches bald links bald rechts und gelangt mit diesem an den Gasthof zu Löbstedt.

Der Heimweg von hier durch die Wiesen oder am Abend besser auf dem trockneren Mittelweg, der gleich vor Löbstedt, wo die Chaussee sich rechts wendet, gerade fort auf Jena zuführt.

J. Der Landgrafenberg.

Kurze Tour von 1—1½ Stunde ganzer Wegeslänge.

Vom Johannisthor aus steigt man rechts die Strasse nach dem Gottesacker oder Friedhof aufwärts und verfolgt diese, jenen zur linken Hand lassend, bis dahin, wo ein Fahrweg in einem Bogen sich stark senkend nach rechts von dem gerade fort (in den oberen Philosophengang) laufenden abzweigt. Der links oben liegende Berg, fast bis hinauf mit Wein bepflanzt, ist der „Landgraf", nach dessen Höhe in gerader Linie zwischen Weinbergshecken hindurch ein schmaler und steiler Fusspfad geleitet. Auf der Kante des Bergs prachtvolle Aussicht; namentlich Jena präsentirt sich hier sehr gut. Thalaufwärts schliesst die Leuchtenburg das Bild ab, gen Osten die Kernberge, die wie ein gewaltiger Festungsbau erscheinen, dann der Hausberg, dessen bewachsene Nordseite mit dem Fuchsthurm nach ihrer ganzen Länge übersehen werden kann, ebenso das gerade gegenüber zwischen dem Hausberg und dem Jenzigberg sich öffnende Gembdenthal, davor Wenigenjena mit der Kirche, worin Schiller getraut wurde, dann das Hufeisen, zwischen dem Jenzig und der Kunitzburg, unten Kunitz und mitten im Thale das freundliche Löbstedt rechts von dem niedrigeren Heiligenberge, und endlich schliessen die Dornburg gegenüber gelegenen Höhen, über welche der Flecken Frauenpriessnitz noch hervorragt, das Bild gen Norden ab. Rechts drüben über dem Mühlthal der Tatzendberg und Forst, der Lichtenhainer Berg mit Lichtenhain und weiter hinauf Winzerla mit dem Triessnitz-Wäldchen. Um denselben Weg nicht wieder rückwärts zu machen, geht man, sich nach rechts rückwärts von der Aussicht haltend, auf dem kleinen Landgrafen-Plateau bis nach dem an dem höher gelegenen Windknollenberg entlang führenden Weg zu und schlägt diesen thalabwärts nach links ein (oberer Steiger); auf ihm gelangt man an das Erfurter Thor, von welchem aus noch als Ruhepunct die 5 Minuten davor links an der Chaussee gelegene Restauration zur „Oelmühle" besucht werden kann. Stille Ruheplätze im Garten — gute Wirthschaft.

K. Der Philosophengang.

Kurzer Spaziergang von höchstens 1 Stunde.

Der Weg von Jena aus ist derselbe wie der vorstehend unter

J. angegeben. Zweckmässiger wird er jedoch umgekehrt gemacht und zwar vom Bibliotheksplatz am Fürstengraben aus. Von hier geht man, den Prinzessinnengarten links lassend, den breiten Promenadenweg an den Ländereien entlang, an der Ziegelbrennerei vorüber über einen Fahrweg weg, zwischen Feld rechts und Hecken links, den s. g. unteren Philosophengang unter der Villa Köhler und klassischen Villa Hase hin, bis man auf ein stets trocken liegendes, vom Berge herab sich ziehendes Bachbett stösst. In diesem läuft ein schmaler Fusspfad hinauf, welcher es dann nach rechts verlässt und seitswärts hinauf auf einen horizontalen, in das Munkethal führenden Fahrweg, den sogen. oberen Philosophengang, verläuft. Hier wendet man sich links auf demselben nach der Stadt zu und geniesst eine liebliche Aussicht über das Thal von einer mässigen Höhe aus. Zwischen Hecken hin, welche im Frühsommer über und über von blühendem Geisblatt und Hollunder strotzen und einen üppigen Duft verbreiten, gelangt man bei dem Friedhof wieder zur Stadt.

L. Galgenberg — Leutraweg.

Wenn man etwa nur einige Stunden in Jena verweilen kann, so sollte man wenigstens nicht versäumen, einen Spaziergang von $^3/_4$ bis 1 Stunde über die nächste Höhe, den Galgenberg, zu machen. Von hier aus bekommt man wenigstens einen Begriff von der Umgebung Jena's.

Man geht von dem Engelplatz aus über die Engelbrücke den rechts bergan steigenden Fahrweg, oberhalb der zur Böhme'schen Töpferei gehörigen Thon- und Lehmschwemme durch einen Hohlweg zwischen Hecken hin, sogen. Hahngasse, gelangt bald in's freie Feld und sucht hier gleich den oberhalb des Fahrwegs laufenden Fussweg am Feldrand hin auf. Rechts gewahrt man dann auf der nahen Höhe ein Rundtheil mit Akazien bestanden und auf dieses führt im rechten Winkel ein schmaler Rasenweg. In der That den schönsten Punct im Saalthale hatte man für die Richtstätte und für die am Galgen sterbenden Uebelthäter ausgesucht!

Das Panorama enthält, wenn man gerade auf Jena zugekehrt steht, rechts im äussersten Süden die hohe Leuchtenburg bei Kahla und den Wald, dann die Ruine Lobedaburg, unten Lobeda und im Thale Burgau, dann den Johannisberg, Unter-Wöllnitz und die Kernberge, das Ziegenhainer Thal mit Ziegenhain, den Hausberg mit Fuchsthurm gerade hinter Jena, weiter nach links das lange Gembdenthal mit der Chaussee nach Gera, den scharfkantigen Jenzigberg, die Kunitzburg mit Kunitz, mitten im Thal Löbstedt und dahinter die Dornburger Berge. Gehen wir von da, Jena den Rücken kehrend, links weiter im Kreise, so gewahren wir den Landgrafen und die Sonnenberge mit vielen Weinbergen, zwischen beiden den Steigerweg (Napoleon's Artillerieweg am 14. October 1806), unten das

Mühlthal mit der Chaussee nach Weimar und Apolda und 5 Mühlen, dann nach links den Tatzendberg, den Forst, oben am Wald das Forsthaus (Restauration), darunter rechts die Bergvilla Stoy's und links die Villa Schöman, weiter den Magdalastieg, dann Lichtenhain und endlich weiter nach dem Ausgangspunct der Rundsicht zu Winzerla mit dem Triessnitz-Wäldchen (Vergnügungsort).

Von diesem Galgenberg aus nimmt man den Weg nach der anderen Seite in das Mühlthal hinab und gelangt unten auf den drei andere Wege aufnehmenden Fahrweg, den man nach der Stadt hinein gehen kann. Allein angenehmer geht man da, wo dieser Fahrweg das Leutrabachbett durchschneidet, rechts an diesem auf einem gut betretenen Fussweg durch die s. g. Leutra, Rasenstücke mit Zwetschenpflanzungen. Linker Hand liegen die hinteren Gebäude der Grossherzogl. Landes-Heilanstalt, zum Theil von einer stattlichen, fast schwarz aussehenden Rothbuche verdeckt. Um eine kurze Krümmung bemerkt man rechts einen Steg über das Leutrabett nach dem Turnplatz des allgemeinen Jenaischen Turnvereins führend. Rechts am Platz befindet sich der sogen. Luthers-Brunnen mit einer die Heilkraft desselben preisenden, von A. Ellinger, 1569—1582 Professor der Medicin in Jena, verfassten Inschrift:

In fontem Lutheri.
Limpidus hic satet, et gelidis pellucidus undis
Fons, sua cui bonitas nomen habere dedit,
Purus enim tenuem, qua nulla salubrior undam
Alnorum viridi tegmine septus agit,
Vinitor hanc civisque frequens bibit urbis Jenae
Confectus morbis hanc sitit aeger aquam.
A. O. R. MDLXXVII.

D. M. Luther soll bei seiner Anwesenheit in Jena diesen Platz besucht und davon der Brunnen seinen Namen erhalten haben. Indessen scheint man aus „Litterbrunnen“ erst „Luthersbrunnen“ gemacht zu haben, indem nämlich der Bach, an dem der Brunnen gelegen, eigentlich und ursprünglich die „Litter“ hiess und im Volk noch so genannt wird. Später erst wurde „Leutra“ daraus. Wenn die Kinder in den vornehmen Familien aus dem Umgang mit Bürgerkindern die Bezeichnung „Litter“ für jenen Bach, der ein beliebter Spielort der Jugend ist, mit nach Hause bringen, werden sie corrigirt und müssen „Leutra“ sagen; so verschwindet allmählig die alte Bezeichnung, wie z. B. schon bei „Leutrastrasse“, durch welche der Bach „Litter“ noch heute fliesst. Die wahre Leutra woran das Dorf gleichen Namens, fliesst zwei Stunden oberhalb Jena's, unterhalb Maua in die Saale. — Bei der Ziegelei überschreitet man das Bachbett, gelangt dann an die Engelbrücke und kann den sehr angenehmen Weg am Bach entlang noch bis zur Chaussee verfolgen. Rechts an diesem Weg ein Ruheplatz, von da ein Weg aufwärts durch das Baumthor (ein sonderbar als Thor

gewachsener wilder Birnbaum); gegenüber dem Ruheplatz der Sternwarte-Garten, mit der Schillerbüste, dem Schillerstein und Göthe-Schillertisch (Cap. I. §. 12. 2.). Dieser Weg mündet auf die Chaussee an der Neuthor-Brücke und hier hat man die Wahl zwischen einer Ruhe auf dem noch einige Minuten weiter draussen an der Chaussee gelegenen Felsenkeller und der noch einige Schritte darüber hinaus liegenden Rasenmühle (Cap. I. §. 17. Absch. 1. a. u. b.) oder zwischen der Verlängerung des Spaziergangs durch das Paradies, oder zwischen dem nächsten Weg durch das Thor nach der Stadt.

III. Tagestouren.

A. Kunitz — Dorndorf — Dornburg.

1. Tour von $6^1/_2$ Stunden ganzer Wegeslänge.

Der unter I. A. 1. beschriebene Weg ist einzuschlagen, nur wird, wenn man nicht etwa den Besuch der Kunitzburg, der noch 2 Stunden mehr verlangt, mit in diese Tour einflechten, oder im Gasthof zu Kunitz frühstücken will, der an dem Kunitzer Mühlgraben, wo er eine starke Krümmung macht, nicht ansteigende, sondern fortlaufende, schmale Fusssteig bis in den Mühlenhof verfolgt. Durch diesen geht man nach rechts auf dem Fahrweg fort, der bald stark nach rechts, dann aber nach links biegt und unter der Kunitzburg hin nach Golmsdorf führt. Unterwegs ein hoch gelegener Punct an einem kleinen Vorsprung, auf dem eine junge Eiche steht, darunter verschwindet die Saale auf kurze Strecke im Berge. Echo. Unterhalb der beiden am Gleissebache, welcher aus dem rechter Hand sich in das Saalthal öffnenden Gleissethal kommt, gelegenen Ortschaften Golmsdorf und Naura überschreitet man den Bach und gelangt an den Fuss eines von oben herab mit Laubholz schön bewachsenen langen Bergs, an welchem entlang der Fahr- und Fussweg führt, und von da durch Felder nach Dorndorf. Auf diesem Weg gewinnt man am besten einen Ueberblick über die Lage der Dornburger Schlösser und die zahlreichen Felsenschichten, welche in der Morgenbeleuchtung sich am vortheilhaftesten dartsellen. In Dorndorf im Gasthof zum blauen Schild, bei dem sogen. Speciellen, wie die Studenten den Wirth daselbst immer zu nennen pflegten, gute Verpflegung durch Speisen und Getränke. Nach dem Mittagsmahl über die verdeckte Saalbrücke rechts durch Naschhausen hinauf nach Dornburg auf Treppen, über die Chaussee weg, Promenadenweg im Wald entlang rechts nach dem Kammergut und der Stadt, links wieder in Treppen übergehend und dann nach dem Schlossgarten führend, dessen Hinterthür ausser zur Zeit der Weinreife stets geöffnet zu sein pflegt. Im Uebrigen vergl. wegen Dornburg II. F. Rückweg beim Schiesshaus neben dem

Schlossgarten, entweder auf dem Zickzackweg gleich oder auf der Bergkante hin später auf die Chaussee nach Jena hinab.

2. Tour von 9 Stunden ganzer Wegeslänge, wenn man von Golmsdorf aus eine Seiten-Partie nach dem Tautenburger Forst und Tautenburg, wo noch ein alter viereckiger Thurm, der Ueberrest eines 1482 erbauten Schlosses, des Wohnsitzes der Schenken von Tautenburg, welche 1640 ausgestorben sind, steht, und von da erst nach Dorndorf, einschlagen will, welchenfalls man aber von Golmsdorf über die Gleisse rechts durch Naura und am Ende des Orts links in einer Schlucht hinauf in den Tautenburger Forst den Vicinalweg immer in ziemlich gerader Richtung bis in das Dorf Tautenburg verfolgt. Von hier aus führt links wieder ein Waldweg nach Dorndorf.

B. Thalbürgel — Waldecker Forst — Zeitzgrund — Roda.

Tagestour bis Roda von 7 bis 8 Stunden Marschlänge.

Man verfolgt die von Jena nach Eisenberg und Gera führende Chaussee über die Saalbrücke, durch das Gembdenthal, durch die Dörfer Wogau (gute Wirthschaft), Rodigast, Gniebsdorf, wo man rechts nach Thalbürgel abbiegt. Hier ist eine berühmte Ruine der ehemaligen Klosterkirche zu besehen, welche ein würdiges Seiten- und Ergänzungsbild zu der berühmten Ruine in Paulinzelle zwischen Schwarzburg und Ilmenau ist. Von hier Fahrweg bis Ilmsdorf ($3^1/_2$ Stunden von Jena). Im Wirthshaus guter Apfelwein. Von Ilmsdorf nach Waldeck auf dem Fahrweg 25 Minuten; indessen geht man angenehmer durch den Wolfsgrund, wo zwar kein betretener Fussweg führt, aber am Bache entlang die Richtung nach Waldeck nicht zu fehlen ist. Dieser Grund mündet auf einem freien Platz, wo die Burg Waldeck gestanden hat, nahe bei dem Försterhause am Dorfe gleichen Namens. Links zieht sich der durch prachtvollen Laubwald berühmte Waldecker Forst hin. Partie nach dem Teufelsee, wo Wanderblöcke zu finden sind. Von Waldeck nach Bobeck Fahrweg von $^1/_4$ Stunde.

Von hier auf den weissen Berg Fahrweg, wo rechts an der quer vorüberführenden Chaussee von Schöngleina nach Klosterlausnitz die sogen. „Laube", eine Bretterhütte, mit schöner Aussicht liegt. Von hier aus rein nach Süden, die Chaussee überschreitend, gelangt man durch den Wald weiter nach dem Zeitzgrund auf die Papiermühle, wo man gegen ein freundliches Wort schöne Forellen bekommt, im Nothfall aber auf einer der tiefer unten im Grund gelegenen Mühlen, besonders auf der sogen. Forellenmühle. Will man aber den frischen Zeitzgrund noch länger von oben her geniessen, so muss man von Bobeck am südöstlichen Ende des Dorfes den Fahrweg 10 Minuten hinausgehen, dann den rechts davon abgehenden Weg fort, über die Chaussee in gerader

Richtung durch den Wald einschlagen, bis man einem jenseits des Zeitzgrundes hoch oben gelegenem Ort, Schleifreisen, gegenüber steht; hier wendet man sich rechts herunter in den Grund, wo gleich eine Mühle liegt; dann kommen in dem Grund entlang, bis zu dessen Mündung im Rodathale (2 Stunden lang) noch sieben Mühlen, worunter die genannte Papier- und Forellenmühle. Im Ganzen kann man die Strecke von Bobeck bis an die Mündung des Zeitzgrundes auf $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Stunden veranschlagen. Gleich bei der Ausmündung desselben in das Rodathal auf die Chaussee von Jena links liegt die altenburgische Stadt Roda wenige Minuten entfernt. Hier im Gasthof zum Hirsch gutes Quartier. Rückweg nach Jena 3 Stunden, erst im Rodathal entlang, auf der Chaussee an der jenseits gelegenen Ortschaft Hainbüchen vorbei durch Gernewitz, links im Thale Laasdorf, Zöllnitz, Rutha, rechts an der Chaussee die neue Schänke, dann in's Saalthal durch Stadt Lobeda und durch Burgau. Wegestrecke bis hierher 2 Stunden. Von Burgau nach Jena s. I. C. 2. b. Von Roda nach Jena Postabgang Morgens nach 10 Uhr, falls man in Roda übernachten wollte. Will man aber, was zu empfehlen ist, noch eine Tagestour gleich anschliessen, wenn man einmal in Roda ist, so übernachtet man hier in Roda; s. C.

C. Roda — Fröhliche Wiederkunft — Hummelshain — Leuchtenburg.

Tour von $1^1/_2$ bis 2 Tagen, 10 bis 12 Stunden Wegeslänge.

Erster Tag.

1) Von Jena aus kann man auf diese Tour zwei ganze Tage verwenden, wenn man sich nicht sehr mit Gehen anstrengen will. Fusstour nach Burgau (s. II. D. am Eingang), Lobeda, Neue Schänke, im Rodathal hin, durch Gernewitz nach Stadt Roda in 3 Stunden. Links auf der Höhe am Eingang in die Stadt die altenburgische Landesheilanstalt, auch Irrenhaus, rechts die malerisch gelegene Ruine einer Kirche. Ueberhaupt schöne Lage der Stadt in einem engen und felsigen Thale, über welchem das Amthaus auf einer Anhöhe (Sitz eines Criminalgerichts und Landeshauptmanns) hervorragt. Telegraphenstation. Gasthof zum Hirsch; Schiesshaus. Chausee durch Tröbnitz, rechts nach Geisenhain, von hier links in einem herrlichen Waldgrund hin, an Mühlen und Teichen und abwechselnden Holzbestand der sich hereinziehenden Berge vorüber nach der Fröhlichen Wiederkunft bei Wolfersdorf in $2^1/_4$ Stunden. Schloss des Herzogs von S. Altenburg, reizend an Teichen in einer Waldthalkreuzung gelegen. Der Name rührt von der Rückkehr des Kurfürsten Johann Friedrich des Grossmüthigen aus der kaiserlichen Gefangenschaft zu den Seinigen im Jahre 1552. Auch das Innere des Schlosses bie-

tet vieles Interesse und kann unter Führung des Kastellans besichtigt werden. Restauration zum Keller. Von da Fahrweg durch Wolfersdorf, Trockenborn und den Thiergarten nach dem Dorf Hummelshain, 1 Stunde lang, wo das Sommerschloss des Herzogs von S. Altenburg gelegen. Gutes Wirthshaus und Nachtquartier. Aussichtspunct im Schlossgarten.

2. Man kann von Jena aus aber auch nur anderthalb Tage auf die Tour wenden, wenn man die Post, welche um $3^1/_2$ Uhr Nachmittags nach Roda und über die Fröhliche Wiederkunft nach Neustadt führt, benutzt, und da sie um $6^1/_2$ Uhr auf der Fröhlichen Wiederkunft eintrifft, hat man wenigstens im hohen Sommer noch Zeit genug, um die nächste Umgebung (Aussichtshöhe hinter dem Keller) und das Innere des Schlosses besichtigen zu können. — Ja, dies ist selbst dann im Hochsommer möglich, wenn man nach Eintreffen der Post in Roda von da $2^1/_4$ Stunde zu Fuss nach der Fröhlichen Wiederkunft geht, was deshalb zu empfehlen ist, weil man von dem herrlichen Waldthal im Postwagen nicht viel zu sehen bekommt. Im Nothfall würde das Innere des Schlosses am anderen frühen Morgen besichtigt werden können. Man würde aber dann hier auf dem Keller Nachtquartier machen müssen, und am anderen Morgen nach Hummelshain, durch den Thiergarten, eine Stunde Wegs gehen.

Zweiter Tag.

Von Hummelshain direct nach der Leuchtenburg führt kein Weg und würde nur mit Hülfe eines zuverlässigen Führers die Tour durch den Wald nach der Leuchtenburg gemacht werden können. Daher bleibt nur die Chaussee von Neustadt nach Kahla, welche am Gasthof und dann am Chausseehaus rechts vorüber führt, übrig. Immer bergab ist sie angenehm und rasch bis an das knapp vor der Kahla'schen Saalbrücke gelegene Dorf Löbschütz in $^3/_4$ Stunden zurückzulegen, Hier steigt man die jenseits bergauf von Kahla nach Stadt Roda unter der Leuchtenburg hin führende Chaussee hinan, welche in ihren Windungen schon eine herrliche Aussicht über Kahla und das nach Rudolstadt sich hinaufziehende Saalthal gewährt. Wo dann links gerade nach der Leuchtenburg hinauf ein stark betretener Fussweg sich abzweigt, steigt man nach der Burg hinan, die man von Löbschütz aus in $^3/_4$ bis 1 Stunde erreicht. Will man sich indessen vor dem letzten und anstrengendsten Stieg erst restauriren, so verfolgt man den durch eine kleine Hohle führenden Fussweg in gerader Richtung fort, und gelangt um den höchsten Burgberg in ein Paar Minuten nach Seitenroda, wo eine einfache Wirthschaft Aushülfe bietet; von da führt auf der anderen Seite des Bergs der Fahrweg nach der Burg, die von hier in 10 Minuten bequem erstiegen wird. Uebrigens bietet auf Verlangen auch der Rechnungsverwalter der Burg ziemlich vollständige Restauration.

Die Leuchtenburg ist auf der höchsten von drei über alle Höhen emporragenden Kuppen erbaut und hat ihren Ursprung wohl noch vor Karl dem Grossen. Der Thurm, sogen. Bergfried, ist noch der einzige Ueberrest aus der ältesten Zeit, während die Umfassungsmauern mit ihren Thürmchen dem späteren Mittelalter angehören. Die Häuserbauten der inneren Burg sind erst in den letzten Jahrhunderten errichtet. Bis Ende des 14. Jahrhunderts gehörte sie den Grafen von Arnshaugk, dann den Markgrafen von Meissen. Im Bruderkriege wurde sie 1451 zum Theil zerstört. Bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde sie Strafanstalt. Die Burg enthält jetzt das Zucht-, Arbeits- und Correctionshaus für das Herzogthum S. Altenburg, durchschnittlich 70 bis 80 Personen unter der Leitung eines Directors, Geistlichen, Arztes und unter Bewachung eines Militärcommandos, vier Aufsehern, zwei Aufseherinnen und eines Oberaufsehers. Haftsystem das der alten, durchgehenden Gemeinschaft bei Tag und Nacht, selten und ausnahmsweise Einzelhaft. Die Anstalt wird im Inneren nur nach Erlaubniss des Directors gezeigt, bietet aber nicht viel Sehenswürdiges. Ein tiefer Ziehbrunnen. Interessanter ist die grossartige Rund- und Fernsicht von dem um die Burg herumführenden Promenadenweg, welcher auch mehrere Ruheplätze enthält. Im Gegensatze zu der Ebenmässigkeit der Waldaussicht auf der Nordost- bis Südostseite, bietet die Aussicht über das Saalthal viel Leben und Buntfarbigkeit. Durch den die Stadt Kahla zum Theil verdeckenden Hügel, „Dohlenstein“, wird die Thalansicht in zwei Hälften geschieden, in das Jenaieche Saalthal nach Norden und das Rudolstädter nach Süden. Unzählige, bewaldete und kahle, Hügel fliessen ineinander über und schliessen Thäler und Schluchten ein. Seltsamer Anblick an nebligen Herbstmorgen, wenn die Sonne die Alles ringsum verhüllenden Thalnebel wie Gletscher bescheint und nach und nach durchbricht, wo erst die Höhen und allmälig auch aus der Tiefe einzelne Thalbilder verschleiert durchschauen, bis endlich die Nebelmassen vom frischen Morgenwind mächtig zertheilt aus einander jagen und der letzte Nebelschleier sich langsam verflüchtigt.

Der Rückweg nach Jena kann, wenn man sich noch länger unterwegs aufhalten will, wieder auf der Chaussee hinab nach Kahla genommen werden, welches indessen keine Sehenswürdigkeiten bietet. Porzellanfabrik — Gerbereien — Leimsiedereien. Restaurationen im Schiesshaus an der Saalbrücke und Gartenlocal im Fürstenkeller am Markt.

Gasthöfe: der Löwe am Markt nnd der Stern an der Saalbrücke Von Kahla aus berührt der Wanderer folgende in einen Hexam.eter gebrachten Orte:

„Kahla, Schöps, Rothenstein, Mau', Göschwitz, Winzerla, Jena.“

Nachdem man eine kurze Strecke die Chaussee von Kahla nach Jena gewandert ist, biegt man den ersten, am Saalufer hinführenden, breiten Fussweg ab, an der bedeckten Brücke, die nach Gross-

Pürschütz hinüberfährt, und an dem Ort Schöps vorüber nach Rothenstein. Indessen kann man von der Leuchtenburg fast $^1/_2$ Stunde näher auf diesen Weg kommen, wenn man die Stufen hinab bis an die Ziegelei unter der Burg, von da einen wenig befahrener Fahrweg zunächst noch durch Feld, dann links immer gerade fort den Wald hinab geht, wo man am Ausgang eines schmalen Waldthales, der sogen. Suppje, in's Saalthal gelangt; hier verfolgt man den Fahrweg an den Wiesen hin und unterhalb Gross-Pürschütz überschreitet man die verdeckte Brücke und gelangt hier auf den Fussweg von Kahla nach Rothenstein. Wegen des Rückwegs von da nach Jena s. II. E.

D. Ziegenhain — Fuchsthurm — Welmisse — Fürstenbrunnen — Lobedaburg — Burgau.

Zu einer Tagestour lassen sich recht gut die Touren I. B. und I. D. 1. verbinden, ebenso I. B. mit I. C. 2. und I. D. 2. (Diebskrippe im Fürstenbrunnen- oder Pennicken Thale, welchenfalls 6—8 Stunden Marschlänge erfordert werden).

E. Rothensteiner Berg — Leuchtenburg.

Die Partie nnter II. E. lässt sich zu einer Tagestour von 9—10 Stunden Marschlänge erweitern, wenn man noch die Leuchtenburg besteigen will. In diesem Falle verfolgt man den hinter Rothenstein von der Chaussee nach Kahla zu links abbiegenden breiten Fussweg, an dem Ort Schöps vorüber bis zu einer bedeckten Brücke bei Gross-Pürschütz. Diese überschreitet man, biege vor dem Orte rechts den Fahrweg ab an den Wiesen entlang bis an eine Waldecke; der in dem Waldthal (sogen. Suppje) fortlaufende Weg führt, das Thal weiter oben überschreitend, als schmaler Fusspfad nach Seitenroda, 5 Minuten unter der Leuchtenburg gelegen (Restauration); der aber in den Wald von der Ecke an gerade aufsteigende Weg führt endlich auf eine Blösse, wo man die Burg vor sich oben liegen sieht; den gerade auf sie zuführenden Weg schlägt man ein. Im Uebrigen vergl. III. C. (zweiter Tag) unter Leuchtenburg.

F. Jenzig — Hufeisen — Kunitzburg — Kunitz — Löbstedt.

Wegen dieser mässigen Tagestour vergl. I. A. 2.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

JENA und UMGEGEND.



Druck v. E. Giltsch

Verlag v. Carl Doebereiner in Jena 1864

Abkürzungen B.-Berg Th.-Thal Fl.-Fluss M.-Mühle St.-Stein Unt. Unter Ob.-Ober Gr.-Gross Kl.-Klein. bg.-Burg Vrk.-Vorwerk Erklärung der Zeichen Dorf mit Kirche Dorf ohne Kirche + Kirche □ Rittergut oder Gut
Vorwerk Einzelne Häuser Ruine ○ Platz Mühle ▲ Stein Windmühle X Schlacht od Gefecht Eisenbahn Chaussee Feldweg Fussweg Landesgrenze Wald Berghöhe Brücke od. Steg

Die Zahlen drucken die Höhenbestimmungen in Preuss Dec Fuss über der Ostsee aus

G.H.W. - Grossherzogthum Weimar H.A. - Herzogthum Altenburg H.M. Herzogthum Meiningen.

Die rothen Linien und Punkte bezeichnen die in R. Ortloffs „Jena und Umgegend" Cap. II angeführten Touren.



LE SYLLABUS ET L'ENCYCLIQUE

TEXTE OFFICIEL

ET

QUELQUES NOTES

Deuxième édition

GENÈVE-BALE-LYON

H. Georg, libraire-éditeur

1873



On parle beaucoup du *Syllabus*. Peu de gens l'ont lu ; très-peu le possèdent, et il n'est pas facile de se le procurer, même dans les librairies catholiques.

Le voici donc. Nous ne voulions d'abord qu'en donner simplement le texte ; mais nous avons reconnu que bien des choses, soit de fond, soit de forme, risqueraient d'être peu comprises. Quelques notes nous ont donc paru indispensables. Quant au texte, nous imprimons, sans aucun changement, la traduction officielle publiée en 1865 par M. Marilley, évêque de Lausanne et Genève.

Syllabus veut dire *Résumé ;* et le Syllabus, en effet, n'est qu'un résumé des condamnations prononcées par le pape dans ses diverses lettres

encycliques, dans ses lettres *apostoliques,* dans ses allocutions, etc.

De là résulte que le Syllabus ne fut point, comme l'ont pensé beaucoup de gens, quelque chose de tout nouveau; il ne renferme, au contraire, absolument rien qui n'ait été de tout temps professé à Rome, et que le pape actuel n'eût déjà dit. Chaque article est même accompagné d'une indication précise de la source ou des sources auxquelles il a été puisé. Ainsi, à l'article XV, qui condamne la liberté de conscience, on indique une lettre apostolique du 10 Juin 1851, et une allocution du 9 Juin 1862. A l'article LXXVII, qui condamne la liberté des cultes, on indique une allocution du 26 Juillet 1855. Rien donc, encore une fois, qui fût nouveau.

C'est, du reste, ce que le pape déclare dans l'Encyclique dont le Syllabus est précédé. Il veut, dit-il, mettre entre les mains des fidèles un tableau complet et commode de tout ce que l'Eglise leur a enseigné par sa bouche.

Mais cette Encyclique est elle-même importante. Les principaux articles de ce résumé qu'elle précède y sont expliqués, développés; aussi, quand on parle du Syllabus, on entend généralement le Syllabus et l'Encyclique.

Encyclique et Syllabus ont paru le 8 Décembre 1864, juste dix ans — c'est le pape qui a voulu ce rapprochement — après la proclamation de l'Immaculée-Conception. C'était le 8 Décembre 1854 qu'on avait vu, pour la première fois, un pape proclamant seul un nouveau dogme. Le Syllabus marqua donc un nouveau pas vers cette suprême omnipotence qu'un concile allait reconnaître au pape, le 18 Juillet 1870, en proclamant l'infaillibilité papale.

Le premier résultat de cette proclamation a été de donner au Syllabus une nouvelle et immense importance. Jusqu'au 18 Juillet 1870, un catholique était libre de croire que le pape pouvait, dans le Syllabus, s'être trompé; depuis ce jour, couvert par l'infaillibilité papale, le Syllabus est, pour tout catholique, pleinement, absolument vrai, vrai dans l'ensemble, vrai dans tous les détails. Tout catholique est donc tenu, dans sa conscience, non-seulement de n'en rejeter aucun article, mais de travailler à détruire tout ce que le pape condamne, à établir ou à rétablir tout ce que le pape approuve.

On avait cru d'abord que, content d'avoir rappelé au monde ce qu'il considérait comme les vraies doctrines de l'Eglise, le pape, dans la pratique, les laisserait dormir. Mais les événements ont bientôt montré le contraire, et, partout où Rome a pu mettre la main à l'exécution de son plan, elle l'a fait. Raison de plus pour que ce plan soit connu, bien connu, et c'est ce que nous avons voulu en le republiant.

ENCYCLIQUE

PIE IX PAPE

A tous nos vénérables Frères les Patriarches, Primats, Archevêques et Evêques en communion avec le Saint-Siége apostolique.

VÉNÉRABLES FRÈRES

Salut et bénédiction apostolique.

Tout le monde sait, et vous surtout, vénérables Frères, vous savez mieux que personne *avec quelle sollicitude* (1) et quelle vigilance pastorale les Pontifes Romains, Nos Prédécesseurs, se sont constamment appliqués soit à remplir la charge et le devoir que Jésus-Christ Notre Seigneur leur a confiés de paître les agneaux et les brebis, soit à nourrir tout le troupeau du Seigneur par les paroles de la foi et par la doctrine du salut, soit enfin à le détourner des pâturages empoisonnés. En effet, gardiens et

(1) Ces mots, dans le texte latin, commencent la phrase. De là le nom d'Encyclique *Quantâ Curâ* sous lequel cette pièce est quelquefois désignée.

défenseurs intrépides de l'auguste religion catholique, de la vérité et de la justice, pleins de sollicitude pour le salut des âmes, Nos Prédécesseurs n'ont jamais rien eu plus à cœur que de dévoiler et de condamner, par leurs lettres et constitutions pleines de sagesse, toutes les hérésies et toutes les erreurs qui sont opposées à notre foi divine, à la doctrine de l'Eglise catholique, à l'honnêteté des mœurs et au salut éternel des hommes : hérésies et erreurs qui excitèrent souvent de violentes tempêtes, et appelèrent sur la chrétienté et sur la Société civile des calamités à jamais déplorables. C'est pourquoi Nos Prédécesseurs s'opposèrent toujours avec une apostolique fermeté aux criminelles machinations des méchants, lorsque ceux-ci, jetant, comme les flots de la mer en furie, l'écume de leur vie honteuse et promettant la liberté, bien qu'ils fussent esclaves eux-mêmes de la corruption (2), se sont efforcés, par leurs fallacieuses théories et par leurs écrits très-pernicieux, de saper les fondements de la religion catholique et de

---

(2) On remarquera que le pape mêle constamment les impies et les chrétiens non-catholiques; les ennemis de toute loi religieuse ou morale, et ceux qui simplement résistent à l'omnipotence romaine. Il attribue à tous également l'intention de tromper, de dégrader, de corrompre.

la société civile, de détruire toute vertu et toute justice, de dépraver l'esprit et le cœur de tout le monde, de détourner de la soumission aux saines lois de la morale les imprudents et surtout la jeunesse sans expérience, pour la corrompre misérablement, la faire tomber dans les piéges de l'erreur et la séparer enfin du sein de l'Eglise catholique.

De Notre côté, comme vous le savez très-bien, vénérables Frères, à peine, par un secret dessein de la Providence et sans aucun mérite de Notre part, avons-Nous été appelé à occuper cette Chaire de St-Pierre, qu'en voyant, avec une extrême douleur, l'horrible tempête soulevée par une foule d'opinions perverses, ainsi que les maux immenses et souverainement déplorables attirés sur le peuple chrétien par tant d'erreurs (3), Nous avons élevé la voix, en vertu de Notre ministère apostolique et à l'exemple de Nos illustres Prédécesseurs; dans plusieurs Encycliques, Allocutions prononcées en Consistoire, et autres Lettres Apostoliques qui ont été publiées, Nous avons condamné les principales erreurs de notre si triste époque. Nous avons en

---

(3) On verra plus loin que ces maux *souverainement déplorables* comprennent, dans la pensée du pape, non-seulement les progrès de l'incrédulité et de l'immoralité, mais ceux de toutes les idées modernes.

même temps excité la vigilance pastorale qui vous distingue; Nous avons averti et exhorté, avec les plus vives instances, tous les enfants de l'Eglise catholique, Nos fils bien-aimés, afin qu'ils eussent en horreur et qu'ils évitassent avec le plus grand soin la contagion d'une peste si cruelle. En particulier, par notre première Encyclique, qui vous a été adressée sous date du 9 Novembre 1846, et par Nos deux allocutions prononcées, l'une dans le Consistoire du 9 Décembre 1854 et l'autre dans celui du 9 Juin 1862, Nous avons condamné les monstrueuses erreurs qui dominent, de nos jours surtout, au très-grand préjudice des âmes et au détriment de la Société civile elle-même, erreurs qui sont diamétralement opposées, non-seulement à l'Eglise catholique, à sa doctrine salutaire et à ses droits sacrés, mais encore à l'éternelle loi de nature, que Dieu a gravée dans tous les cœurs, ainsi qu'à la droite raison; erreurs d'où découlent presque toutes les autres.

Cependant, quoique Nous n'ayons pas négligé de proscrire et de réprouver fréquemment ces erreurs, la cause de l'Eglise catholique et le salut des âmes, que Dieu nous a confiés, le bien même de la Société humaine, demandent impérieusement que Nous excitions de nouveau votre sollicitude pastorale, pour repousser d'autres opinions per-

verses, issues des mêmes erreurs, comme de leurs sources. Ces opinions fausses et corruptrices doivent être d'autant plus détestées, que leur but principal est de paralyser et d'écarter cette autorité salutaire que l'Eglise catholique, en vertu de l'institution et du commandement de son divin Fondateur, doit exercer librement jusqu'à la fin des siècles, autant à l'égard des hommes pris individuellement, qu'à l'égard des nations, des peuples et de leurs Souverains (4), et que, de l'autre côté, elles tendent à détruire, entre le sacerdoce et l'empire, la bonne harmonie et la concorde mutuelle, qui ont toujours été si heureuses et si salutaires, soit pour la religion, soit pour la société civile. En effet, vénérables Frères, vous voyez clairement que de nos jours il n'est pas rare de rencontrer des hommes qui, appliquant à la Société civile le principe impie et absurde du *Naturalisme*, comme ils l'appellent, osent enseigner que « la meilleure « forme à donner à la société publique, ainsi que « le progrès civil, exigent absolument que la so-

---

(4) Toute Eglise a incontestablement la mission de prêcher l'Evangile à tous, individus, peuples, princes ; ce n'est donc pas là ce que l'on conteste à l'Eglise romaine, mais l'autorité absolue dont elle se dit investie pour l'accomplissement de cette charge.

« ciété humaine soit constituée et gouvernée sans
« plus tenir compte de la religion que si elle
« n'existait pas, ou du moins sans mettre aucune
« différence entre la vraie religion et celles qui
« sont fausses (5). » De plus, contrairement à la
doctrine de la sainte Ecriture, de l'Eglise et des
saints Pères, ils ne craignent pas d'affirmer que
« la Société se trouve dans l'état le plus favorable
« lorsqu'on n'y reconnaît pas, pour les déposi-
« taires du pouvoir, l'obligation de réprimer, par
« la sanction des peines, les violateurs de la reli-
« gion catholique, si ce n'est autant que la tran-
« quillité publique le demande (6). » Partant de cette
idée absolument fausse du régime social, ils osent
favoriser cette opinion erronée, si funeste à l'Eglise
catholique et au salut des âmes, opinion appelée
délire par Grégoire XVI Notre prédécesseur d'heu-
reuse mémoire, savoir que « la liberté de con-
« science et des cultes est un droit propre à cha-

---

(5) Si le pouvoir civil reconnaît officiellement une religion comme seule vraie, il est nécessairement conduit à proscrire les autres. C'est bien ainsi, du reste, que le pape l'entend.

(6) Voilà ce que nous disions. Les gouvernements sont tenus de *réprimer par la sanction des peines* tout ce qui est hostile à la religion catholique; ils y sont tenus alors même que la tranquillité publique ne serait aucunement menacée. L'obligation est donc constante, absolue.

« que homme (7), un droit qui doit être proclamé
« et assuré dans toute société bien constituée ; que
« les citoyens ont droit à la pleine liberté de ma-
« nifester et de proclamer hautement et publique-
« ment leurs opinions, quelles qu'elles soient, soit
« par la parole, soit par la presse, soit par d'au-
« tres moyens, sans qu'aucune autorité ou ecclé-
« siastique ou civile puisse limiter cette liberté. »
Or, en soutenant ces maximes téméraires, ils ne pensent pas et ils ne considèrent pas qu'ils prêchent *une liberté de perdition*, et que, s'il est permis de ne tenir compte que des appréciations humaines pour tout discuter et tout juger, il ne manquera pas d'hommes qui oseront résister à la vérité et mettre leur confiance dans les vaines paroles de la sagesse humaine ; tandis que, d'après les enseignements de Notre Seigneur Jésus-Christ lui-même (8), la foi et la sagesse chrétienne savent

---

(7) C'est en 1832 que Grégoire XVI qualifia de *délire* l'opinion que la conscience et les cultes doivent être libres. On trouva ce mot excessif ; beaucoup de catholiques le désavouèrent. Voilà donc Pie IX qui le répète et qui en prend la responsabilité.

(8) Remarquez que le pape, ni ici, ni ailleurs, ne cite aucun de ces *enseignements* attribués par lui à Jésus-Christ ou aux apôtres. Il ne cite jamais que ses prédécesseurs ou que lui-même.

avec quel soin une vanité aussi funeste doit être évitée.

Là où la religion est bannie de la Société (9) et où la doctrine et l'autorité de la révélation divine sont rejetées, on voit que même la notion véritable de la justice et du droit humain s'obscurcit et se perd, pour faire place à la force matérielle, qui se substitue à la vraie justice et au droit légitime. Voilà ce qui explique pourquoi certains hommes, qui ne tiennent aucun compte des principes les plus certains de la saine raison, osent proclamer que « la volonté du peuple, manifestée par ce « qu'ils appellent l'opinion publique, ou par un « autre moyen, constitue la loi suprême, indépen- « dante de tout droit divin et humain, et que, dans « l'ordre politique, les faits accomplis, par cela « même qu'ils sont accomplis, constituent le droit. » Or, qui ne voit et ne sent très-bien que, dans une Société affranchie des lois de la religion et de la vraie justice, l'homme ne peut avoir d'autre but

---

(9) Toujours cette confusion. Parmi ceux qui ne veulent pas que l'Eglise domine la Société civile, il y en a beaucoup qui n'entendent aucunement, pour cela, bannir le christianisme ; beaucoup même sont des plus zélés à le répandre. Il y a donc inexactitude complète à les supposer solidaires des mauvaises doctrines sociales que le pape va énumérer.

que d'acquérir et d'accumuler les richesses, ni d'autre loi, dans tous ses actes, que le désir effréné de satisfaire ses passions et son intérêt particulier? Voilà pourquoi ceux qui professent ces principes, non contents de poursuivre d'une haine violente les Ordres religieux (10), malgré les services immenses rendus par eux au christianisme, à la société et aux lettres, osent même leur contester toute légitime raison d'exister, s'associant ainsi aux aberrations des hérétiques. En effet, Pie VI, Notre Prédécesseur de précieuse mémoire, n'était guidé que par la plus haute sagesse lorsqu'il enseignait que « l'abolition des Ordres religieux entrave la « profession publique des conseils évangéliques, « blesse une manière de vivre recommandée par « l'Eglise comme conforme à la doctrine des Apô- « tres, et outrage les illustres fondateurs d'Ordres « eux-mêmes que nous vénérons sur nos autels, et « qui ne les ont établis que par l'inspiration de « Dieu (11). » De plus, ils affirment dans leur im-

---

(10) Par ce brusque passage de la question sociale à celle des Ordres religieux, on voit bien quelles préoccupations dominent l'esprit du pape. Evidemment les dangers sociaux l'effraient surtout comme dangers pour l'Eglise, pour les institutions et l'autorité de l'Eglise.

(11) Voilà le portrait en beau ; on pourrait le faire tout

piété qu'il faut ôter aux citoyens et à l'Eglise la faculté « de distribuer publiquement les aumônes « de la charité chrétienne (12), et abolir la loi qui « défend les œuvres serviles à certains jours spé- « cialement consacrés au culte divin (13), » et tout cela, sous le prétexte tout à fait erroné que cette faculté et cette loi sont en opposition avec les principes de la véritable économie publique. Et non contents de bannir ainsi la religion de la Société, ils veulent encore l'exclure du sein des familles. En effet, enseignant et professant la doctrine souverainement fausse et pernicieuse du *Communisme* et du *Socialisme* (14), ils osent prétendre « que la

---

autre, et il n'y aurait, pour cela, qu'à réunir ce que de très-bons catholiques, même papes, ont écrit sur les abus, les désordres, les corruptions de la vie monastique.

(12) L'abolition de la mendicité est aujourd'hui partout considérée comme moralisante et bienfaisante ; mais le pape en reste à la vieille idée de la mendicité réputée sainte, méritoire, méritoire et sainte, surtout, chez les Ordres dits *mendiants*.

(13) Partout aujourd'hui on est d'accord sur les inconvénients de la multiplicité des fêtes, école de paresse et souvent d'immoralité. Mais le pape ne voit, encore ici, que l'Eglise, et que le besoin de maintenir, à tout prix, ce qu'elle a une fois institué.

(14) Tous ceux que le pape vient d'attaquer pêle-mêle,

« société domestique ou la famille emprunte toute « sa raison d'être du seul droit civil, et que par « conséquent tous les droits des parents sur leurs « enfants et en particulier le droit de les instruire « et de les élever découle et dépend uniquement « de la loi civile. »

Par de telles maximes impies et par de tels artifices, ces hommes perfides (15) ont surtout en vue de bannir entièrement de l'instruction et de l'éducation de la jeunesse la doctrine et l'influence salutaire de l'Eglise, afin de souiller et de corrompre l'âme tendre et flexible des jeunes gens par toute sorte de vices (16) et d'erreurs perni-

---

les voici devenus, toujours pêle-mêle, des *communistes* et des *socialistes ;* à la phrase suivante, toutes les opinions que le pape vient de signaler seront indistinctement qualifiées d'*impies*. Nulle mesure, nul degré ; tout ce qui n'est pas pour Rome est également criminel.

(15) Jamais le pape n'admet qu'on puisse être de bonne foi dans ce qu'il appelle l'erreur.

(16) Toujours cette calomnie. Il est faux que les incrédules même, en retirant aux prêtres la direction des écoles publiques, aient l'intention de *corrompre la jeunesse par toutes sortes de vices ;* à plus forte raison est-ce faux, calomnieux, de ceux qui ne sont point des incrédules. Même remarque sur la phrase suivante, où l'accusation est encore plus générale et plus accentuée.

cieuses. Tous ceux, en effet, qui se sont efforcés de jeter le trouble dans la Société religieuse et civile, de renverser l'ordre social légitime et de détruire tous les droits divins et humains, n'ont cessé, comme Nous l'avons indiqué plus haut, de faire conspirer leurs desseins perfides, leurs artifices et leurs efforts, à tromper et à dépraver avant tout la jeunesse imprévoyante, fondant toutes leurs espérances sur la corruption du jeune âge. C'est pourquoi, méconnaissant les témoignages éclatants rendus par l'histoire aux services signalés dont la religion, la société et les lettres sont redevables au Clergé tant régulier que séculier, ils n'ont cessé de le vouer à la persécution la plus odieuse (17), et de prétendre que « le Clergé, l'ennemi, disent-ils, « du vrai et utile progrès, de la science et de la « civilisation (18), doit être entièrement privé du « soin et de la mission d'instruire et d'élever la « jeunesse. »

D'autres encore, renouvelant les doctrines perverses et tant de fois condamnées des novateurs,

---

(17) Toujours ces amplifications. Quand on aurait tort d'ôter aux prêtres la direction de l'instruction publique, est-ce là ce qui peut s'appeler *persécuter ?*

(18) Quand ceux qui disent cela auraient eu tort avant le Syllabus, ont-ils tort maintenant ?

osent dire avec une insigne impudence (19) que l'autorité suprême donnée à l'Eglise et au St-Siége Apostolique dépend du bon vouloir de l'autorité civile, et nier tous les droits de cette même Eglise et de ce même Siége Apostolique pour ce qui regarde l'ordre extérieur. En effet, ils ne rougissent pas d'affirmer que « pour obliger en conscience, « les lois de l'Eglise doivent être promulguées par « le pouvoir civil ; que les actes et les décrets « des Pontifes Romains relatifs à la Religion et à « l'Eglise ont besoin de la sanction et de l'appro- « bation, ou tout au moins de l'assentiment de ce « pouvoir ; que les Constitutions Apostoliques con- « damnant les sociétés occultes, soit que la loi du « secret y soit ou non imposée sous serment, et « prononçant l'anathème contre leurs adeptes et « leurs fauteurs, n'ont aucune valeur dans les pays « où le gouvernement civil tolère ces sortes d'asso- « ciations (20) ; que l'excommunication lancée par

---

(19) Il est curieux de voir comment le pape se croit permis de qualifier une opinion qui a été celle de tant de jurisconsultes éminents, de tant de souverains bons catholiques. On a pu voir, du reste, qu'il ne manque pas une occasion de placer des mots injurieux ; dans beaucoup d'endroits, on dirait un pamphlet du seizième siècle.

(20) Si un gouvernement est obligé de condamner toute association condamnée par le pape, c'est le pape qui devient le vrai souverain du pays.

« le Concile de Trente et par les Pontifes Romains
« contre les envahisseurs et les usurpateurs des
« droits et des propriétés de l'Eglise, repose sur
« la confusion de l'ordre spirituel avec l'ordre civil
« et politique, et n'a pour objet que des intérêts
« mondains; que l'Eglise n'a rien à décréter qui
« puisse obliger en conscience les fidèles, pour ce
« qui regarde l'usage des biens temporels; que
« l'Eglise n'a pas le droit de réprimer par des
« peines temporelles les violateurs de ses lois (21);
« que la saine théologie et les principes du droit
« public permettent au gouvernement civil de
« s'attribuer et de revendiquer la propriété des
« biens qui appartiennent aux églises, aux Ordres
« religieux et aux autres établissements pies. » Ils
n'ont pas honte de professer hautement et publiquement le principe hérétique, d'où découle une
foule d'erreurs et de maximes perverses, que « le
« pouvoir ecclésiastique n'est pas, de droit divin,
« distinct et indépendant de l'autorité civile, et
« qu'une telle distinction et une telle indépendance
« ne peuvent être maintenues, sans que les droits

---

(21) Ainsi, non-seulement les gouvernements sont tenus (note 6) de prêter main-forte à l'Eglise, mais l'Eglise a le droit d'employer elle-même la force, si elle le peut, contre tout ce qui lui résiste.

« essentiels du pouvoir civil ne soient envahis et
« usurpés par l'Eglise (22). » Nous ne pouvons non plus passer sous silence l'audace de ceux qui, ne supportant pas la saine doctrine, osent prétendre
« qu'on peut sans péché, et sans que la profession
« de la foi catholique en reçoive la moindre
« atteinte, refuser l'assentiment et l'obéissance aux
« sentences et aux décrets du St-Siége Apostolique
« ayant pour objet constaté le bien général, les
« droits et la discipline de l'Eglise, dès que ces
« sentences et ces décrets ne touchent pas aux
« dogmes de la foi et de la morale (23). » Il n'est

---

(22) L'histoire, pourtant, le prouve. Partout où l'Eglise a été ce que veut ici le pape, le pouvoir civil lui a été assujetti ; partout où le pouvoir civil a voulu ressaisir ses « droits essentiels », il ne l'a pu qu'en adoptant les maximes que Pie IX appelle *perverses*.

(23) Cette *audace* a longtemps été celle de beaucoup de catholiques, notamment de toute l'Eglise de France ; on ne se croyait tenu d'obéir au pape que dans ce qui touchait directement à la foi et à la morale. Le voici donc maintenant qui exige obéissance absolue pour tout décret concernant « le bien général, les droits et la discipline de l'Eglise. » Or, il n'est rien qui ne puisse rentrer dans ces trois choses, et rien, par conséquent, sur quoi l'on puisse conserver quelque indépendance sans froisser « le dogme catholique concernant la pleine autorité donnée au pontife romain. »

certes personne qui ne comprenne jusqu'à l'évidence combien une telle opinion est contraire au dogme catholique concernant la pleine autorité donnée au Pontife Romain, par N. S. J.-C. lui-même, de paître le troupeau fidèle, de régir et de gouverner l'Eglise universelle.

En face de tant d'opinions perverses et dépravées, fidèle à Notre devoir apostolique et plein de sollicitude pour notre sainte religion, pour la saine doctrine, pour le salut des âmes, que Dieu nous a confié, et pour le bien de la Société temporelle elle-même, Nous avons cru devoir élever de nouveau Notre voix apostolique. En conséquence, en vertu de Notre autorité apostolique, Nous réprouvons, Nous proscrivons et Nous condamnons toutes et chacune des opinions et doctrines mauvaises que Nous venons de signaler, et Nous voulons et ordonnons que tous les enfants de l'Eglise catholique les tiennent pour réprouvées, proscrites et condamnées (24).

Vous savez en outre très-bien, vénérables Frères,

---

(24) Il serait, on le voit, impossible de formuler une condamnation plus absolue ; et si l'on se rappelle que celui qui la prononçait en 1864 a été, en 1870, proclamé infaillible, il est clair qu'aucune liberté n'est laissée à qui que ce soit sur aucune des questions que le Syllabus va trancher.

que de nos jours les contempteurs de toute vérité et de toute justice et les ennemis implacables de notre sainte religion ne cessent de propager d'autres doctrines impies, en répandant frauduleusement le mensonge (25), et trompant les peuples au moyen de livres empoisonnés, de pamphlets et de journaux jetés de toute part avec profusion. Vous n'ignorez pas non plus qu'à notre époque il est des hommes qui, poussés et excités par l'esprit de Satan, portent l'impiété jusqu'à nier N. S. J.-C., le souverain Dominateur, et attaquer sa divinité (26) avec une audace criminelle. Aussi Nous faisons-Nous ici un devoir, vénérables Frères, de vous décerner les éloges les plus grands et les plus mérités pour le zèle avec lequel vous vous êtes empressés d'élever votre voix épiscopale contre tant d'impiété.

C'est donc dans les sentiments d'un vif amour que Nous nous adressons encore une fois à vous,

---

(25) Encore un refus de reconnaître aucune sincérité chez aucun des adversaires de l'Eglise, ni dans rien de ce qui s'écrit contre elle.

(26) Ainsi, dans cette longue lettre, tout ce qui concernait l'Eglise et Rome a passé avant ce qui concernait Jésus-Christ. Dans le Syllabus, Jésus-Christ n'aura non plus qu'une très-petite place.

qui, appelés à partager notre sollicitude, au milieu de Nos grandes douleurs, Nous donnez tant de sujets de consolation, de joie et d'encouragement, par la noblesse de vos sentiments religieux, par votre piété, ainsi que par l'attachement, la fidélité et le dévouement admirables (27) avec lesquels, étroitement unis à Nous et au St-Siége Apostolique, vous vous efforcez de remplir avec courage et persévérance la mission si importante de votre ministère épiscopal. Nous attendons, en effet, de l'ardeur de votre zèle épiscopal, que, vous armant du glaive de l'esprit, qui est la parole de Dieu, et fortifiés dans la grâce de N. S. J.-C., vous redoublerez chaque jour d'efforts et de soins, afin que les fidèles confiés à votre garde « s'abstiennent des herbes nuisibles que J.-C. ne cultive pas, parce qu'elles n'ont pas été plantées par le Père céleste. »

Et ne cessez point d'inculquer à ces mêmes fidèles que la vraie félicité pour les hommes ne se

---

(27) Toujours de grands éloges aux évêques, mais à condition qu'ils demeurent absolument soumis, et prêchent la plus absolue soumission. On a remarqué encore que, ni dans l'Encyclique, ni dans le Syllabus, il n'y a rien sur l'épiscopat considéré comme autorité dans l'Eglise. Le pape est l'évêque universel, unique; l'épiscopat n'est rien, sinon en lui et par lui.

trouve que dans la doctrine et la pratique de notre auguste religion, et qu'il est heureux le peuple qui reconnaît Dieu pour souverain maître.

Enseignez « que les empires reposent sur le fon-« dement de la foi catholique (28), et qu'il n'y a « rien d'aussi fatal, rien qui hâte autant la ruine, « rien d'aussi périlleux que de croire qu'ayant « reçu du Seigneur le libre arbitre à notre nais-« sance, nous puissions ainsi nous suffire à nous-« mêmes, sans avoir autre chose à demander à « Dieu ; c'est-à-dire qu'oubliant notre créateur, « nous osions renier sa puissance pour faire éta-« lage de notre liberté. Ayez également soin d'en-« seigner que la puissance royale a été donnée, « non-seulement en vue du gouvernement de ce « monde, mais surtout pour la protection de l'E-« glise (29), et qu'il n'y a rien de plus avantageux, « ni de plus glorieux, pour les rois et les chefs « des Etats, que de laisser l'Eglise suivre ses « propres lois et de ne permettre à personne d'en-« traver sa liberté, comme l'ordonnait jadis à « l'empereur Zénon saint Félix, Notre Prédécesseur

---

(28) L'histoire contemporaine confirme bien peu cette assertion. Les Etats catholiques ont été de beaucoup les plus troublés et les plus malheureux.

(29) *Surtout.* Remarquez ce mot.

« si sage et si courageux. Nul doute, en effet, que,
« dans les choses de Dieu et d'après les enseigne-
« ments divins, il est de leur intérêt de subor-
« donner et non de préférer la volonté royale à
« celle des prêtres du Christ (30). »

Mais au milieu de tant de calamités qui affligent l'Eglise et la Société civile, en présence de tant d'ennemis qui conspirent contre le catholicisme et contre le St-Siége Apostolique, en face d'un tel débordement d'erreurs, il est, aujourd'hui plus que jamais, nécessaire, vénérables Frères, que Nous nous adressions au trône de la grâce, pour en obtenir miséricorde et secours en temps opportun. C'est pourquoi Nous avons jugé utile de faire appel à la piété de tous les fidèles, soit pour que, de concert avec Nous et avec vous, ils ne cessent d'invoquer et de supplier, par les prières les plus ferventes et les plus humbles, la clémence infinie du Père des lumières et des miséricordes, soit pour que toujours ils recourent, pleins de foi, à Notre Seigneur Jésus-Christ, qui nous a rachetés pour Dieu par son sang, et qu'ils demandent avec instance et sans relâche à son cœur si doux, victime de son ardente charité pour nous, d'attirer tout à lui par les liens de son amour, et de faire

(30) Voilà qui est net.

que tous les hommes, enflammés de ce feu divin, se conduisent selon son cœur, se rendant en toutes choses agréables au Seigneur, et produisant les fruits de toutes sortes de bonnes œuvres (31).

Or, on ne peut douter que les prières des hommes ne soient plus agréables à Dieu lorsqu'ils viennent à lui avec des cœurs purs de toute souillure ; c'est pourquoi Nous avons résolu d'ouvrir aux fidèles chrétiens, avec une apostolique libéralité, les trésors célestes de l'Eglise, dont la dispensation Nous a été confiée (32), afin que ces mêmes fidèles, excités plus vivement à la vraie piété et purifiés de leurs péchés par le sacrement de Pénitence, adressent avec plus de confiance leurs prières au Seigneur, et obtiennent ainsi, devant lui, grâce et miséricorde.

---

(31) Paroles très-chrétiennes. Mais remarquez une curieuse chose : à partir de la phrase où le pape est décidément chrétien, — il n'y a plus eu un seul mot catholique.

(32) Nous revoici en plein catholicisme, et, immédiatement, en pleine contradiction avec le morceau d'avant, tout chrétien. Ceux qui auront fait ce que disait là le pape, ceux qui auront « recouru, pleins de foi, à Notre Seigneur Jésus-Christ, qui nous a rachetés pour Dieu par son sang, » qu'ont-ils besoin de la « libéralité apostolique ? » Cette « indulgence plénière » que le pape va leur octroyer, ne l'auront-ils pas déjà reçue de Jésus-Christ lui-même ?

Nous accordons, en conséquence, par la teneur de ces présentes lettres, en vertu de Notre Autorité Apostolique, à tous et à chaque fidèle de l'un et de l'autre sexe de l'univers catholique, une Indulgence plénière en forme de Jubilé à gagner, dans le courant de l'année 1865 seulement, pendant un mois à désigner par Vous, vénérables Frères, et par les autres Ordinaires légitimes. Nous accordons cette indulgence en la même manière et forme et avec les mêmes pouvoirs que Nous l'avons concédée, au commencement de Notre souverain Pontificat, dans Nos Lettres Apostoliques en forme de Bref, du 20 Novembre 1846, lesquelles ont été envoyées à tous les membres de la hiérarchie épiscopale, et commencent par ces mots : « Arcano Divinæ providentiæ consilio. » Nous voulons toutefois qu'on observe ce que Nous avons prescrit, et qu'on tienne compte des restrictions que Nous avons faites dans Nos dites Lettres. Nous accordons enfin cette faveur, nonobstant toutes dispositions contraires, fussent-elles même dignes d'une mention et d'une dérogation spéciale et tout à fait particulière. Et afin d'écarter toute espèce de doutes et de difficultés, Nous avons ordonné de vous faire parvenir un exemplaire de ces mêmes Lettres.

« Implorons, vénérables Frères, du fond de

« notre cœur et de toutes les forces de notre
« esprit, la miséricorde de Dieu, parce que Lui-
« même a dit : Je n'éloignerai pas d'eux ma misé-
« ricorde. Demandons et nous recevrons, et, si
« nos prières tardent à être exaucées, parce que
« nous avons grièvement péché, frappons, car il
« sera ouvert à celui qui frappe, pourvu que ce
« soient nos prières, nos gémissements, nos lar-
« mes continuelles qui frappent, et pourvu que
« notre prière soit unanime.... ; que chacun prie
« Dieu, non-seulement pour soi, mais encore pour
« tous ses frères, comme le Seigneur lui-même
« nous l'a enseigné (33). » Et afin que Dieu daigne
exaucer plus tôt nos prières et nos vœux, ainsi
que les vôtres et ceux de tous les fidèles, faisons
en toute confiance intervenir auprès de lui, en
notre faveur, l'immaculée et très-Sainte Vierge
Marie Mère de Dieu (34), Celle qui a détruit toutes

---

(33) Encore de bonnes paroles, très-chrétiennes, — et pas un seul mot catholique.

(34) Encore le catholicisme qui revient, et fort inutilement. Ceux qui auront prié avec la ferveur que le pape vient de recommander, qu'ont-ils besoin du secours de la Vierge? Est-ce que leur prière n'aura pas été droit à Dieu? Même remarque, quelques lignes plus loin, quand viendront saint Pierre et saint Paul recommandés comme intercesseurs.

les hérésies dans le monde entier (35), et qui est pour nous tous une mère pleine d'amour, de douceur et de miséricorde, se laissant toujours fléchir, se montrant toujours clémente et compatissante à toutes nos misères avec une immense tendresse. Comme Reine debout à la droite de son fils unique Notre Seigneur J.-C., entourée d'un vêtement d'or richement orné (36), il n'est rien qu'Elle ne puisse nous obtenir de sa bonté.

Invoquons aussi l'intercession du Bienheureux Pierre prince des Apôtres, de Paul son compagnon dans l'apostolat, et de tous les Saints du Ciel, lesquels, devenus les amis de Dieu, possèdent la palme et la couronne du royaume éternel; car, sûrs désormais de leur immortalité, ils sont encore pleins de sollicitude pour notre salut.

Enfin, en demandant à Dieu pour vous, de tout Notre cœur, la plénitude des dons célestes, Nous

---

(35) Qu'est-ce que cela veut dire? Est-ce qu'il n'y a plus d'hérésies? Quand donc la Vierge les a-t-elle toutes détruites? Fussent-elles toutes détruites, on demanderait encore où donc Pie IX a pris que c'est à la Vierge qu'il faut en attribuer la destruction.

(36) Singulière idée. Cette page ne renfermant rien de figuré, le pape semble avoir voulu enseigner ici tout de bon comment la Vierge est vêtue dans le ciel.

aimons à donner du fond de notre cœur, à vous, vénérables Frères, et à tous les fidèles clercs et laïques confiés à vos soins, Notre Bénédiction Apostolique comme gage de notre particulière affection.

Donné à Rome, près St-Pierre, le 8 Décembre de l'année 1864, la dixième après la Définition dogmatique de l'Immaculée Conception de la Vierge Marie Mère de Dieu,

Et de notre Pontificat la dix-neuvième.

PIE IX, PAPE

SYLLABUS

ou Résumé des principales erreurs de notre temps, qui sont signalées dans les allocutions consistoriales, encycliques et autres lettres apostoliques de Notre Très-Saint Père le Pape Pie IX.

I

Panthéisme, Naturalisme et Rationalisme absolu.

I. *Anathème à qui dira* (*) : Il n'existe aucun Etre divin, suprême, souverainement parfait dans sa

(*) Le texte officiel condamne en bloc les quatre-vingts propositions qui vont suivre ; mais comme la forme donnée à ces propositions pourrait ne pas laisser voir toujours clairement si le pape approuve ou condamne, il nous a paru mieux de répéter la condamnation à chaque article.

sagesse et sa providence; qui soit distinct de cet Univers; Dieu et la nature sont une seule et même chose, et, par conséquent, Dieu est assujetti aux changements; Dieu se fait, en réalité, dans l'homme et dans le monde, et tous les êtres sont Dieu et possèdent la substance même de Dieu; ainsi, Dieu s'identifie avec le monde, et, par conséquent, l'esprit avec la matière, la nécessité avec la liberté, le vrai avec le faux, le bien avec le mal, et le juste avec l'injuste.

II. *Anathème à qui dira :* On doit nier toute action de Dieu sur les hommes et sur le monde.

III. *Anathème à qui dira :* La raison humaine, sans tenir compte de l'idée de Dieu, est l'unique arbitre du vrai et du faux, du bien et du mal; elle est à elle-même sa loi, et, par ses seules forces naturelles, elle est à même de procurer la prospérité, soit des individus, soit des peuples.

IV. *Anathème à qui dira :* Toutes les vérités de la religion découlent des forces naturelles de la raison humaine; celle-ci est, par conséquent, la règle première d'après laquelle l'homme peut et doit acquérir la connaissance de toutes les vérités, à quelque ordre qu'elles appartiennent (37).

---

(37) Rien à dire sur ces quatre premiers articles. On y voudrait seulement plus d'ordre, moins de mélange entre des erreurs fort diverses.

V. *Anathème à qui dira :* La révélation divine est imparfaite, et, par conséquent, soumise à un progrès continuel et indéfini (38), qui réponde au développement de la raison humaine.

VI. *Anathème à qui dira :* La foi chrétienne est en opposition avec la raison humaine (39), et la révélation divine est non-seulement d'aucune utilité, mais elle nuit encore à la perfection de l'homme (40).

VII. *Anathème à qui dira :* Les prophéties et les miracles, exposés et racontés dans les Saintes Ecritures, sont des inventions poétiques (41), et les mystères de la foi chrétienne sont le résultat de recherches philosophiques ; les livres des deux

---

(38) Proclamer successivement de nouveaux dogmes (Immaculée Conception en 1854, Infaillibilité papale en 1870), n'est-ce pas tomber en plein dans l'erreur qu'on signale ici?

(39) La *foi chrétienne*, non, mais souvent ce qu'on y ajoute.

(40) Même remarque. On peut croire à la *révélation divine*, et trouver fort inutile ou fort nuisible ce que Rome abrite sous ce nom.

(41) Une des choses qui ont le plus contribué à diminuer la foi au surnaturel biblique, ce sont les faux miracles que Rome a patronés.

Testaments renferment des fictions mythiques, et Jésus-Christ lui-même est un mythe (42).

II

Rationalisme modéré.

VIII. *Anathème à qui dira :* La raison humaine devant être mise au niveau de la religion elle-même, les sciences théologiques doivent être traitées de la même manière que les sciences philosophiques (43).

IX. *Anathème à qui dira :* Tous les dogmes de la religion chrétienne, sans distinction, appartiennent au domaine de la science naturelle ou philosophie ; et la raison humaine, éclairée au seul point de vue historique, peut, par ses forces naturelles et à l'aide de ses propres principes, ac-

(42) Personne, aujourd'hui, ne soutient plus cette dernière idée. Le Syllabus aurait pu relever, sur Jésus-Christ, des erreurs bien plus actuelles. Mais on a déjà vu (note 26) que ce n'est pas là que sont les préoccupations du pape.

(43) Il faudrait distinguer, dans les sciences théologiques, entre ce qui est réellement du domaine de la foi et ce qui n'en est que l'entourage. Aucune raison, par exemple, pour que l'histoire de l'Eglise ne soit pas aussi librement étudiée que toute autre. Mais c'est ce que le pape ne veut pas.

quérir la véritable intelligence de tous les dogmes (44), même les plus cachés, pourvu que ces dogmes lui soient présentés comme objet de ses études.

X. *Anathème à qui dira :* Le philosophe et la philosophie étant deux choses distinctes, celui-là peut et doit se soumettre à l'autorité qu'il aura reconnue lui-même pour légitime; mais la philosophie ne peut ni ne doit se soumettre à aucune autorité (45).

XI. *Anathème à qui dira :* Non-seulement l'Eglise ne doit, en aucun cas, censurer la philosophie, mais elle doit encore en tolérer les erreurs, et lui abandonner le soin de se corriger elle-même (46).

---

(44) De *tous* les dogmes, non, mais certainement de ceux que le pape voudrait surtout mettre à l'abri. La raison, *éclairée au seul point de vue historique,* suffit très-bien pour nous démontrer, par exemple, que l'infaillibilité papale n'est pas un dogme chrétien.

(45) Peu clair. Le pape veut probablement condamner ceux qui diraient: « Comme homme, je me soumets à l'Eglise; comme philosophe, je garde ma liberté. » Ce serait, en effet, un jeu d'esprit; mais, en condamnant cela, le pape avoue qu'on ne peut pas être catholique et libre.

(46) Personne ne conteste à l'Eglise le droit de signaler

XII. *Anathème à qui dira :* Les décrets du St-Siége Apostolique et des Congrégrations romaines entravent le libre progrès de la science (47).

XIII. *Anathème à qui dira :* La méthode et les principes, d'après lesquels les anciens docteurs scolastiques cultivèrent la théologie, ne sont plus en harmonie avec les besoins de notre époque, ni avec le progrès des sciences (48).

XIV. *Anathème à qui dira :* Dans les études

---

ce qui lui paraît erroné. Ce qu'on lui conteste, c'est le droit de punir ce qu'elle aura appelé l'erreur, et d'empêcher la manifestation de toute opinion contraire aux siennes.

(47) Essayez de vous figurer un savant, un historien, par exemple, préoccupé de ne rien découvrir qui heurte en rien aucune idée romaine, — ou bien encore un philologue préoccupé de ne découvrir aucune erreur dans la Bible latine (la *Vulgate)* que Rome a déclarée infaillible. Pour échapper à tout danger de ce genre, il n'y a qu'un moyen : Renoncer à toute recherche, à toute étude.

(48) La Scolastique n'est depuis longtemps plus en usage que dans les séminaires. Aucun savant, même très-catholique, ne consentirait aujourd'hui à travailler d'après une méthode qui, durant des siècles, maintint toutes les sciences dans l'immobilité. Elle ne se borne pas à endormir l'esprit; elle le fausse, et le cœur aussi, bien souvent. C'est grâce à elle que les champions de Rome font parfois des raisonnements si étranges, et se montrent si peu amis du vrai.

philosophiques, on ne doit tenir aucun compte de la Révélation surnaturelle (49).

III

Indifférentisme, Latitudinarisme.

XV. *Anathème à qui dira :* Chaque homme est libre d'embrasser et de professer la religion qu'il aura réputée vraie à l'aide des lumières de sa raison (50).

XVI. *Anathème à qui dira :* Les hommes peuvent, dans quelque culte que ce soit, trouver la voie du salut éternel et y parvenir.

XVII. *Anathème à qui dira :* On doit, pour le

---

(49) Tout cela est trop général, trop vague. Il y a une foule de questions philosophiques que la Révélation ne tranche pas, n'aborde pas, et dans lesquelles, par conséquent, il n'y a pas lieu à en tenir compte. Ce sont les mahométans qui veulent que tout soit dans le Coran.

(50) Condamnation de la liberté de conscience, et, cela, dans le for intime comme dans le for extérieur. Une religion que vos lumières vous auront conduit, malgré le pape, à croire vraie, — il vous est interdit, non-seulement de la *professer* au dehors, mais de l'*embrasser* dans votre cœur. Même convaincu que Rome a tort, — non-seulement vous ne devez pas lui résister, mais vous êtes tenu de croire qu'elle a raison.

moins, avoir bon espoir pour le salut éternel de tous ceux qui ne se trouvent pas dans le sein de la véritable Eglise de Jésus-Christ (51).

XVIII. *Anathème à qui dira :* Le protestantisme n'est pas autre chose qu'une forme diverse de la même véritable religion chrétienne (52), forme dans laquelle on peut plaire à Dieu, aussi bien que dans l'Eglise catholique.

---

(51) Complément de l'article XVI. C'est comme si l'on disait : « Non-seulement tout hérétique est hors de la vraie voie du salut, mais on ne doit pas même espérer qu'il y ait pour lui, hors de la vraie voie, quelque chance d'y parvenir. » Voilà ce que l'on enseigne d'ordinaire. *Hors de l'Eglise, point de salut.* Mais quand il faut adoucir, on adoucit, et l'article, grâce au mot *tous*, s'y prête. Seulement, on ne voit plus guère alors qui l'article a en vue, car personne n'a jamais dit que l'on dût avoir *bon espoir* pour le salut de *tous* les non-catholiques, même impies.

(52) Les protestants, sur ce point, sont assez d'accord avec le pape. La religion du Syllabus leur paraît si peu celle du Christ, qu'ils acceptent bien volontiers le reproche de n'avoir rien de commun avec elle. Mais comme la religion du Syllabus est, pour le pape, la religion chrétienne, il est clair que cet article équivaut à refuser le titre de chrétien à tout ce qui n'est pas catholique.

IV

Socialisme, Communisme, Sociétés secrètes, Sociétés bibliques, Sociétés clérico-libérales.

Toutes les inventions pestilentielles de ce genre (53) ont été condamnées à plusieurs reprises et dans les termes les plus formels, dans l'Encyclique du 9 Novembre 1846; dans l'Allocution du 20 Avril 1849; dans l'Encyclique du 8 Décembre 1849; dans l'Allocution du 9 Décembre 1854; dans l'Encyclique du 10 Août 1863.

V

Erreurs relatives à l'Eglise et à ses droits.

XIX. *Anathème à qui dira :* L'Eglise n'est pas une vraie et parfaite société pleinement libre (54);

---

(53) Inventions *pestilentielles*, et, dans le nombre, les Sociétés Bibliques. Dans le nombre aussi, les Sociétés *clérico-libérales*, c'est-à-dire les prêtres libéraux. N'oublions pas que, lorsque parut le Syllabus, il n'était pas encore question du hardi mouvement d'aujourd'hui; le catholicisme libéral était celui des Montalembert, des Falloux, dévoués au pape, à l'Eglise, et ne demandant qu'un peu de liberté. Voilà ce que Pie IX appelle ici *pestilentiel*.

(54) *Pleinement libre*. Il est clair que cela veut dire ici

elle ne possède point de droits propres et constants à elle conférés par son divin Fondateur; mais il appartient au pouvoir civil de déterminer quels sont les droits de l'Eglise et dans quelles limites elle peut les exercer.

XX. *Anathème à qui dira :* Le pouvoir ecclésiastique ne doit point exercer son autorité sans la permission et l'assentiment du gouvernement civil (55).

XXI. *Anathème à qui dira :* L'Eglise n'a pas le pouvoir de définir dogmatiquement que la religion catholique est la seule vraie (56).

« pleinement libre » d'exercer tous les droits que le pape lui attribue et s'attribue dans le Syllabus même. La *liberté*, pour le pape, c'est de pouvoir librement exiger que tout lui soit soumis.

(55) Si l'Eglise doit exercer librement, malgré le pouvoir civil, toute l'autorité qu'elle jugera être la sienne, le pouvoir civil n'existe plus. Essayez de vous figurer ce qu'il serait dans un Etat où le Syllabus entier recevrait son application.

(56) Toute Eglise a le droit de se présenter comme seule vraie; mais l'Eglise romaine a toujours entendu par là qu'elle pouvait obliger les gouvernements à la considérer comme seule vraie, et à persécuter ses adversaires. C'est ce que le pape a dit formellement dans l'Encyclique. Au point de vue de l'infaillibilité, ce même article est un des plus sophistiques, car il revient à montrer l'Eglise disant : « Je me

XXII. *Anathème à qui dira :* La soumission, à laquelle sont tenus les professeurs et les écrivains catholiques, se borne aux choses qu'un jugement infaillible de l'Eglise impose à tous de croire comme des articles de foi (57).

XXIII. *Anathème à qui dira :* Les Pontifes Romains, ainsi que les. Conciles œcuméniques, ont outrepassé les limites de leur pouvoir (58), ont usurpé les droits des monarques, et ils ont même erré dans les définitions relatives à la foi (59) et aux mœurs.

---

déclare infaillible, et, comme je suis infaillible, ma déclaration est infaillible. »

(57) Un professeur ou un écrivain catholique est donc encore moins libre que le commun des fidèles ; il doit recevoir du pape le mot-d'ordre dans les choses mêmes que l'Eglise n'impose pas comme articles de foi. Et le pape parlait, (article XII) du libre progrés de la science !

(58) Un des plus graves articles de tout le Syllabus. Pie IX défend de penser qu'aucun de ses prédécesseurs ait « outrepassé les limites du pouvoir » de la papauté. Ainsi, par exemple, en se proclamant le roi des rois, le dispensateur des couronnes, Grégoire VII n'a fait que ce qu'il avait le droit de faire, et ce que Pie IX, par conséquent, pourrait faire.

(59) Voilà Pie IX proclamant, dès 1864, l'infaillibilité papale. On a donc eu raison de dire que le Syllabus avait d'avance ôté toute liberté au concile.

XXIV. *Anathème à qui dira :* L'Eglise n'a pas le droit d'employer la force (60) ; elle n'a aucun pouvoir temporel direct ou indirect.

XXV. *Anathème à qui dira :* En dehors du devoir inhérent à l'épiscopat, il y a un pouvoir temporel qui lui a été concédé, ou expressément ou tacitement, par l'autorité civile (61) ; pouvoir, par conséquent, que cette même autorité peut lui retirer à volonté.

XXVI. *Anathème à qui dira :* L'Eglise n'a aucun

---

(60) Nous voilà donc bien avertis que, si jamais l'Eglise a de nouveau la force en main, elle entend en user. Ses défenseurs ont souvent dit, de nos jours, qu'elle n'en avait jamais usé ; que les persécutions avaient été l'affaire du pouvoir civil. Pie IX est plus franc. Il nous a d'abord montré l'Eglise faisant aux gouvernements un devoir de persécuter ses adversaires, et, par là, prenant l'initiative de toutes les persécutions ; le voici maintenant qui, pour la seconde fois (voir note 21), réclame pour l'Eglise le droit de persécuter elle-même.

(61) On ne voit pourtant guère comment il eût pu en être autrement, ni pour l'épiscopat, ni pour la papauté. Si le pouvoir temporel des papes n'a pas été constitué par la volonté ou l'assentiment des princes et des peuples, d'où serait-il venu ? Quelle trace a-t-on, à l'origine, que les papes aient revendiqué Rome comme leur revenant de droit divin ?

droit naturel et légitime d'acquérir et de posséder (62).

XXVII. *Anathème à qui dira :* Les ministres sacrés de l'Eglise et le Pontife Romain doivent être entièrement exclus de tout droit de gestion et de propriété, quant aux choses temporelles (63).

XXVIII. *Anathème à qui dira :* Il n'est point permis aux Evêques de publier, même les Lettres Apostoliques, sans la permission du gouvernement (64).

XXIX. *Amathème à qui dira :* Les faveurs accordées par le Pontife Romain doivent être regar-

---

(62) L'Eglise, comme toute société, peut, en droit naturel, acquérir et posséder ; mais, d'autre part, aucun Etat n'a pu ni ne pourra ne pas limiter, à cet égard, le droit d'une société qui, à la longue, absorberait tout.

(63) Sans excuser tout ce qui a pu se faire, on ne peut pourtant oublier combien les richesses, dans l'Eglise, avaient produit d'abus et de scandales. Lui rendre ce qu'elle a perdu ou lui laisser librement reconstituer son opulence, ce serait lui rouvrir une bien dangereuse voie. Beaucoup de ses enfants, et des meilleurs, le comprennent ; Pie IX a peu l'air de le comprendre.

(64) Aucun gouvernement ne peut renoncer au droit d'empêcher la publication officielle d'écrits qui peuvent être en opposition complète avec les lois du pays.

dées comme nulles, si elles n'ont été demandées par l'entremise du gouvernement (65).

XXX. *Anathème à qui dira :* Les Immunités de l'Eglise et des personnes ecclésiastiques doivent leur origine au droit civil (66).

XXXI. *Anathème à qui dira :* Le for ecclésiastique, pour les causes temporelles des clercs, tant civiles que criminelles, doit être absolument aboli (67), même sans consulter le St-Siége Apostolique et malgré ses réclamations.

XXXII. *Anathème à qui dira :* On peut, sans violer le moins du monde l'équité et le droit naturel, abroger l'immunité personnelle en vertu de

---

(65) Aucun gouvernement ne peut renoncer au droit de contrôler les *faveurs* papales qui créeraient pour un prêtre une position au-dessus des lois du pays.

(66) Si les immunités de l'Eglise et du clergé n'ont pas eu pour origine une concession du droit civil, d'où seraient-elles venues? Le pape veut probablement dire que l'Eglise avait le droit d'exiger ces immunités, et, par exemple, de ne pas vouloir payer d'impôts sur ses biens. Mais encore a-t-il fallu que l'Etat reconnût ce droit.

(67) Le pape, on le voit, ne renonce à rien de ce qu'ont partout aboli les lois et les mœurs de notre siècle. Le voilà qui proteste contre l'abolition du droit qu'avaient les ecclésiastiques de n'être jugés que par l'Eglise, même en matière civile et criminelle.

laquelle les clercs sont exempts du service militaire (68); cette abrogation est réclamée par le progrès civil, surtout dans une société qui se régit d'après les institutions libérales.

XXXIII. *Anathème à qui dira :* Le pouvoir ecclésiastique de juridiction ne possède pas exclusivement le droit propre et inné de diriger les études théologiques (69).

XXXIV. *Anathème à qui dira :* La doctrine de ceux qui assimilent le Pontife Romain à un prince libre et exerçant son pouvoir dans l'Eglise universelle, est une doctrine qui a prévalu au moyen-âge (70).

---

(68) Un gouvernement sage accordera toujours aux ministres de la religion de ne pas porter les armes; mais le pape veut que ce soit, chez eux, un droit *naturel.* Toujours l'idée que le prêtre est un homme à part, mystiquement en dehors des lois communes.

(69) Question délicate. D'un côté, il est évident que c'est l'Eglise qui doit donner l'enseignement théologique; mais, de l'autre, quand cet enseignement devient un danger pour l'Etat, il est bien difficile que l'Etat s'abstienne indéfiniment d'intervenir. Il n'est, en somme, surtout depuis le Syllabus, aucune question qui ne se pose, avec l'Eglise romaine, autrement qu'avec une Eglise purement spirituelle et chrétienne.

(70) Si ce n'est pas au moyen-âge, il faut que ce soit avant. Que voyons-nous de cela aux premiers siècles?

XXXV. *Anathème à qui dira :* Rien n'empêche que, par le décret d'un Concile général ou par l'action combinée de tous les peuples, le Souverain Pontificat ne soit transféré, de l'Evêque et de la ville de Rome, à un autre Evêque et à une autre ville (71).

XXXVI. *Anathème à qui dira :* La définition d'un Concile national exclut toute discussion ultérieure, et l'administration civile peut, dans les limites qu'elle trace, décider une affaire.

XXXVII. *Anathème à qui dira :* On peut instituer des églises nationales soustraites à l'autorité du Pontife Romain et entièrement séparées de lui (72).

---

(71) Fût-il prouvé que saint Pierre a fondé le siége de Rome, il n'existe aucune trace ni d'un ordre divin, ni d'un ordre de cet apôtre lui-même, qui fasse de cette ville la capitale nécessaire du monde chrétien. Des papes légitimes n'ont-ils pas siégé à Avignon? Mais Pie IX oublie aisément l'histoire. Remarquez encore comme il se met au-dessus de la volonté de l'Eglise, même unanime. L'évêque de Rome, dit-il, ne peut cesser d'être le chef de l'Eglise, quand même il en serait ordonné autrement par un concile général ou l'action combinée *de tous les peuples*.

(72) Le pape, dans ces deux articles, a raison. Un concile national et une Eglise nationale qui ne reconnaîtraient plus l'autorité centrale, ne seraient plus catholiques, du moins

XXXVIII. *Anathème à qui dira :* Ce sont les actes arbitraires trop nombreux des Pontifes Romains qui ont contribué à la division de l'Eglise en orientale et en occidentale (73).

VI

Erreurs relatives à la société civile considérée soit en elle-même, soit dans ses rapports avec l'Eglise.

XXXIX. *Anathème à qui dira :* L'Etat, étant par lui-même la source et le principe de tous les droits, jouit d'un droit qui ne reconnaît aucune limite (74).

XL. *Anathème à qui dira :* La doctrine de l'Eglise catholique est contraire au bien et à la prospérité de la société humaine (75).

---

dans le sens ordinaire de ce mot; mais, d'autre part, sans cette rupture avec l'autorité dont nous avons ici le manifeste, jamais on n'aura la liberté.

(73) L'Eglise d'Orient n'avait jamais reconnu la suprématie du pape dans le sens où celle-ci s'affirmait.

(74) Quelques hommes ont en effet dit cela, et c'est une grande erreur; mais ce que l'Eglise, ici, condamne chez eux, elle le fait de plus en plus elle-même. Jamais elle ne s'était aussi hardiment refusée à reconnaître aucune limite à ses droits. Preuve en soit le Syllabus même.

(75) Voyez les pays catholiques, voyez les pays protes-

XLI. *Anathème à qui dira :* Le pouvoir civil, même quand il est exercé par un prince infidèle, possède une autorité indirecte négative sur les choses sacrées ; il a, par conséquent, non-seulement le droit qu'on appelle d'*exequatur*, mais encore le droit qu'on nomme d'*appel comme d'abus* (76).

XLII. *Anathème à qui dira :* En cas de conflit entre les lois émanées des deux autorités, c'est le droit civil qui prévaut (77).

XLIII. *Anathème à qui dira :* La puissance laïque peut, sans le consentement du St-Siége et malgré ses réclamations, rompre, annuler et déclarer non avenues les conventions solennelles, appelées *concordats*, conclues avec ce même St-Siége (78), relativement à l'usage des droits résultant des immunités ecclésiastiques.

---

tants, — et comparez. Ajoutez que, parmi les Etats catholiques, celui du pape était à peu près au dernier rang.

(76) Même observation que sur plusieurs des précédents articles. Aucun Etat ne peut renoncer à toute arme contre les prétentions du romanisme.

(77) Fâcheux parfois. Un gouvernement sage ne cherchera pas ces conflits ; mais, la lutte engagée, il ne peut abandonner le principe de la souveraineté de l'Etat.

(78) Ce droit ici refusé à la puissance laïque, on sait que le pape, à l'occasion, se l'arroge ouvertement. Les concordats,

XLIV. *Anathème à qui dira :* L'autorité civile peut s'immiscer dans les choses qui regardent la religion, les mœurs et le gouvernement spirituel. Elle peut, par conséquent, prononcer un jugement sur les instructions que les pasteurs de l'Eglise publient, d'après leur mission, pour la règle des consciences ; elle peut même régler l'administration des sacrements, et déterminer les dispositions nécessaires pour les recevoir (79).

XLV. *Anathème à qui dira :* Toute la direction des écoles publiques, dans lesquelles la jeunesse d'un Etat chrétien est élevée, si l'on en excepte, dans une certaine mesure, les séminaires épiscopaux, peut et doit être remise entre les mains de l'autorité civile ; et cela de telle manière qu'on ne reconnaisse à aucune autre autorité le droit de s'immiscer dans la discipline des écoles, dans la

---

selon l'idée romaine, ne sont point des conventions entre deux pouvoirs souverains, mais des faveurs octroyées par l'Eglise, et, dès lors, révocables. Ainsi, les Etats sont liés envers le pape, et le pape n'est jamais lié. Des faits récents ont montré cette théorie en action.

(79) L'autorité civile a pu parfois s'immiscer beaucoup trop dans ce qui ne la regardait pas ; mais souvent aussi c'est l'Eglise qui a rendu l'immixtion nécessaire en troublant les consciences, et en agissant, par ces consciences troublées, fort au delà de son légitime domaine.

direction des études, dans la collation des grades, dans le choix ou l'approbation des maîtres (80).

XLVI. *Anathème à qui dira :* Bien plus, même dans les séminaires ecclésiastiques, la méthode à suivre dans les études est soumise à l'autorité civile (81).

XLVII. *Anathème à qui dira :* Dans une société bien constituée, il faut que les écoles populaires ouvertes à tous les enfants de chaque classe du peuple, ainsi qu'en général les établissements publics destinés à l'enseignement des lettres, à une instruction supérieure et à l'éducation de la jeunesse, soient affranchis de toute autorité de l'Eglise, de toute influence directrice et de toute intervention de sa part, qu'ils soient entièrement soumis aux décisions de l'autorité civile, d'après le bon plaisir des gouvernants et suivant les opinions de l'époque généralement reçues (82).

---

(80) Quand cette exclusion eût été, avant le Syllabus, injustifiable, le serait-elle encore ? Quel gouvernement consentirait à ce que l'esprit du Syllabus présidât, dans ses écoles, à la *direction des études,* à la *collation des grades*, au *choix* et à l'*approbation des maîtres ?*

(81) *Soumise*, ce serait trop ; mais l'Etat pourrait-il renoncer à toute surveillance sur l'éducation d'hommes qui manieront un tel pouvoir ?

(82) Encore une fois, sur tous ces points, c'est le Syllabus

XLVIII. *Anathème à qui dira :* Des catholiques peuvent approuver un système d'éducation en dehors de la foi catholique et de l'autorité de l'Eglise, et qui n'ait pour but, ou du moins pour but principal, que la connaissance des choses purement naturelles et les intérêts de la vie sociale sur cette terre (83).

XLIX. *Anathème à qui dira :* L'autorité civile peut entraver la liberté des communications réciproques des Evêques et des fidèles avec le Pontife romain (84).

L. *Anathème à qui dira :* Le pouvoir laïque a, par lui-même, le droit de présenter les évêques, et peut exiger d'eux qu'ils prennent en main l'administration de leurs diocèses, avant d'avoir reçu

---

qui désormais justifiera le mieux tout ce qu'il condamne; c'est lui qui forcera les Etats les plus catholiques de diminuer toujours plus la part faite à l'Eglise dans l'éducation populaire.

(83) Nul homme religieux, catholique ou non, n'approuve en principe que l'Eglise n'ait rien à voir dans l'Ecole; mais les plus religieux ont été souvent, de nos jours, les plus navrés de voir ce que devenait l'Eglise sous l'influence ultramontaine, et les plus inquiets de ce que l'école deviendrait si elle lui était livrée.

(84) Et si le pontife romain profite de ces communications pour semer le trouble et la révolte?

l'institution canonique du St-Siége et les Bulles Apostoliques.

LI. *Anathème à qui dira :* Bien plus, le gouvernement civil a le droit d'enlever aux évêques l'exercice du ministère pastoral, et il n'est pas tenu d'obéir au Pontife romain, pour ce qui concerne l'institution des évêchés (85) et des évêques.

LII. *Anathème à qui dira :* Le gouvernement peut, de son propre droit, changer l'âge prescrit pour la profession religieuse, tant des femmes que des hommes, et enjoindre aux communautés religieuses de n'admettre personne aux vœux solennels sans son autorisation (86).

---

(85) Aucun gouvernement, là où l'Eglise est unie à l'Etat, ne reconnaîtra jamais au pape le droit d'instituer, de son chef, des évêchés nouveaux. Même sous le régime de la séparation, il est douteux qu'avec l'esprit qui aujourd'hui souffle de Rome, aucun Etat puisse indéfiniment fermer les yeux sur l'expansion de la hiérarchie dans son sein. Dans les monarchies, c'est une monarchie rivale ; dans les républiques, c'est une monarchie hostile.

(86) Sur la plupart des points notés dans ces trois derniers articles, un gouvernement modéré préférerait toujours s'entendre à l'amiable avec le pape. Mais c'est de plus en plus difficile, et, d'ailleurs, on sait maintenant que le pape se réserve toujours de retirer ce qu'il a concédé; toujours donc il met les gouvernements dans la nécessité de prendre leurs

LIII. *Anathème à qui dira :* On doit abolir les lois qui protégent l'existence des ordres religieux, et qui concernent leurs droits et leurs devoirs; bien plus, le pouvoir civil est autorisé à prêter son appui à tous ceux qui voudraient renoncer à l'état religieux (87) et enfreindre leurs vœux solennels; il peut aussi supprimer entièrement ces mêmes communautés religieuses, ainsi que les Chapitres des églises collégiales et les bénéfices simples, ceux mêmes qui dépendent d'un droit de patronage, s'attribuer et revendiquer l'administration de leurs biens et revenus, et en disposer à sa volonté (88).

LIV. *Anathème à qui dira :* Les rois et les princes non-seulement sont affranchis de la juridiction de l'Eglise, mais ils sont même supérieurs à l'E-

---

précautions, et, le cas échéant, de ne consulter que leur droit.

(87) Un religieux quittant le couvent ne peut être, aux yeux de l'Etat, qu'un citoyen rentrant dans la liberté commune; vouloir que l'Etat s'y oppose, c'est mettre une loi ecclésiastique au dessus, non pas d'une simple loi civile, mais du principe même des constitutions modernes.

(88) Quand des Etats ont fait ce que leur reproche ici le pape, presque toujours ils ont pu alléguer de graves abus à extirper. L'intention réelle a bien pu être plutôt mauvaise, irréligieuse, mais l'excuse n'était que trop fondée.

glise quand il s'agit de trancher des questions de juridiction (89).

LV. *Anathème à qui dira :* L'Eglise doit être séparée de l'Etat, et l'Etat séparé de l'Eglise (90).

VII

Erreurs concernant la morale naturelle et chrétienne.

LVI. *Anathème à qui dira :* Les lois de la morale n'ont pas besoin de la sanction divine, et il n'est pas du tout nécessaire que les lois humaines soient conformes au droit naturel (91), ou qu'elles reçoivent de Dieu la force obligatoire.

---

(89) Si ce n'est pas l'Etat qui tranche, ce sera donc le pape. Aucun Etat peut-il accepter cela ?

(90) Question débattue, et sur laquelle les meilleurs esprits sont divisés. Il est donc étrange que le pape range ici une des deux opinions parmi ces erreurs que, nous a-t-il dit, tout catholique doit tenir pour *réprouvées*, *proscrites* et *condamnées*. Mais l'union de l'Eglise et de l'Etat, c'est, pour lui, l'Etat soumis à l'Eglise, l'Eglise régnant par l'Etat, — et l'on comprend, dès lors, que ce soit pour lui comme un dogme.

(91) Bon article; mais ce que le pape ici condamne, que de fois l'Eglise l'a fait ! Que de lois, chez elle, contraires au droit naturel, c'est-à-dire à la liberté religieuse, à la liberté

LVII. *Anathème à qui dira :* La science des choses philosophiques et morales, ainsi que les lois civiles, peuvent et doivent se soustraire à l'autorité divine et ecclésiastique (92).

LVIII. *Anathème à qui dira :* Il ne faut reconnaître d'autres forces que celles qui résident dans la matière, et toute morale et toute probité consiste à accumuler et augmenter la richesse par tous les moyens possibles (93), et à satisfaire ses passions.

LIX. *Anathème à qui dira :* Le droit réside dans le fait matériel; tous les devoirs des hommes sont un mot vide de sens, et tous les faits humains constituent un droit.

LX. *Anathème à qui dira :* L'autorité n'est pas

---

civile ! Et que d'articles, dans le Syllabus même, auxquels ce reproche est applicable !

(92) Toujours cette confusion entre autorité *divine* et autorité *ecclésiastique*. Que de fois, au contraire, des chrétiens ne se sont soustraits à la seconde que pour mieux obéir à la première ! Remarquez, en outre, ces mots : *Ainsi que les lois civiles*. Voilà donc les lois civiles soumises à l'*autorité ecclésiastique*, c'est-à-dire au pape, établi par là juge suprême de toutes les législations et de toutes les constitutions.

(93) Bon article; mais pourquoi ces amplifications ? Personne n'a jamais dit que la *probité* consiste à s'enrichir par tous les moyens possibles.

autre chose que le résultat du nombre et des forces matérielles.

LXI. *Anathème à qui dira :* L'injustice d'un fait consommé avec succès ne porte aucune atteinte à la sainteté du droit (94).

LXII. *Anathème à qui dira :* On doit proclamer et observer le principe de *non-intervention* (95).

LXIII. *Anathème à qui dira :* Il est permis de refuser l'obéissance aux princes légitimes, et même de se révolter contre eux (96).

LXIV. *Anathème à qui dira :* La violation d'un serment, quelque saint qu'il soit, et toute action

---

(94) Encore trois bons articles. Mais quand il condamne l'idée que « le droit réside dans le fait, » il oublie que beaucoup de ses droits à lui, soit spirituels, soit temporels, n'ont pas eu d'autre fondement ; il oublie, en particulier, de quelles fraudes et de quelles violences avait été entachée l'acquisition de plusieurs des provinces du domaine pontifical.

(95) Condamnation des gouvernements qui refusent d'*intervenir* en Italie pour remettre le pape en possession de ses Etats.

(96) Longtemps ce furent les papes qui, quand il leur convenait, déliaient les sujets du serment de fidélité, — et vous avez vu ci-dessus Pie IX déclarant que jamais pape n'a outrepassé ses pouvoirs. Ainsi, en condamnant les peuples qui secoueront l'autorité de leurs princes, il réserve à la papauté le droit de les y pousser elle-même.

criminelle et honteuse contraire à la loi éternelle, non-seulement ne doit pas être blâmé (97), mais elle est tout à fait licite et digne des plus grands éloges quand elle est inspirée par l'amour de la patrie.

VII

Erreurs concernant le mariage chrétien.

LXV. *Anathème à qui dira :* On ne peut admettre en aucune manière que Jésus-Christ ait élevé le mariage à la dignité de sacrement (98).

LXVI. *Anathème à qui dira :* Le sacrement de mariage n'est qu'une chose ajoutée au contrat et qui peut en être séparée, et c'est la seule bénédiction nuptiale qui constitue le sacrement lui-même (99).

LXVII. *Anathème à qui dira :* Le lien du ma-

---

(97) Même observation. Longtemps les papes se sont crus en droit de délier de toute espèce de serment, et, s'il est vrai qu'ils ne se sont jamais rien arrogé d'illégitime, il est clair que ce droit immoral subsiste.

(98) Les articles suivants montrent assez pourquoi l'Eglise tient tant à ce que le mariage soit réputé *sacrement,* chose *uniquement* religieuse. Elle veut que tout ce qui s'y rapporte soit de son ressort à elle seule.

(99) Même remarque.

riage n'est pas indissoluble en vertu du droit naturel, et, dans différents cas, le divorce proprement dit peut être sanctionné par l'autorité civile (100).

LXVIII. *Anathème à qui dira :* L'Eglise n'a pas le pouvoir d'établir des empêchements dirimants au mariage, mais ce pouvoir appartient à l'autorité civile, qui doit abolir les empêchements actuellement en vigueur (101).

LXIX. *Anathème à qui dira :* Dans la suite des siècles, l'Eglise commença à introduire des empêchements dirimants, non en vertu d'un droit propre, mais en usant du droit qu'elle avait emprunté au pouvoir civil (102).

---

(100) Jésus-Christ (Matth. V, 32) permet le divorce pour cause d'adultère; l'Eglise n'avait donc pas le droit de l'interdire absolument.

(101) Plusieurs de ces empêchements n'ont évidemment d'autre but que d'obliger les gens à recourir à l'Eglise, et à payer pour qu'elle les en relève. Il n'est pas vrai, d'autre part, que personne ait jamais demandé à l'autorité civile d'abolir tout empêchement, comme semble le dire la fin de cet article.

(102) L'origine du droit importe peu; ce qui est sûr, c'est que l'Eglise en avait énormément abusé, et que les plaintes étaient universelles. Le concile de Trente fit quelques concessions; mais ce qui reste est fort au-delà encore des exigences véritables de la morale et de la religion. Et

LXX. *Anathème à qui dira:* Les canons du Concile de Trente, qui prononcent l'anathème contre ceux qui osent contester à l'Eglise le pouvoir d'établir des empêchements dirimants (103), ou ne sont pas dogmatiques, ou doivent s'entendre de ce pouvoir emprunté.

LXXI. *Anathème à qui dira :* La forme prescrite par le Concile de Trente n'oblige pas sous peine de nullité, quand la loi civile établit une autre forme à suivre comme condition de la validité du mariage (104).

LXXII. *Anathème à qui dira:* C'est Boniface VIII qui, le premier, a déclaré que le vœu de chasteté prononcé dans l'ordination rend le mariage nul (105).

LXXIII. *Anathème à qui dira :* En vertu du contrat purement civil, il peut exister un vrai mariage

---

qu'est-ce, encore une fois, que des règles qu'on dit sacrées, et qui tombent devant l'argent?

(103) Anathème donc, de par le concile de Trente comme de par le Syllabus, à qui pensera que l'Eglise n'ait pas eu pleinement le droit de faire en cela tout ce qu'elle a fait.

(104) Donc, bien que contracté selon toutes les formes prescrites par la loi civile, point de mariage légitime s'il n'est fait selon les formes prescrites par le concile de Trente.

(105) Peu importe qui a, le premier, déclaré cela; toujours est-il qu'il n'y en avait nulle trace aux premiers siècles.

entre chrétiens (106); et il est faux, ou que le contrat de mariage entre chrétiens soit toujours un sacrement, ou que ce contrat soit nul en dehors du sacrement.

LXXIV. *Anathème à qui dira :* Les causes matrimoniales et les fiançailles sont, par leur nature, du ressort de la juridiction civile (107).

NB. On peut rapporter à ce qui précède deux autres erreurs : 1° que le célibat ecclésiastique doit être aboli (108), et 2° que l'état du mariage est préférable à celui de la virginité (109).

IX

Erreurs sur la Souveraineté temporelle du Pontife romain.

LXXV. *Anathème à qui dira :* Les fils de l'Eglise chrétienne et catholique ne sont pas d'accord

(106) Le mariage civil n'est donc pas même, selon le pape, un mariage incomplet, préliminaire, que confirmera la bénédiction de l'Eglise. Il est nul ; il n'est rien.

(107) Toujours l'Eglise prétendant régler seule tout ce qui se rapporte au mariage.

(108) Il n'a pas existé aux premiers siècles ; aucune raison donc pour qu'on le maintienne à toujours.

(109) Le célibat ecclésiastique n'a longtemps produit que des scandales. N'en produisît-il plus, il est encore beaucoup plus souvent une source de mauvaises pensées que de pureté véritable.

entre eux sur la compatibilite de la royauté temporelle avec le pouvoir spirituel (110).

LXXVI. *Anathème à qui dira :* L'abrogation de la souveraineté civile dont le St-Siége est en possession favoriserait très-considérablement la liberté et la prospérité de l'Eglise (111).

NB. Outre ces erreurs explicitement signalées, plusieurs autres encore se trouvent implicitement condamnées par la doctrine affirmée et exposée sur la Souveraineté civile du Pontife romain ; doctrine que tous les catholiques doivent fermement professer (112).

X

Erreurs qui ont rapport au libéralisme moderne.

LXXVII. *Anathème à qui dira :* Il ne convient plus, à notre époque, que la religion catholique

---

(110) Ceux donc qui ne sont pas pour le pouvoir temporel, pour la *royauté* papale, ne sont, selon Pie IX, tant catholiques soient-ils, que de faux catholiques.

(111) Beaucoup de catholiques, et des plus pieux, et des plus sages, ont toujours été de cet avis ; le chef de l'Eglise, pensaient-ils, serait alors bien mieux dans son vrai rôle et dans sa vraie grandeur. Mais Pie IX ne paraît pas même se douter de ce côté élevé de la question.

(112) Nouvelle affirmation que quiconque admet le contraire n'est pas, pour Pie IX, un catholique.

soit considérée comme l'unique religion de l'Etat, à l'exclusion de tous les autres cultes (113).

LXXVIII. *Anathème à qui dira :* Aussi on ne peut que louer certains pays catholiques où la loi a pourvu à ce que les étrangers qui s'y rendent y jouissent de l'exercice public de leurs cultes respectifs (114).

LXXIX. *Anathème à qui dira* : Il est faux, en effet, que la liberté civile de tous les cultes et que le plein pouvoir laissé à tous de manifester ouvertement et publiquement toutes sortes de pensées et d'opinions, contribuent à corrompre plus facilement les esprits et les mœurs des peuples ainsi qu'à propager la peste de l'Indifférentisme (115).

---

(113) Il faut donc, selon Pie IX :

1° Que le catholicisme, dans tout état catholique ou en majorité catholique, soit considéré comme l'*unique religion de l'Etat ;*

2° Que l'Etat ne reconnaisse ni n'autorise aucun autre culte.

(114) Ainsi, ce n'est pas seulement aux non-catholiques du pays qu'on doit interdire d'exercer publiquement leur culte, mais même à ceux d'autres pays. En France, par exemple, point de temples pour les protestants français, point même pour les Anglais, les Allemands, les Russes, etc.

(115) Les faits disent le contraire. C'est lorsque les cultes sont libres que la religion exerce le plus d'influence sur

LXXX. *Anathème à qui dira :* Le Pontife romain peut et doit se réconcilier et se mettre en harmonie avec le progrès, le libéralisme et la civilisation moderne (116).

---

les masses, et qu'il y a le moins d'indifférence pour les choses religieuses.

(116) C'est ce qui ressort de tout le reste. Quand le pape voudrait *se réconcilier avec le progrès, le libéralisme et la civilisation moderne,* il ne le pourrait qu'en commençant par déchirer le Syllabus, et, voulût-il déchirer le Syllabus, il ne le pourrait pas. Oeuvre du pape infaillible, le syllabus est infaillible, immuable; il l'est pour le pape lui-même comme pour le plus humble des fidèles; il le sera nécessairement pour le successeur de Pie IX comme pour Pie IX.

Impr. Bonnant.



Bismarck's politisches Testament

oder

der geheime

preussisch-russische Vertrag.

Höchst interessante Enthüllungen
aus den hinterlassenen Papieren eines Verstorbenen.

Von E. FALDRE.

Zürich 1887.
Verlags-Magazin
(J. Schabelitz).

Druck von J. Schabelitz in Zürich.

Vorwort.

Es war gerade zu jener Zeit, in welcher die Journale die ganz Europa allarmirenden Nachrichten von dem meuchlerischen Ueberfalle brachten, welchen der Zar auf den Fürsten von Bulgarien inszeniren liess, als ich, eines Abends spät nach Hause kommend, ein Billet vorfand, in welchem mich eine fremde Dame im Auftrage ihres schwer erkrankten Mannes bat, denselben doch ja heute noch zu besuchen, da er mir wichtige Mittheilungen zu machen habe.

Die angegebene Adresse lautete auf ein unweit meiner Wohnung gelegenes Hotel garni, in welchem solche Fremde zu wohnen pflegten, welche sich auf längere Zeit in Paris aufhalten wollten. Es dauerte auch nicht lange, bis ich die Wohnung des Patienten ausfindig gemacht und mich in einem kleinen Salon befand, wo die Frau des Kranken mit noch einem Familiengliede, wie es schien, Nachtwache zu halten beabsichtigte. Nach kurzer Erledigung der üblichen Formalitäten sass ich am Bette meines Klienten, der mir ein versiegeltes Packet einhändigte und ungefähr Nachstehendes mittheilte: „Ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihnen die in diesem Packet enthaltenen

Papiere mit der Bitte zu übergeben, dieselben in geeigneter Weise zu veröffentlichen, da deren Kenntniss im Interesse der ganzen civilisirten Menschheit liegen dürfte. Sie sind mir als ein Mann geschildert worden, dem die Interessen der Freiheit und des Fortschrittes der Völker über Alles gehen. Aus diesem Grunde ist meine Wahl auf Sie gefallen, denn ich darf es nicht wagen, mit einem meiner Freunde in Korrespondenz zu treten, weil ich sonst den Aufenthaltsort meiner Familie einer Entdeckung aussetzen könnte, welche uns schon einmal drohte, ehe wir von . . . . . . hierher gekommen sind. Wie Sie bemerkt haben werden, bin ich in einem so leidenden Zustande, dass ich in kürzester Zeit nicht mehr sein werde. Meine Familie wird in diesem Falle diesen Ort verlassen und dann dürfen Sie sofort mit der Publikation meines Vermächtnisses beginnen. In Anbetracht des in Europa herrschenden „weissen Schreckens" bitte ich Sie jedoch, alle Orts-, Zeit- und Namensangaben der Bismarck'schen Zusammenkunft mit dem Russen wegzulassen, damit diejenigen nicht kompromittirt werden, welche mir damals geholfen haben, mein Unternehmen auszuführen." Der Kranke machte mir noch einige Mittheilungen und gab mir Referenzen auf, welche mich in den Stand setzten, die Identität seiner Person festzustellen, und ich verabschiedete mich gleich darauf, da der Zweck der Unterredung erledigt war und eine Fortsetzung derselben in Anbetracht des leidenden Zustandes des Kranken nicht zulässig erschien. Nach

zwei Tagen erhielt ich die Anzeige vom Ableben des Fremden. Die Uebersetzung und Bearbeitung des Manuscriptes haben die Publikation bis heute aufgehalten. Aus der sehr ausgedehnten und mit vielen Personalien versehenen Einleitung kann nur das Eine hier erwähnt werden, dass unser Gewährsmann, um Alles unbemerkt mit anhören zu können, was auf der Bismarck'schen Entrevue verhandelt wurde, über 24 Stunden in einem Versteck und in einer Situation hat zubringen müssen, welch' letztere derjenigen einer ägyptischen Mumie nicht unähnlich war. Die ihn endlich aus seiner qualvollen Lage befreienden Freunde hatten schon die Hoffnung aufgegeben, ihn noch lebend vorzufinden. Eine schwere Erkrankung war die Folge dieser mit spartanischer Ausdauer durchgeführten That — möge sie zu einer Europa's Freiheit rettenden Heldenthat ausschlagen!

Basis der preussisch-russischen Entente cordiale.

Fiat monarchia et pereat mundus.

Aus der Erzählung unseres Augen- und Ohrenzeugen bei der Entrevue Bismarck's mit ***** geht hervor, dass man sich schon früher und zwar zwischen den **drei** Kaisermächten über den Fundamentalsatz einer Allianz geeinigt hatte. Derselbe wurde nunmehr jedoch als unverletzliche Basis auch aller weiteren *preussisch-russischen* Abmachungen nochmals ausdrücklich festgesetzt; er lautete dem Sinne nach in seiner neuen Fassung:

§ 1. *Die beiden Regierungen werden unausgesetzt alle denselben zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um das gesunkene Ansehen der Monarchie im guten, alten, selbstherrlichen Sinne wieder aufzurichten.*

Man stimmte in der Ansicht überein, dass die übrigen europäischen Herrscherfamilien theils nicht die Macht und theils nicht den festen Willen besitzen, an diesem Prinzip unentwegt festzuhalten und es gelangte auf Antrag Bismarck's der weitere Satz zur Annahme:

§ 2. *Die beste und einzige Garantie für die Wiederherstellung der absoluten Monarchie in Europa besteht in einem ewigen Bündniss zwischen zwei star-*

ken, absolut monarchischen Regierungen, der preussischen und der russischen.

Schon in diesen beiden Fundamental-Paragraphen ist eine Zurückdatirung der europäischen Kulturverhältnisse um mindestens 500 Jahre ausgesprochen. Wird Europa die Konsequenzen dieser Paragraphen heute schon einsehen und wird es Energie genug besitzen, gegen diese kulturfeindlichen Bestrebungen wirklich ernstliche Massregeln zu ergreifen — ehe es zu spät dazu ist? Und wie sehr hier Eile noth thut, geht aus den nun folgenden Stipulationen hervor:

§ 3. *Gegenseitiges Entgegenkommen auch in allen inneren Regierungsmassregeln der beiden Reiche, welche auf Erreichung des in § 1 festgesetzten Zweckes hinzielen,* wie z. B. vorbehaltlose Auslieferung missliebiger Persönlichkeiten, Unempfindlichkeit gegen eventuelle Massregelung beidseitiger Unterthanen, Vermeidung der ferneren Annahme freisinniger Gesetze oder der Beibehaltung solcher ohne zwingende Nothwendigkeit. Die beiden Unterhändler machten sich hierzu noch gegenseitige vertrauliche Mittheilungen über die in dieser Richtung beabsichtigten Massregeln, ohne dass dieselben jedoch in den Vertrag aufgenommen wurden. Namentlich waren es die Aeusserungen Bismarck's über die von der preussischen Regierung geplante innere Politik, welche von grossem Interesse für jeden Freund der europäischen Kultur sein müssen; deshalb geben wir dieselben hier so vollständig wieder, als sie in den Aufzeichnungen unseres Gewährsmannes enthalten sind. Seines charakteristischen Inhaltes wegen nennen wir dieses Entrefilet:

„Das politische Testament Bismarck's."

„Euer . . . . .," sagte Bismarck, „kann ich allerdings nicht mit Bestimmtheit sagen, was nach meinem Tode geschehen wird, aber so viel darf ich Euer . . . . . . schon versichern, dass so lange ich und meine Söhne leben und das Vertrauen unseres königlichen Herrn und seiner Nachfolger besitzen, so lange soll im preussischen Staate von den heute vereinbarten Grundsätzen auch nicht um eines Haares Breite abgewichen werden. Wir waren durch die Zerfahrenheit der deutschen Stämme und durch die thörichte Nachgiebigkeit einzelner Regierungen gegenüber ihren Kammern und Kämmerchen bis vor Kurzem genöthigt, uns dem Auslande gegenüber unserer Haut zu wehren und deshalb mit dem Einheitsideal des deutschen Bierphilisterthums wenigstens ein wenig zu kokettiren, aber dieser Zwang ist nun Gottlob beseitigt; denn wir sehen heute selbst in den hartnäckigsten Theilen Süddeutschlands unseren Willen zum Landesgesetze erhoben und auch an Devotion bleibt der früher so sehr von kindischem Freiheitsdusel erfüllte süddeutsche Bruder nicht mehr hinter unseren Altpreussen zurück. Vor Allem aber haben wir einen Modus vivendi mit Rom gefunden und ist es uns gelungen, das von uns im Jahre 1866 so sehr gedemüthigte Oesterreich so kirre zu machen, dass es uns heute vollkommen aus der Hand frisst. Die Dummen sterben hoalt nie aus!" (Bismarck machte diese Bemerkung in nachgeahmtem österreichischem Accent und mit einem höhnischen Gesichtsausdruck, was ihm ein verständnissinniges Beifallslächeln seines russischen Gönners eintrug; dann fuhr er fort:) „Wir sind somit im Stande, an dem inneren Ausbau der preussischen Monarchie weit energischer zu arbeiten als bisher. Namentlich das dem höchstseligen Könige Friedrich Wilhelm IV. in einer schwachen Stunde entfallene Wort: „„Preussen geht fortan in Deutschland auf"" soll nunmehr immer rücksichtsloser in umgekehrtem Sinne durchgeführt werden. Deutschland ist nur ein geographischer Begriff, welchen in die Praxis übersetzen zu wollen sich nur einige Phantasten und Revolutionäre erfrecht

haben. Wir anerkennen als legitim nur ein Königreich Preussen mit absolut monarchischer Regierungsform, für welches sich unser allergnädigster Herrscher die Kaiserkrone auf dem Schlachtfelde höchstselbst erworben hat.

Der erste Schritt zur Errichtung eines preussischen Kaiserreiches ist bereits durch die so geräuschlos vollzogene Herunterwirthschaftung des Parlamentarismus gethan. Bald werden wir, mit Hülfe des katholischen Klerus, über eine hinreichende blindlings gehorchende Reichstagsmajorität verfügen können, wodurch wir im Reichseisenbahnwesen und bei den Reichsmonopolen ein Heer von abhängigen Beamten über das Reich ausbreiten können, welches unsere Macht bedeutend mehr durch Verbreitung „„guter““ Gesinnung fördern wird, als es unsere Gewehre im Jahre 1866 in dem widerhaarigen Süden gekonnt haben. Man wird uns zwar nie lieben, da die Zuneigung einer Nuss zum Nussknacker doch eine etwas widernatürliche Liebe sein würde, aber mit einer zuverlässigen Bureaukratie und einem ergebenen Klerus können wir uns hierüber hinwegsetzen, denn da heisst es: „„Der Bien' muss.““ Bei der ersten Gelegenheit, die sich darbietet, oder die wir vielleicht selbst herbeiführen werden, dürfen wir es uns erlauben, die dem Könige in schwerer Zeit vom Pöbel abgetrotzte Konstitution über Bord zu werfen, um so mehr als wir uns auf eine Armee stützen können, deren Offiziere uns blind ergeben sind, da wir für dieselben Sinekuren und Versorgungen aller Art in ungemessener Zahl geschaffen haben und zwar trotz der Proteste der Demokraten und anderer Reichsfeinde. Auch die freche Presse werden wir, soweit sie sich nicht durch die uns von den Monopolen zufliessenden bedeutenden Geldmittel korrumpiren lässt, in heilsame Erziehung nehmen. Das Schulwesen ist zwar in Preussen schon längst von den verderblichen liberalen Einflüssen gereinigt, aber in Süddeutschland muss noch energisch gearbeitet werden, um das Volk zur alten frommen Denkungsart zurückzuführen. Im Südwesten schieben wir unsere Professoren vor, an welchen nach Ansicht der Demokraten und Umstürzler schon auf den Schulen eine geistige Kastration vorgenommen

worden ist. In Baden ist man uns, Dank dem Umstande, dass die Frau Grossherzogin dort regiert, soweit entgegengekommen, dass wir nicht nur schon längst alle Offiziers- und höheren Eisenbahnbeamten-Stellen, sondern auch die Professoren- und Lehrerstellen an Hoch- und Mittelschulen mit den uns ergebenen preussischen Landeskindern haben besetzen können. Im Südosten haben wir unseren getreuen Minister v. Lutz und jetzt den katholischen Klerus für uns und das noch immer zu selbständige Württemberg rennt wie der Stier auf einen rothen Fetzen, auf Alles los, was man mit dem Reichsstempel versehen kann. Euer . . . . fragen, was ich von den Bestrebungen der Sozialdemokraten und der römischen Kurie halte. Nun, die ersteren fürchte ich gar nicht mehr. Ich habe die Führer derselben im deutschen Reichs-Plauderstübchen, dem Reichstage, kennen gelernt und gefunden, dass dieselben mehr oder weniger gemüthliche Bourgeois geworden sind; sie gehören höchstens noch zu den Hunden, die zwar bellen, aber nicht beissen. Sie haben den Massen so lange gepredigt, dass man auf dem Wege der friedlichen Reform ihre Ideale erreichen werde, dass sie es jetzt selbst glauben und damit sind sie für uns in der Rumpelkammer, in der Abtheilung „für Idealisten“, untergebracht. Diese Leute werden nie auf eine Barrikade steigen und deren Geschwätz können wir uns verbitten, wenn es je zu stark werden sollte. Mit Rom dagegen, das wir vorerst noch nicht entbehren können, so lange noch ein Funke von sogenannter Aufklärung unter den Massen glimmt, müssen wir sehr vorsichtig verfahren. Ich für meine Person werde mich hüten, mir noch einmal die Finger zu verbrennen, aber meinem Nachfolger wird der Kulturkampf nicht erspart bleiben; denn Rom muss aus unserem preussischen Staatsgebäude hinaus auf's Weltpflaster geworfen werden. Aber die preussische Nationalkirche wird erst der letzte Edelstein sein können, welchen wir in die preussische Kaiserkrone einfügen dürfen. Ich bekenne es ehrlich, dass die künstliche Züchtung des Altkatholizismus, die ganze „Döllingeriade“ und meine „Kultur-Falkenzucht“ staatsmännische Jugendstreiche von mir waren. Die

Schwarzen rühre ich nicht mehr an; dagegen bin ich gerade jetzt in der Ausarbeitung eines Feldzugsplanes gegen diese gefährliche Gesellschaft begriffen, der vielleicht einst meinem Sohne als Wegweiser im Kampfe gegen dieselbe dienen kann." Bismarck schloss diese „Bekenntnisse einer schönen Seele" mit den Worten: „Euer .... sehen also, dass wir nicht mehr so sehr weit von dem soliden russischen Zustande entfernt sind, wie es den Anschein hat. Sie können sich allerdings Ihrer Polen auf dem Verwaltungswege und nach Sibirien entledigen, aber wenn wir nur 'mal erst die Konstitution los sind, dann werden wir für unsere Polen, Juden und Sozialisten auch ein Kamerun oder sonst „eene schöne Jejend" als Altersasyl herrichten!"

---

§ 4. *Beobachtung einer wohlwollenden Neutralität bei kriegerischen Konflikten eines der Kontrahenten mit anderen Mächten* und zu diesem Zwecke Festsetzung der

§ 5. *Grundzüge der fernerhin zu befolgenden preussisch-russischen Politik.*

Art. 1.

Dem Ueberhandnehmen des revolutionären Elementes (namentlich im Westen und im Süden Europas) gegenüber, sowie auch in Anbetracht der handelspolitischen Konkurrenz der nordamerikanischen Staaten, *sind in Europa nur noch die beiden engverbündeten Kaiserreiche als Grossmächte existenzberechtigt. Alle übrigen europäischen Staaten sind entweder direkt zu unterwerfen oder doch zu Kleinstaaten herabzudrücken.*

Wenn die Verhandlungen bis hierher in solcher Uebereinstimmung geführt wurden, dass dazu kaum so lange Zeit nöthig gewesen war, als man braucht, um diese Mittheilungen niederzuschreiben, so wurde

über die nachfolgenden Detailfragen öfters lange disputirt, namentlich Bismarck feilschte und marktete mit bewährter Zähigkeit. Insbesondere war es die Theilung der österreichischen Beute, welche die Verhandlungen fast zum Scheitern gebracht hätte, da Bismarck ganz Ungarn und Siebenbürgen für Preussen verlangte. Man einigte sich schliesslich dahin, zunächst eine Grenze zu vereinbaren, welche die Interessensphäre der beiden Verbündeten in Europa zu scheiden habe.

Art. 2.

Die Grenze zwischen dem grosspreussischen und dem panslavistischen Kaiserreiche bleibt da unverändert, wo heute die Grenze zwischen Deutschland und Russland hinläuft. In südlicher Richtung davon fallen Böhmen und Mähren an Preussen, Galizien und Siebenbürgen an Russland. Für die Erledigung der ungarischen Frage gab die Erwägung schliesslich den Ausschlag, dass die nicht zu unterschätzende Widerstandskraft der streitbaren Ungarn am nachhaltigsten dadurch werde lahmgelegt werden können, wenn man dieses Land (wie einst auch Polen) mitten hindurch theile. Diese Grenze würde ungefähr wie folgt zu ziehen sein: Von der heutigen ungarisch-galizischen Grenze bei Bartfeld in südlicher Richtung bis zur Latorcza-Mündung, Theissfluss bis zur Hernad-Mündung und südlich Erlau und dem Matra-Gebirge bis Waitzen, Donau (wobei Ofen preussisch, Pest russisch) bis zur Save-Mündung, heutige österreichisch-serbische Grenze, Drina bis Fotscha und eine Linie über Newesinie an die Narenta. Das südöstlich dieses Flusses liegende dalmatinische Gebiet (incl. Ragusa) soll an Montenegro fallen.

Russland sollte östlich dieser Linie und Preussen westlich derselben völlig freie Hand für Territorial-Erwerbungen auf dem europäischen Kontinent garantirt sein. Das skandinavische Reich sowie Dänemark sollten als neutrale Staaten erhalten bleiben, letzteres sollte aber die jütländische Halbinsel an Preussen abtreten müssen, dagegen die grossen Inseln, welche Bismarck zuerst auch verlangte, behalten dürfen.

Art. 3.

Ein *Operationsplan,* welcher nothwendig erachtet wurde, damit man sich nicht entgegen, sondern in die Hand arbeite, wurde von Bismarck in einem bereits fertig ausgearbeiteten Entwurfe vorgelegt. Der Vertreter Russland's nahm denselben im Prinzip an und es wurden nur noch die durch die vorher vereinbarte Grenzlinie nothwendig gewordenen kleineren Aenderungen daran vorgenommen; er enthielt ungefähr nachstehende Verabredungen:

Ein allgemeiner europäischer Krieg sollte thunlichst vermieden werden, da dies für die beiden Kaisermächte schon wegen der dann sicherlich im Inneren zu befürchtenden Unruhen einem Vabanque-Spiele nahe kommen würde. Aus diesem Grunde wurde es als vorerst nicht opportun bezeichnet, die Entscheidung auf der Balkanhalbinsel zu brüskiren oder sonstwie Oesterreich vor den Kopf zu stossen. Gegen diese scheinbare Protegirung Oesterreich's durch Preussen wird Russland in ähnlicher Weise Frankreich in Bezug auf seine Bundesgenossenschaft in einem französisch-preussischen Kriege zu täuschen suchen.

Das höchsteigene Interesse der beiden Monarchien liegt zunächst darin, Frankreich — seit 1789 unverbesserlicher Brutherd aller Revolutionen und das Hoffnungsland aller Freigeister und Empörer „wider göttliche und menschliche Ordnung“ — als selbständigen Staat aus der Karte Europa's verschwinden und durch Grosspreussen annektiren zu lassen. Da aber Russland eine zu grosse Schwächung Preussens durch einen Krieg auf's Messer mit Frankreich nicht wünschen kann, wegen der später zu erwartenden Hülfe gegen Oesterreich, so würde Russland nöthigenfalls Preussen unterstützen.

Nach der Niederwerfung Frankreichs wird Preussen seine Streitkräfte baldigst ergänzen und durch die französischen neuorganisirten Truppen verstärken. Russland wird sodann in die Balkanhalbinsel und Preussen nach Oesterreich vorrücken, sofern letzteres sich Russlands Vorgehen widersetzen sollte. Wenn Oesterreich jedoch Russland die Occupation der Balkanländer gestattet hat, so wird Russland trotzdem mit Preussen gemeinsam zur Theilung Oesterreichs schreiten.

Als kleinere selbständige Unternehmungen der beiden Grossmächte auf dem europäischen Kontinent werden betrachtet: Vergrösserung von Montenegro und von Griechenland, aber mit Stellung unter russische Suzeränität.

Annexion der Niederlande und der Schweiz durch Preussen, welches den südlich des Gotthard gelegenen Theil der letzteren, sowie ausserdem Nizza und Savoyen an Italien abtritt, gegen Heeresfolge Italiens in den Kriegen Preussens.

Art. 4.

Die England gegenüber einzuschlagende Politik der beiden Kaisermächte.

Der Vertreter Russlands verlangte hier einen gleichzeitigen bewaffneten Einfall Preussens in England, während es selbst in Indien einrückt. Bismarck setzte jedoch der in verschiedener Form wiederholten Zumuthung, dass Preussen England ohne Weiteres direkt entgegentreten solle, ein entschiedenes „non possumus" entgegen und zwar aus Rücksichten auf die verwandtschaftlichen Sympathien der beiden Herrscherhäuser; Rücksichten, welche dadurch um so schwerer in die Waagschale fallen mussten, als Russland analoge Gründe für seinen Widerstand gegen die Einverleibung von ganz Dänemark in Preussen geltend gemacht hatte. Man einigte sich schliesslich dahin, dass in dem wegen des Besitzes von Indien bevorstehenden englisch-russischen Kriege Preussen gegenüber Russland eine wohlwollende Neutralität bewahren werde, sofern sich England dazu herbeilasse, an Preussen seine Mittelmeer- und seine afrikanischen Flottenstationen und Kolonien abzutreten. Nur dann, wenn England sich weigern sollte, auf diese preussischen Wünsche einzugehen, werde letzteres mit Russland cooperiren, und zwar in der Weise, dass es ein Heer auf dem Boden des Dreiinselreiches selbst landen lasse. Schottland und England sollten bis nach Beendigung des ganzen Krieges durch das preussische Heer occupirt bleiben, während Irland zum selbständigen Staate erklärt werden solle mit dem Papst als Staatsoberhaupt, da derselbe auf diese Weise am leichtesten vom eu-

ropäischen Kontinent zu evacuiren sein werde. Nach dem vorliegenden, von militärischen Autoritäten ausgearbeiteten Gutachten, weise eine Landung mehrerer preussischer Armeecorps in Grossbritannien keine unüberwindlichen Schwierigkeiten auf, namentlich in Anbetracht der bedeutenden Vermehrung der maritimen Streitkräfte Preussens nach der Annexion der französischen, österreichischen und niederländischen Flotte. Bezüglich der letzteren bemerkte Bismarck, dass er „aus den jetzt so faulen Mynheers wohl bald wieder seetüchtige Theerjacken gemacht haben werde, wenn man dieselben einmal ein paar Jahre lang preussische Tauenden habe verkosten lassen!“ Nach vollbrachter Landung sei die Niederwerfung der englischen Streitkräfte, welche theils aus einem schlechten Söldnerheere und theils aus keineswegs feldtüchtigen Milizen bestehen, nur noch ein Rechenexempel hinsichtlich der Zahl der zu landenden Truppen im Verhältniss zu der Grösse des zu besetzenden Territoriums. Bismarck bemerkte noch lachend: „Dies dürfte wohl von all' unseren Feldzügen derjenige werden, in welchem das Gewicht der Gefallenen nicht mit dem Gewicht der verschossenen Kugeln, sondern mit dem Dreifachen der requirirten Sovereigns aufgewogen werden würde. Das seit Jahrhunderten angefüllte englische Hamsternest wird bei gründlicher Ausnahme wenigstens unsere Kriegskosten weitaus decken. Auch schadet es unserer Armee nichts, wenn sie sich in den Quartieren der reichen Lords and Gentlemen wieder einmal herausfrisst.“ Der Bruder Russe meinte, dass er in Indien auch kein schlechtes Geschäft machen werde.

Art. 5.

Ein Abkommen über die *Vertheilung der zu erwerbenden Flottenstationen und Kolonien* wurde sehr rasch erledigt, da sich die beiderseitigen Interessen hier nirgends kreuzten. Im Allgemeinen wurde Russland der ungeschmälerte Besitz des ganzen asiatischen sowie Preussen der des ganzen afrikanischen Festlandes zugestanden. Als neutrale Grenzzone wurden Suezkanal und rothes Meer bezeichnet mit der Verpflichtung, die Kosten der Unterhaltung des ersteren zu gleichen Theilen zu tragen und durch eine preussisch-russische Kommission das Nähere hierüber vereinbaren zu lassen. Ausserdem sollten Australien als preussisches und Nordamerika als russisches Eroberungsfeld reservirt bleiben.

Folgen der Verwirklichung
des
preussisch-russischen Allianz-Vertrages.

Für jeden politisch Einsichtigen muss es zweifellos feststehen, dass die Verwirklichung des vorstehend mitgetheilten geheimen preussisch-russischen Vertrages Europa geradezu *asiatischen* Zuständen entgegenführen würde. Sehen wir einmal zu, was die einzelnen Staaten von dieser „unheiligen" Allianz zu erwarten haben:

Oesterreich wird von Bismarck auf das Schmählichste an der Nase umhergeführt; dies muss schon an und für sich jedem halbwegs Vernünftigen, der nicht durch die schwarzen Gläser einer Hofstaats-Brille sieht, völlig klar sein. Aber auch der Dümmste (Hofleute natürlich ausgenommen) wird keine Zweifel mehr darüber hegen können, wenn er unsere Enthüllungen mit den *Thatsachen* vergleicht. Da sträubt man sich z. B. von Seite Bismarck's dagegen, die „sogenannte" Allianz (sic!) der beiden Kaiser durch Vertrag zwischen den beiden *Regierungen* festzustellen, weil man sich dadurch wohl weniger gebunden glaubt. (Im Nothfalle wird man es zwar auch dem Scheine nach thun, denn Preussen wird die Verträge heute so wenig respektiren als die Autorität des deutschen Bundes anno 1866 und als es sein Bundesgenosse, der Russe, heute thut.) Wie lange wird man in Oesterreich noch so

verblendet sein, folgenschwere Verträge durch das Staatsoberhaupt *persönlich* abschliessen zu lassen und noch dazu mit dem Souverain eines solch geriebenen Diplomaten wie Bismarck einer ist?! Will man denn mit Gewalt einen Auflösungsprozess des vielleicht noch auf viele Jahrhunderte hinaus lebensfähigen österreichischen Staates herbeiführen? Wenn Oesterreich sich in fatalistischer Weise die Fluth bis an den Hals heranwachsen lässt, bethört durch den Sirenengesang jenes Mannes, dessen „Aufrichtigkeit die feinste Heuchelei“ ist, dann wird es ihm bald wie dem „kranken Mann“ ergehen — es wird zerstückelt, getheilt, von den beiden Kolossen zerquetscht werden und wenn es die heldenmüthigsten Kämpfe um seine Unabhängigkeit führen wird! Armes, schönes Oesterreich, auch du bist dann unrettbar der Herrschaft der Halb-Barbaren von der Spree und der Ganz-Barbaren von der Newa verfallen!

Frankreich wird von Russland nicht minder perfid behandelt als Oesterreich von Bismarck! Mehr wie nur ein Mal hat der Zar dem König von Preussen die Versicherung gegeben, „dass sich der Kaiser aller Russen nie und nimmer dazu herablassen werde, „ „mit der Sansculotten-Nation“ “*) ein Bündniss zu schliessen.“ Angesichts solcher und ähnlicher Ausflüsse der Antipathie des russischen Autokraten gegen die französische Republik, welche den französischen Diplomaten doch unmöglich ein Geheimniss sein können, kann man die Thatsache, dass sich die französische Diplomatie noch immer soweit erniedrigt, um die

*) Wörtlicher Ausdruck des Zaren!

Allianz des russischen Zaren zu betteln, nur mit dem Satze sich nothdürftig erklären: „Quos Deus perdere vult, prius dementat.“ Dem unbefangenen Beobachter muss es fast unbegreiflich vorkommen, dass die französischen Staatsmänner es nicht einsehen wollen, wie Frankreich sich selbst auf einen schriftlich stipulirten Staatsvertrag mit Russland für den Fall eines französisch-preussischen Krieges keineswegs verlassen darf, denn nicht nur wird der russische Autokrat der französischen Republik niemals gegen die preussische nahezu absolute Monarchie beistehen (par „nobile“ fratrum!), sondern Russland wird sich, wie alle anderen orientalischen Barbarenstaaten, keineswegs durch einen Vertrag für gebunden halten, namentlich wenn es schon bei Abschliessung desselben die Absicht hegte, denselben nicht zu halten. Was könnte es denn Frankreich nützen, wenn es, im Vertrauen auf die versprochene russische Hülfe, mit Preussen in einen Krieg sich einlassen würde und eben gerade *im entscheidenden Momente* von Russland unter irgend einem Vorwande im Stiche gelassen werden würde, besonders wenn vielleicht Russland seinen Verbündeten in Berlin von der *blos fingirten* französischen Allianz schon vorher unterrichtet hätte?

Fragen wir uns einmal als gänzlich vorurtheilsfreie Republikaner von reinfranzösischem Standpunkte aus, welche prinzipiellen Interessen die französische Politik heute vernünftiger Weise in's Auge fassen darf? Da zeigen sich manche Ziele, die, an und für sich erstrebenswerth, viel zu schroff aufgefasst werden.

Die Einen meinen, Frankreich solle sich *ausschliess-*

lich dem inneren Ausbau der Republik zuwenden und sich weder in Europa noch anderwärts in Händel einlassen. Diese Meinung ist recht gut und schön, aber auch ausschliesslich dem philisterhaften Standpunkte des engherzigen Bourgeois entsprossen, dessen einziges Bestreben darin gipfelt, möglichst viel zu erwerben, um dann das Erworbene in stiller Ruhe und Beschaulichkeit — zu verfressen und zu versaufen. Man kann das Eine thun und trotzdem alles Andere nicht lassen; man kann dem inneren, namentlich dem sozialen Ausbau der grossen Republik alle Sorgfalt widmen, aber deshalb braucht man eine erbärmliche und feige Anschauungsweise nicht zum leitenden Prinzip zu machen. Die im Kerne wirklich gross denkende Nation hat auch jene Philister bis heute nicht aufkommen lassen. Die überwiegende Mehrzahl des französischen Volkes hat das Wort des deutschen Dichters — ihres grossen Ehrenbürgers Schiller — recht wohl in sich aufgenommen, das da lautet: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“ Ja, Frankreich *soll* und *muss* danach streben, seine Grossmachtstellung und die verlorenen Provinzen wieder zu gewinnen! Aber auf welchem Wege ist dies Ziel zu erreichen? Keinesfalls auf dem, sich zu isoliren und den unnatürlichsten Bundesgenossen zu gewinnen, den die stolze Jungfrau — die République Française — überhaupt nur finden kann, den russischen Despoten! Ganz von der oben geschilderten und bewiesenen Falschheit und Unzuverlässigkeit der Russen abgesehen, würde eine wirklich ehrlich durchgeführte russische Allianz Frankreich im Kriege gegen Preussen nur sehr

wenig nützen, denn entweder werden Oesterreich und die Balkanvölker so gescheidt sein, über das gegen Preussen engagirte Russland herzufallen oder alle übrigen Staaten bleiben neutral (unwahrscheinlichster Fall, den Frankreich aber glaubt, herbeiführen oder doch abwarten zu können) und Preussen muss gegen Westen und Osten Front machen und in diesem Falle ist Folgendes zu beachten:

1. verfügt Russland zwar über eine grosse Armee, die auch heute mehr im Westen konzentrirt ist, als früher, aber die schon im letztvergangenen Kriege den Türken kaum gewachsene Armee ist heute keineswegs besser, sondern im Gegentheile schlechter als damals geworden. Wenn also der Zar gegen seinen leiblichen und Geistes-Verwandten, den preussischen Autokraten, jemals losgehen wollte, so würden die halbbarbarischen russischen Horden heute noch viel rascher als s. Z. bei Plewna vor den preussischen Festungen und von wenigen Divisionen und Landsturmtruppen — zu Kadaverhaufen verarbeitet werden.

2. Der Ausgang eines Krieges lässt sich nie aus der Ziffer der in's Feld gestellten Truppen vorausberechnen.

3. Frankreich hat es leider nur zu sehr erfahren, dass man auf keine Illusionen von der „schlechten Qualität eines Feindes“ wie das preussische Heer Kriegspläne bauen darf. Welch' traurige Folgen würde ein neuer Sieg des preussischen Despotenthums über die französische Republik haben?

Frankreich *darf unter gar keiner Bedingung* mehr in einem erneuerten französisch-preussischen Kriege

geschlagen werden, deshalb sollte es Verbündete zu gewinnen suchen, deren Hülfe einen reellen Werth hat und nicht um die Allianz eines Staates buhlen, der *selbst zu ohnmächtig* ist, um eine wirksame Unterstützung leisten zu können und durch dessen Bundesgenossenschaft sich die edle französische Republik nicht nur *isoliren*, sondern, was noch schlimmer, auch *entehren* würde.

Nicht mit jenem verlotterten asiatischen Despotenthum an der Newa, sondern mit gebildeten europäischen Staaten muss sich Frankreich verbinden, anstatt sich aus Ungeschick seiner Diplomaten oder in Folge der Intriguen Bismarcks wegen Lappalien mit denselben zu entzweien. Man sollte in Frankreich unentwegt das oben skizzirte Hauptziel vor Augen haben und nicht im Interesse einiger Börsenjobber (welche vielleicht indirekt von Bismarck geleitet werden) seine Streitkräfte in abenteuerlichen Expeditionen à la Tonkin verzetteln oder im Interesse eben solcher Geldmenschen sich mit England wegen der egyptischen Finanzen überwerfen. Auch den preussisch-russischen Einfluss in Konstantinopel sollte man durch einen französisch-englisch-österreichischen unterdrücken.

In *England* wissen es wenigstens die weitblickenderen Politiker, dass sein höchstes Lebensinteresse auf einer Veränderung der europäischen Schwerpunktslage basirt. Sowohl Russland als Grosspreussen thun ihr Möglichstes, um Englands Weltmachtstellung zu untergraben. Auch in England (wo die Strategen allerdings schon längst ausgestorben zu sein scheinen) sollte man sich heute des alten Satzes erinnern; „Man kann nur

einen Kriegszweck auf einmal verfolgen!“ Man sollte sich nicht so hoch über Alles erhaben auf der Kommandobrücke des Staatsschiffes fühlen, wenn man fortwährend Leute am Steuer hat,. die abwechselnd die Klippen am Sudan, am Balkan und wer weiss wo sonst noch ansegeln. Die früher sonst so scharf blickenden englischen Staatsmänner scheinen durch die häuslichen Katzbalgereien zwischen den Parteien vollkommen den Kurs verloren zu haben. Man sollte meinen, dass es in England heute keinen Politiker mehr geben könne, der nicht einsieht, welchen Gefahren man entgegentreibt, und der nicht wüsste, dass England heute nur *ein* Ziel vor Augen haben muss und das ist die **völlige Niederschmetterung Russlands!** Es ist höchste Zeit, endlich mit den Russen endgültig abzurechnen. Was hat es den Russen möglich gemacht, dass sie England in Asien so nahe auf den Hals rücken konnten? Nichts Anderes, als das ewige „sich auf der Defensive halten“ der Engländer. Heute kann nur noch energisches Drauflosgehen helfen. Indien und alle maritimen und kolonialen Interessen Englands stehen auf dem Spiele; sie müssen aber nicht in Afghanistan, sondern in Europa — auf dem Terrain des europäischen Russlands vertheidigt werden. Dazu bedarf England aber der Verbündeten und einer Aufraffung aus der — Altenglands unwürdigen — Lethargie in Bezug auf die gründlichste und baldigste Reformirung seiner Wehrverhältnisse. Die Erörterung der Wehrreform würde hier aus naheliegenden Gründen nicht am Platze sein, hoffen wir, dass England dieselbe an die Hand nimmt, ehe es *zu spät* dazu ist. Was die England nöthigen Allianzen betrifft, so kommt

vor Allen der grosspreussische Staat vorweg in Wegfall, als Intimus Russlands, geschworener Feind des englischen freisinnigen Konstitutionalismus und last not least als „kleiner Gernegross“ zur See. Die natürlichsten Verbündeten Englands sind Oesterreich, die Türkei und die kleineren Balkanstaaten. Ob die einzelnen Balkanstaaten souverän, suzerän oder von der Türkei wieder oder von Oesterreich annektirt werden, kann Eugland ziemlich gleichgültig sein; dagegen hat es ein hohes Interesse daran, dass Russland nicht nur *nie* über die Donau gelange, sondern dass es sogar von sämmtlichen Küsten des schwarzen Meeres wieder abgedrängt werde. Gelingt es im anderen Fall Russland, sich die Balkanhalbinsel zu unterwerfen, was heute eher als je möglich ist, so wird es sein ohnehin schon bedeutendes Ansehen in einer solchen Weise bei den asiatischen Völkern derart vermehren, dass es mit grosser Wahrscheinlichkeit des Erfolges seine Hand nach Indien ausstrecken darf. Da nun England nur ein indirektes Interesse an dem Schicksale der Balkanhalbinsel hat, dagegen gar keine Absichten auf Territorialerwerbungen daselbst, so ist es der uneigennützigste Verbündete, welchen Oesterreich und die Balkanvölker finden können. Welch' werthvoller Verbündeter Frankreich für England in einem Kriege gegen Russland ist, das dürfte den Engländern doch noch recht wohl aus dem Krimkriege her erinnerlich sein!

Selbst *der Papst* dürfte, wie aus den Enthüllungen hervorgeht, hohes Interesse daran haben, seinen nicht zu unterschätzenden Einfluss gegen Russland

und Grosspreussen geltend zu machen. Bei Russland beweisen es heute schon täglich die Thatsachen, dass das orthodoxe Russenthum noch viel eifriger bestrebt ist, das römisch-katholische Christenthum auszurotten als selbst das Judenthum und den Islam. Während Russland die polnischen Katholiken (und theilweise auch die Juden) ärger verfolgt als einst die spanische Inquisition die Ketzer, hat es den Islam nur einstweilen auf den „Aussterbe-Etat" gesetzt, ja es schmeichelt ihm in Asien sogar, weil es seiner Hülfe noch bedarf, um ihn in Indien gegen England ausspielen zu können. In ganz dasselbe Verhältniss, wie sich der russische Despot zu den Muhamedanern gestellt, hat, und auch ganz aus denselben Gründen hat sich Bismarck (allerdings erst nach seiner „Kulturkampf-Niederlage") zu der römischen Kurie gestellt. Wird das Papstthum so naiv sein und über den offiziellen Freundschaftsbezeugungen Bismarck's die Faust übersehen, die er nothgedrungen nur in der Tasche macht? Wir glauben dies nicht und sind deshalb überzeugt davon, dass sich das Papstthum, wenn auch vielleicht nicht offiziell, im entscheidenden Momente einer europäischen Koalition gegen die ärgsten Todfeinde der katholischen Kirche, das orthodoxe Russenthum und die immer noch geplante lutherische grosspreussische Nationalkirche, anschliessen wird.

Wenn wir die mit grösster Sicherheit zu erwartenden Folgen einer Verwirklichung des preussisch-russischen Allianzvertrages nochmals überschauen, so gelangen wir zu dem Resultat, dass nur eine **europäische Koalition, welche gegen dieses Despotenbündniss**

gerichtet ist, die europäische Civilisation noch zu retten vermag.

Für *Oesterreich* gibt es, wie wir soeben gesehen, nur *einen* Weg, wenn es nicht über kurz oder lang zur preussisch-russischen Beute werden will, — nämlich ein schleunigst abzuschliessendes Bündniss mit England, Frankreich und der Türkei.

Aber auch *Frankreich* wird aus seiner Isolirung am raschesten und sichersten herauskommen können, wenn es sich mit Oesterreich und England verbündet. Ein Bündniss mit dem russischen Despoten wird ihm nicht viel nützen, es dagegen nur um so mehr isoliren, und ein Anschluss an Preussen dürfte denn doch auch dem blindesten unter den kurzsichtigen französischen Diplomaten zu absurd vorkommen. Nur wenn sich Frankreich bei der einzig möglichen Lösung der orientalischen Frage — der Niederwerfung Russlands — als werthvoller Alliirter Englands und Oesterreichs wiederum bewährt hat, darf es hoffen, dass schon der moralische Druck, welchen die Koalition auf Preussen auszuüben vermag, letzteres veranlassen dürfte, seinen Länderraub wieder herauszugeben (eventuell gegen eine Kompensation in Holland). Im äussersten Falle wird es, nachdem Russland zu Boden geworfen ist, einer europäischen Koalition auch mit Waffengewalt viel eher gelingen, das nun isolirte Preussen zur Rücksichtnahme auf seinen westlichen Nachbarn zu zwingen, als es für Frankreich allein möglich ist, welches — selbst den unnatürlichen Bund mit Russland als perfekt angenommen — heute immerhin dem grossen Militärstaate gegenüber Vabanque spielen

würde. Dies *darf* aber Frankreich in seinem eigenen, wie im Interesse der Civilisation nicht thun!

Da für *England* die endgültige völlige Zertrümmerung des Zarenreiches zur Lebensfrage geworden ist, so ist es klar, dass es Alles aufbieten muss, um sich mit den Feinden des Moskowiterthums zu gemeinsamer Aktion zu vereinigen; denn allein ist es dazu nicht stark genug.

Was die schon halb in den Klauen Russlands befindliche *Türkei* und die kleineren *Balkanstaaten* anbelangt, so ist es gar keine Frage, dass sie das allerhöchste Interesse an einer antirussischen Allianz haben müssen. Es würde eine geradezu selbstmörderische Thorheit sein, wenn die Türkei sich dem preussisch-russischen Einflusse ergeben und wenn sie nicht die günstige Gelegenheit ergreifen würde, den Russen ein neues Plewna, aber in verbesserter Auflage, zu bereiten.

Da ein, wenn auch nicht sehr starker Freund immerhin noch besser ist als ein offener oder geheimer Feind, so sollte die Koalition der antirussischen europäischen Grossmächte auch die kleineren Staaten zum Beitritte zu bewegen suchen. Namentlich *Italien*, das besonders seit seiner Heeresreorganisation von Preussen eifrigst umworben wird, könnte während des orientalischen Krieges den Versuch machen, an Frankreich oder an Oesterreich „Grenzregulirungen" vornehmen zu wollen, was immerhin zur Detaschirung französischer oder österreichischer Streitkräfte führen müsste. Dies ist aber zu vermeiden, gerade weil dieser Krieg von Bismarck mit so unschuldsvoller Miene

schon längst für alle Eventualitäten in Aussicht genommen worden ist.

Auch *Dänemark* und *Griechenland,* welche geneigt sein könnten, sich auf Seite Russlands zu schlagen, wenn auch vielleicht nur unter dem Deckmantel der „Neutralität", müssten, ebenso wie Italien, angegangen und nöthigenfalls gezwungen werden, der Koalition beizutreten. Ein diesbezügliches „ernstes Wort", welches die englische Flotte à la Alexandrien oder die österreichische à la Lissa en passant mit diesen Staaten reden würde, dürfte kaum ohne die gewünschte Wirkung bleiben.

Schweden dürfte wohl nicht lange zu bitten sein, sich zur Wiedereroberung Finnlands bereit zu halten.

Leitende Gesichtspunkte für die Politik der Koalition.

Angesichts der im vorhergegangenen Kapitel auseinandergesetzten Bedrohung fast aller civilisirten Staaten Europa's durch das bismarckisch-russische Komplott gegen Alle, werden die dagegen durch eine europäische antirussische Koalition sich schützenden Staaten sich in der zu befolgenden Politik im Allgemeinen nach nachstehenden Gesichtspunkten zu richten haben:

Nach allgemein vollendeter Rüstung wird Russland aus der Reihe der civilisirten Staaten ausgeschlossen, da sich der Zar nicht wie ein europäischer gesitteter Fürst, sondern wie ein Mongolen-Chan geberdet und zwar nicht nur gegen seine eigenen Unterthanen als Despot schlimmster Sorte wüthend, sondern auch gegen das Völkerrecht, wie ein richtiger Banditenhäuptling, fortwährend und absichtlich verstossend. Unmittelbar nach Mobilisirung der Heere der Balkanstaaten werden die auf der Balkanhalbinsel in völkerrechtswidriger Weise intriguirenden russischen Agenten arretirt und als Banditen sofort aufgeknüpft, überall der Zar, als Auftraggeber, in effigie daneben.

Der nach Bulgarien zurückberufene Battenberger wird veranlasst, mit Zustimmung der Koalitionsmächte (Bismarck wird nicht mehr gefragt, sondern einfach

ignorirt), auf die ihm seinerzeit vom Zaren zugegangene, im Style eines Rinaldo-Rinaldini abgefasste Depesche, jenem nachträglich eine *passende* Antwort zu schicken, etwa wie sie weiland Kaiser Heinrich dem Abgesandten der Hunnen geben liess,*) nachdem er gerüstet war, denselben die Stirn zu bieten. Für Bekanntmachung all' dieser Demüthigungen, namentlich in Asien, muss bestens gesorgt werden, so dass der Zar genöthigt ist, wenn er nicht alles Ansehen bei seinem Volke verlieren will, in Bulgarien einzurücken.

Die Balkanvölker müssen schon jetzt in einer Weise bearbeitet werden, dass sie den Krieg gegen Russland bis auf's Messer zu führen bereit sind. Es ist so viel von dem „Rubel auf Reisen" in Bulgarien die Rede, dass man sich wirklich wundern muss, warum man Seitens Englands nicht mit der gleichen Waffe kämpft. Man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, dass es England hierin wohl länger aushalten kann, als das auch finanzwirthschaftlich verlotterte Zarenthum. Ueberdies sollte man meinen, dass der „rollende Sovereign" (à 25 Francs) den russischen Rubel (à 4 Francs) übertrumpfen müsste. Also heraus, ihr Sovereigns, und auf nach dem Balkan!

Die kleineren Balkanvölker sind recht wohl im Stande, im Verein mit der Türkei den Russen am Balkan Stand zu halten, namentlich wenn eventuell ein italienisches Hülfscorps (wenn es nicht vielleicht gegen Montenegro oder gegen Griechenland operiren muss) und die österreichisch-türkisch-italienische Flotte

---

*) Bekanntlich liess derselbe dem Tribut fordernden Gesandten einen räudigen Hund vor die Füsse werfen.

inzwischen vom schwarzen Meere und der Donau aus mitwirken. Das österreichische Heer wird den Russen in Flanke und Rücken fallen, nachdem sie die Donau passirt haben, um das russische Heer womöglich bis auf den letzten Mann zu vernichten. Die Hafenstädte an der Küste des schwarzen Meeres, sowie die russische Flotte werden inzwischen von der vereinigten Flotte genommen.

Die englische und die französische Flotte, sowie ein englisches Landungscorps und die Schweden manöveriren auf Petersburg. Gleichzeitig erfolgt ein Aufruf an die baltischen und an die polnischen Provinzen Russlands und an die Kaukasusvölker, sich zu erheben, um ihre Unabhängigkeit erkämpfen zu helfen. Als Reserve, um eine Einmischung Bismarcks zu verhindern, sind immer noch das französische Landheer und englische und französische Flottenabtheilungen zur Verfügung; auch Oesterreich kann zu diesem Zwecke noch einige Truppenkörper an der Grenze aufstellen. Vor erreichter bedingungsloser Unterwerfung des europäischen Russlands darf vertragsgemäss kein Friede abgeschlossen werden.

Bis zu gesicherter Durchführung der Friedensbedingungen occupiren die Heere der Alliirten das heutige europäische Russland, soweit eine Besetzung für zweckmässig erachtet wird.

Die den Russen auferlegten Friedensbedingungen werden etwa in Folgendem zusammenzufassen sein:

Art. 1. Die Sicherung der Ruhe Europa's, welche seit der Grossmachtstellung des noch halbbarbarischen Zarenreiches fortwährend bedroht wurde, erfordert es,

dass dieses die Ehre Europa's befleckende asiatische Chanat aufgehoben werde.

Art. 2. In Ausführung des Art. 1 wird die russische Kaiserfamilie für ewige Zeiten des Thrones und der Fürstenwürde verlustig erklärt. Die bisherigen Unterthanen des Zaren sind ihrer Unterthanenpflicht entbunden. Auf die Köpfe der Mitglieder der Zarenfamilie, welche wie eine Banditenfamilie Verbrechen auf Verbrechen gehäuft hat, werden Prämien von je 10,000 Rubeln gesetzt.

Art. 3. Als Schutzwehr gegen fernere Gelüste asiatischer Barbaren auf zivilisirte europäische Länder ist die Errichtung einer europäischen Ostmark zur unabweislichen Nothwendigkeit geworden. Zu diesem Zwecke wird eine polnische Republik mit der Hauptstadt Warschau errichtet. Da die edle polnische Nation durch Unglücksfälle aller Art, namentlich aber durch russischen Meuchelmord, auf ca. 12—15 Millionen reduzirt worden ist, so wird dem polnischen Reiche eine solche Ausdehnung gegeben, dass es strategisch vertheidigungsfähige Grenzen und auch eine genügend zahlreiche Bevölkerung, um lebensfähig zu werden, erhält. Im Süden wird die Grenze deshalb von der Nord- und der halben Ostküste des schwarzen Meeres und im Osten soweit gesteckt, dass Moskau von derselben auch hinreichend beherrscht werden kann, um die Bildung eines neuen moskowitischen Zarenthums nicht aufkommen zu lassen. Im Norden grenzt Polen an die aus den russischen Ostseeprovinzen zu schaffende baltische Republik mit der Hauptstadt Riga. Zur Feststellung einer Westgrenze Polens wird eine Kommission

ernannt, welche eventuelle Abtretungen gegen Kompensation an Gebietstheilen auf Kosten solcher Staaten vorzuschlagen hat, welche sich der Koalition nicht angeschlossen haben (z. B. eventuell Dänemark, Montenegro, Griechenland etc.).

Art. 4. Der Türkei wird das asiatische Russland bis zu einer angemessenen Ostgrenze zugeschlagen, so dass das schwarze Meer zur einen Hälfte polnisch, zur anderen türkisch wird. Die weiteren Vereinbarungen über die Vertheilung des russischen Reiches bleiben England und Frankreich überlassen.

Nach Vernichtung des asiatischen Störenfrieds Europa's wird ein Kongress zur weiteren Festigung des Friedens die zwischen Frankreich und dem heutigen deutschen Reiche herrschenden Differenzen auszugleichen suchen. Wenn sich kein anderer Ausweg finden lässt, so müsste, faute de mieux, zur Erreichung des höheren Zweckes — Sicherung des europäischen Friedens — die bisher zu Recht bestandene Neutralität der Niederlande aufgehoben werden und Deutschland gestattet werden, gegen Rückgabe Elsass-Lothringens an Frankreich und gegen Erwerbung Belgiens durch das letztere, für sich Holland zu annektiren. Vielleicht würde diese einfache Lösung der *occidentalen* Frage noch erleichtert werden, wenn England mit einem Theile der holländischen Kolonien abgefunden werden könnte.

Der Schlussstein, welcher dieses europäische Friedenswerk zu krönen hätte, müsste die *allgemeine Abrüstung* sein, über welche nunmehr eine Einigung unschwer zu erzielen sein dürfte.

Schlusswort.

„Wer würde Bismark eine derartige Hinterlist zutrauen, ihm, dem „ehrlichen Makler“, ihm, der stets mit offenen Karten spielt, wie er es ja selbst gesagt hat; es ist unmöglich, dass es mit dem geheimen Vertrag seine Richtigkeit habe — — —“ u. s. w., hören wir den Philister (auch unter den Diplomaten gibt es naïve Philister!) ausrufen. Nun, wer unsere Enthüllungen nicht für baare Münze nehmen will, der lasse es eben bleiben, qui vivra verra! Die Diplomaten der „alten Schule“ pflegten ihre Ränke in die Maske des Geheimnissvollen zu kleiden, Bismarck dagegen hat herausgefunden, und er hat hierin Recht, dass dem rohen, brutalen, pommer'schen Krautjunker die Maske der Geradheit und Biederkeit besser stehe, er hat aber auch Schule gemacht und weîss recht wohl, dass „eine gewisse Art von Aufrichtigkeit die feinste Heuchelei ist“. Wehe Denjenigen, welche seinen Freundschaftsversicherungen Glauben schenken! Es ist fast unbegreiflich, wie es Bismarck gelingen konnte, die Engländer und Franzosen hintereinander zu hetzen und Oesterreich so vertrauensselig zu machen, dass es bereits Alles für baare Münze annimmt, was von Berlin kommt, ohne sich des alten Spruches zu erinnern: „timeo Danaos et dona ferentes!“

Wir hegen übrigens keineswegs grosse Hoffnungen dass unsere Enthüllungen auf fruchtbaren Boden fallen werden, das „ehrliche“ Ableugnen des „ehrlichen Maklers“ und des so sehr „verkannten Väterchens an der Newa“ werden allen Beunruhigungen die Spitze abbrechen und die Jungfrau Europa kann ruhig weiter schlummern, bewacht von zwei beutegierigen Wölfen, bis sie — vollends von denselben zerrissen und aufgefressen wird, denn:

„Quos Deus perdere vult, prius dementat!“

(Zu deutsch, frei übersetzt: Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit!)

Aus
Kaiser Friedrichs
Tagebuch.



1870—71.*)

I.

11. Juli. Thile sehr ernst, kann sich kaum helfen zwischen Ems, Varzin und Sigmaringen, um sich Instruktionen zu holen; der Erbprinz ist in den Alpen, der französische Geschäftsträger Lesourd sagt in Gegenwart des österreichischen zum spanischen Gesandten, er werde abreisen, da Niemand zum Verhandeln da sei.

12. Juli. Bismarck will kommen, Gortschakow und Reuß kommen an.

13. Juli. Unterredung mit Bismarck, der am 12-ten spät aus Madrid die Nachricht vom Verzicht des Erbprinzen erhielt, wodurch er den Frieden für versichert hält, will zurück nach Varzin, scheint überrascht durch die Wendung in Paris. Gortschakow ist auch friedlich, wenngleich er eben die Nachricht erhalten, Frankreich verlange Garantien für die Zukunft, man müsse dies abwarten, doch werde

*) Um jeden Zweifel an dem Ursprung dieser Veröffentlichung auszuschließen, bemerken wir, daß seine Majestät, der verewigte Kaiser Friedrich, das von Ihm während des französischen Feldzuges geführte Tagebuch Höchstselbst unserm Einsender mitgetheilt und daß dieser nur aus Gründen der Diskretion sich auf die nachfolgenden Auszüge aus demselben beschränkt hat, welche geeignet sind, sowohl die edle Persönlichkeit des hohen Verfassers in ihrer vollen Bedeutung hervortreten zu lassen, als einen wichtigen Beitrag zur Geschichte jener großen Zeit zu bilden. Die Redaktion der „Deutschen Rundschau."

auch dieser Punkt seine Erledigung finden. Er bewundert unser Benehmen, das des Erbprinzen und unserer Presse, er werde Sorge tragen, daß die großen europäischen Kabinete dies anerkennten. — Ich höre indeß aus Paris, Napoleon habe einem seiner ehemaligen Minister gesagt, im gegenwärtigen Augenblick seien Spaniens Angelegenheiten gleichgültig, es handle sich um den Kampf über den Besitz der Macht zwischen Preußen und Frankreich. Einige französische Blätter tadeln die Haltung der Regierung, Ollivier's Organe fordern die Ausführung des Art. V. des Prager Friedens über Nordschleswig und Auflösung der Verträge der Süddeutschen mit uns.

14. Juli. Bestätigung der kriegerischen Nachrichten.

15. Juli. Bismarck sagt mir, daß er mit Roon und Moltke dem König bis Brandenburg entgegenfahre, unterwegs trug er mit großer Klarheit und würdigem Ernst, frei von seinen sonst gewöhnlich beliebten kleinen Scherzen, seine Ansicht über den Stand unseres Verhältnisses mit Frankreich vor, so, daß mir nun klar ward, daß ein Nachgeben um des Friedens willen bereits unmöglich; Stärke und Verfassung des französischen Heeres halten er und Moltke nicht für besonders. Der König war durch unser Erscheinen überrascht, hatte aber, nachdem er Bismarck's Vortrag während der Weiterfahrt angehört, nichts Wesentliches gegen die Dringlichkeit einer zu befehlenden Mobilmachung einzuwenden. Auf dem Bahnhof Thile mit Ollivier's Rede, der König will die Mobilmachung des VII. und VIII. Armeekorps befehlen, da sicherlich die Franzosen in 24 Stunden vor Mainz sein würden, ich drang auf sofortige Mobilmachung der ganzen Armee und

Marine, weil keine Zeit zu verlieren, dies wird angenommen, was ich dem Publikum verkünde; der König umarmt mich in tiefster Bewegung, wir Beide fühlten, worum es sich handle, er besteigt mit mir den Wagen, begeisterter Empfang, ich mache den König auf die „Wacht am Rhein“ aufmerksam, in diesem Augenblicke fühlte Jeder die feierliche Bedeutung der dazu gehörigen Worte.

16. Juli. Es werden drei Armeen gebildet; ich soll die süddeutsche führen, habe also den allerschwierigsten Auftrag, mit jenen uns abholden und keineswegs in unserer Schule ausgebildeten Truppen einen so tüchtigen Gegner zu bekämpfen, wie es das französische Heer sein wird, der sich lange vorbereitet und sicherlich sogleich in Süddeutschland einfällt.

17. Juli. (Sonntag). Ergreifende Predigt von Strauß in der Potsdamer Garnisonskirche, dann Kriegsrath, mir die Süddeutschen mit dem XI. preußischen Korps, Stosch ist unabkömmlich, Blumenthal Chef meines Stabes, Gottberg Quartiermeister.

18. Juli. Allgemeine Begeisterung, Deutschland erhebt sich wie ein Mann und wird seine Einheit herstellen.

19. Juli. Ich erhalte meine offizielle Ernennung. Eröffnung des Reichtages, Fahrt mit dem König nach Charlottenburg, am Todestage von Königin Luise, wo wir längere Zeit und recht beklommenen Herzens am Grabe der Großeltern beteten; beim Hinaustreten sagte ich meinem Vater, daß ein Kampf unter solchen Umständen unternommen, gelingen müsse. Ruhiger Nachmittag mit Frau und Kindern.

20. Juli. Zu Moltke, der räth, noch nicht nach Süden

zu gehen, Bismarck dagegen räth sofort und en clair den süddeutschen Fürsten meine bevorstehende Ankunft behufs persönlicher Meldung telegraphisch anzuzeigen, weil der Eindruck vorzüglich sein werde, sobald als möglich solle ich dann an jene Höfe gehen, der Köuig stimmt zu, die Telegramme gehen ab.

21. Juli. Der Herzog von Koburg kommt von Fiume und bittet um Verwendung für ein Reservekorps oder in den Elbherzogthümern, eventuell in meinem Stabe.

22. Juli. Die Königin kommt, bewegt von Begeisterung am Rhein, mein Stab organisirt sich, das Bureau ist wie 1866 in meinem Palais, die meisten deutschen Fürsten kommen, ihre Dienste anzubieten.

23. Juli. Ruhe.

24. Juli. Taufe im höchsten Staat, der König ist zu ergriffen, um das Kind zu halten, ernste Feier, wer von uns wird wiederkehren? aber wir siegen! Ich bin ganz darauf gefaßt, eine Reservestellung einzunehmen, die häuptsächlich in der Flanke der Zentrumsarmee zu wirken berufen sein wird, denn große Unternehmungen werde ich schwerlich ausführen können.

25. Juli. Mit meiner Frau in der Stille am Grabe Sigismunds zum heil. Abendmahl, erfahre, daß ich morgen abreisen soll.

26. Juli. Abreise, überall begeisterter Empfang.

27. Juli. Ueber Nürnberg nach München, König Ludwig auffallend verändert, seine Schönheit hat sehr abgenommen, er hat die Vorderzähne verloren, bleich, nervös, unruhig im Sprechen, wartet die Antwort auf Fragen nicht ab, sondern stellt schon, während man antwortet, weit

andere Dinge betreffende Fragen. Er scheint aus vollem Herzen bei der nationalen Sache zu sein, allgemein wird sein rascher Entschluß gelobt, er hat ohne Bray's Wissen die ihm von Prauckh vorgelegte Mobilmachungsordre gezeichnet. Begeisterter Empfang. Zu meiner Ueberraschung ist Herzog Friedrich hier, und zwar als eben ernannter bayrischer General, ein Uebergangsstudium zur Annäherung an uns. Offener Brief, geht zunächst wieder nach Hause zur Regelung seiner Gutsverhältnisse. Usedom und Hohenlohe zweifeln nicht an Oesterreichs Neutralität trotz Beust's Zweideutigkeit. Empfang im Theater, Wallenstein's Lager. Der König meint, Schiller habe viel demokratische Tendenzen, und glaubt, daß man deshalb in Berlin nicht gern sein Denkmal aufstellen lassen will. Bei der Abreise erhalte ich einen Brief von ihm, die Selbständigkeit Bayerns möge beim Frieden gewahrt werden.

28. Juli. Stuttgart. Der König nimmt meine Meldung in steifer, dienstlicher Stellung an, die Königin freundlich, blaß, angegriffen. Suckow ist ehrlich national, Varnbühler gab sich sehr patriotisch, er habe 1867 Napoleon auf dem Bahnhof gesagt, Deutschland werde bei einem Angriff einig sein, bittet einen Abgesandten im Hauptquartier zuzulassen, schlägt Prinz Wilhelm vor oder Spitzenberg, der ja rasch zum Landwehrmajor umgestempelt werden könne. Erst gestern ist der Kanzler der französischen Gesandtschaft abgereist und ebenso Varnbühler's Sohn von Paris. Empfang der übrigen Minister, der Bürgermeister, Vertreter der nationalen Partei, die Begeisterung bei der Abreise macht mich fast verlegen, man überreicht mir ein Bouquet in norddeutschen Farben, welche Verpflichtung legt

uns diese Haltung des deutschen Volkes auf! Es wäre klug, kleine Eigenthümlichkeiten dieser Staaten zu respektiren, z. B. ihre Gesandten. Gortschakow ist nach Petersburg berufen, Rußland wird wachsam Oesterreichs Neutralität beobachten, Italien ist unsicher, hat kein Geld. Die merkwürdige Unthätigkeit der Franzosen deutet doch auf Rechenfehler.

29. Juli. Karlsruhe. Unser Hauptgedanke ist, wie man nach erkämpftem Frieden den freisinnigen Ausbau Deutschlands weiterführe.

30. Juli. Abreise nach Speyer, wo das Hauptquartier bei Pfeuffer, bayrisches Bivouak, tüchtige Soldaten, etwas schwerfällig, aber man muß das preußische Auge ablegen; im Dom fand 1867 die erste Begrüßung des Prinzen von Wales mit Prinzeß Alexandra statt.

31. Juli. Bewegter Gottesdienst, Moltke telegraphirt, ich möge, sobald die Württemberger und Badenser heran seien, am linken Ufer südwärts vorgehen und angreifen, damit ein Brückenschlag bei Lauterbrunen verhindert werde. Ich bin dazu noch nicht im Stande, aber überall fühlt man sich wieder sicher, seit die Preußen da sind.

1. August. Frage einer Armbinde als Erkennungszeichen verneint, weil die Nachahmung zu leicht. Langes befriedigendes Gespräch mit dem Herzog von Koburg und Morier, Freytag ist da; ich hoffe, daß Roggenbach auch kommt. Wir sind schlagfertig und suchen zuvorzukommen, wer konnte das erwarten? Cartwright kommt aus Italien, die Stimmung ist dort schwankend, von wem Rom am meisten zu hoffen habe. Ich habe das Vorgefühl, daß mit diesem Krieg ein Ruhepunkt im Schlachtenschlagen und

Blutvergießen eintreten muß, jetzt aber gilt mein Wahlspruch: „Mit Gott furchtlos und beharrlich vorwärts!“ Mein Hauptquartier schwillt so an, daß ich es in zwei Staffeln theilen muß, deren erste alle wirklich dienstlich Beschäftigte umfaßt.

2. August. Befehl, meine Armee zusammenzuziehen, die Bayern sind ziemlich fertig.

3. August. Abschied, letztes Bad im Rhein, Landau ganz veraltet, wahrscheinlich morgen Gefecht, heute sollte Friedrich Wilhelm's III. Standbild enthüllt werden.

4. August. Weißenburg. Unsere Leute benehmen sich, jede Terrainfalte benützend, wie bei jeder Felddienstübung im Frieden, unverhohlen entfiel auch unseren bayerischen Begleitern das Lob, ebenso für unsere Soldaten, wie für ihre Fechtart. Thor der Stadt eingeschlossen, dieselbe genommen, damit ist ein fester Platz und die Beherrschung der nach Straßburg führenden Eisenbahnen und Straßen gewonnen. Wir hatten zusammen zwei Divisionen, der Feind eine, die theilweise erst Nachts eingetroffen, aber er hatte den außerordentlichen Vortheil des Terrains. Großer Jubel, Sterbende und Schwerverwundete richteten sich mit größter Kraftanstrengung auf, um ihre Freude zu erkennen zu geben. Die Fahne des Königsregimentes ward durch den Schaft getroffen, drei Träger fielen, bis Sergeant Förster den Stürmenden voran die Höhe erreichte, ich mußte jenes glorreich hochgehaltene Siegesbanner an meine Lippen drücken. Am südlichen Abhange wurden zwei Zeltlager aus tentes d'abri mit unberührtem Mittagsessen und Mundvorrath genommen, an General Douais Leiche kroch sein Hündchen herum, die schwatzenden französischen Aerzte

wußten nichts von der Genfer Konvention, hatten auch keine Binden mit rothem Kreuz und riefen nur: „Procurez nous notre bagage". Die Turcos sind die richtigen Wilden. Quartier bei Pfarrer Schäfer in Schweighofen. Französische Soldaten sagen mir: „Ah, vos soldats Prussiens se battent admirablement".

5. August. Marsch nach Frankreich, wohlhabende Ortschaften, verlassen, Furcht vor deutschen Menschenfressern, der grauenvolle Anblick des Schlachtfeldes wird immer entsetzlicher, überall Spuren eiligen Rückzuges, Roggenbach kommt als badischer Landwehrmajor. Ein auf dem Bahnhof gefundenes Telegraphenbuch gibt wichtige Aufschlüsse, es zeigt namentlich, wie wenig die Franzosen mit Aufstellung, Formation und Verpflegung vorbereitet sind und läßt vermuthen, daß die französische Armee ihre Hauptmacht vor Metz konzentrirt. Meldung großer französischer Bivouaks hinter Wörth in drei Divisionen, die Verstärkung erhalten, noch festere Stellung als Weißenburg.

6. August. Wörth. 80,000 Franzosen, ich habe 100,000 Mann. Mac Mahon's zäher Widerstand, allmälig kämpfend abzuziehen, war bewunderungswürdig, allein er überließ mir die Wahlstatt, ich konnte das Ganze leiten, Blumenthal und Gottberg standen mir trefflich zur Seite, 4½ Uhr konnte ich dem König den Sieg melden. Die Mitrailleusen wirken unverkennbar vernichtend innerhalb des engen Raumes ihrer Schußbahn. Die Mitwirkung der Süddeutschen hat den Kitt für die verschiedenartigen Truppen gegeben, die Folgen werden von ungeheuerer Tragweite sein, wenn wir den ernsten Willen hegen wollen, einen solchen Augenblick nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. Ein Kürassieroberst

sagte mir: „Ah Monsigneur, quelle defaite, quel malheur, j'ai la honte d'être prisonnier, nous avons tout perdu". Ich erwiderte ihm: „Vous avez tort de dire d'avoir tout perdu, car après vous être battu comme de braves soldats vous n'avez pas perdu l'honneur"; worauf er sagte: „Ah, merci, vous me faites du bien en me traitant de la sorte. Die Offiziere wundern sich, daß man ihnen den Degen läßt. Eine Unterredung mit Roggenbach gewährte mir willkommene Zerstreuung nach allen gewaltigen Eindrücken dieses Tages. Nachricht von Göben's Sieg bei Saarbrücken.

7. August. Ruhe. Bei Königgrätz war das Feuer lange nicht so heftig und andauernd, die Zuaven schießen gut, die anderen geben zu früh und zu hoch, unser Helm hat gute Dienste geleistet. Gegen Mac Mahon herrscht große Erbitterung, den Kaiser nennt man vieille femme, Mac Mahon's Papiere erbeutet, die Korrespondenten des „Gaulois" und „Figaro" auf dem Kirchthurm von Wörth gefangen, erwähnen, daß sie Gegner Ollivier's seien. Bei den verwundeten Franzosen droht Hungersnoth, noch 14 Tage sind nöthig, damit die Intendantur fertig wird, während der Schlacht gingen stets Bahnzüge nach Wörth mit 60 bis 100 Mann, die ohne bestimmte Führung in's Feuer geschickt wurden. Mit Roggenbach mehrere eingehende Gespräche gehabt; ich bat ihn, nur den Inhalt kurz und bündig, womöglich in Paragraphenform, für mich niederzuschreiben. Seine Vorschläge sind beachtenswerth, wiewohl ich dieselben nicht ganz präzis nennen kann, vielmehr oft sehr abweichender Meinung bin; es ist das natürlich, wenn

man seine Ansichten über die zukünftige Gestaltung Deutschlands in einer Zeit austauscht, in der sich noch nicht übersehen läßt, welche Tragweite die von mir errungenen Siege haben werden. Ich bleibe dabei, daß wir unmöglich nach erlangtem Frieden uns mit der bloßen Anbahnung neuer Bestrebungen im deutschen Sinne begnügen können, vielmehr verpflichtet sind, dem deutschen Volke etwas Ganzes, Greifbares zu bieten, und man hiefür das Eisen der deutschen Kabinete schmieden muß, so lange es noch warm ist. Wörth ist der erste Sieg über die Franzosen in offener Feldschlacht seit 1815.

8. August. Vormarsch auf die Vogesen, französische Kürassiere haben ihre Offizeire erschossen, die sie in Weinberge führten, das Material der Kürasse ist prachtvoll, ein Zuavenoffizier kann nicht schreiben.

9. August. Ganz deutsche Eindrücke. Die Bewohner den Schwarzwäldern ähnlich, verstehen kein Französisch, das erst seit zwanzig Jahren gelehrt wird. Der Unterschied der Konfession macht sich geltend. Sehr bemerkenswerth ist, daß die Katholiken im Elsaß schon lange davon redeten, es werde noch in diesem Jahre zum Kriege kommen, der sich nach Deutschlands Niederlage gegen die Protestanten wenden werde; diese Aeußerungen wiederhollen sich täglich aller Orten. Quartier beim evangelischen Pfarrer Hann, der die Auflösung der Flucht schildert, er wünscht Friede; wir hätten nicht schuld, die Kaiserin und Ollivier sollten sich einmal Schlachtfelder ansehen. In Mac Mahon's Wagen fand sich eine genaue Aufnahme der Vogesen, nebst Angabe aller Verbindungen, was uns sehr zu Statten kommt; im

Gepäck Ducrot's, des Kommandanten von Straßburg fanden sich Anzüge zweier Damen.

10 bis 12. August. Petersbach. Die Vogesen ähneln hier dem Thüringerwald, die Einwohner sind durchweg deutsche, streng protestantisch, überall sahen wir die Bildnisse der Reformatoren. Die Auflösung der Franzosen ist groß, Flüchtige sagen, sie hätten noch nie mit solchen Soldaten zu thun gehabt, die Tragweite unserer Siege tritt hervor, unsere Offiziere sind bescheiden. Freytag ist liebenswürdig, mit Allem Vorlieb nehmend, fleißig beobachtend.

13. August. Sarrebourg, hier hört die deutsche Sprache scharf auf.

14. August. Blamont, die Leute erholen sich von ihrer Furcht.

15. August. Die Bauern sagen, daß man sie beim Plebiscit betrogen.

17. — 18. August. In Nancy, Kämpfe um Metz, fieberhafte Aufregung. Die Einwohner sind orleanistisch.

20. August. Begegnung mit dem König in Pont-a-Mousson, er ist geknickt durch unsere Verluste. Kriegsrath, Moltke ganz der alte, klar, entschlossen auf Paris zu gehen, Bismarck gemäßigt, durchaus nicht sanguin, unsere Bedingungen sind Elsaß und Kriegskosten.

21. August. Vaucouleurs. Baudricourts Schloß Ruine, die Kapelle ein Weinkeller. Der Pfarrer erzählt uns, daß erst durch den Durchmarsch der Deutschen 1814 das Interesse für den Geburtsort der Jungfrau von Orleans erregt sei.

23. August. Steinmetz scheint ohne Veranlassung York spielen zu wollen. Den König wieder gesehen, der

wieder fester; ich setze mit Mühe durch, daß das eiserne Kreuz auch Nichtpreußen verlieren wird. Wechselnde Nachrichten über den Marsch des Feindes, Moltke meint schon, ihn in eine Mausefalle zu bringen (?). Galifet schreibt, die Abdankung sei unvermeidlich, die Republik wahrscheinlich; Benedettis Project schadet uns in England, er hätte sich ohne Bismarcks Ermuthigung keine solche Sprache erlaubt. Die 87jährige Madame de Boullenois trägt mir Empfehlungen an meine Frau auf, die sie als treffliche Mutter, Hausfrau und Landwirthin bewundere, das Leben hier ist das eines einfachen château.

II.

1. September. Sedan. Graf Bodmer bringt Nachricht, Napoleon sei in Sedan; der König sagt mit ungläubigem Scherz zu mir, was wir wohl mit Napoleon machen sollten, wenn er gefangen? Die weiße Fahne geht auf Sedan auf, Napoleon ist da, Bronsart hat ihn gesprochen, dem er gesagt, er werde General Reille schicken. Mißglücktes Hurrah, es entsprach der Größe des Ereignisses nicht, vielleicht wußte man auch nicht, ob es ein Glück sei. Ein Parlamentär kommt, die anwesenden Fürsten bilden mit Bismarck, Moltke und Roon einen Kreis um den König, ich neben Sr. Majestät. Reille erscheint, gebeugt aber nicht würdelos, und bringt dem König folgenden Brief: „Monsieur mon frère. N'ayant pas pu mourì an milieu de mes troupes, il ne me reste qu'á remettre mon épées entre les mains de Votre Majesté. Je suis de Votre Majesté le bon frère Napoléon. Sedan, 1. Sept. 1870". Nach einer Besprechung mit Bismarck, Moltke und mir diktirt der König Hatzfeld den Entwurf der Antwort, die später eigenhändig geschrieben wird. Mühe, Schreibmaterialien zu finden, mein Schreibpapier mit Adlerstempel aus der Satteltasche, Großherzog von Weimar gibt Tinte und Feder, zwei Strohsessel bilden

den Tisch, auf den Gustedt seine Husarentasche als Platte legt. „Monsieur mon frère. En regrettant les circonstances dans lesquelles nous nous rencontrons, j'accept l'épée de Votre Majesté et je prie de bien vouloir nommer un de Ses officiers, muni de plains pouvoirs pour traiter des conditions de la capitulation de l'armée. Qui s'est si bravement battue sous Vos ordres. De mon coté j'ai désigné le général de Moltke à cet effet. Je suis de Votre Majesté le bon frère Guilleaume. Devant Sedan 1. Sept. 1870". Inzwischen unterhalte ich mich mit Reille; ein liebenswürdiger, im besten Sinne vornehmer Mann, er war mir 1867 attachirt, meine Theilnahme that ihm wohl, der Prince Impérial ist nicht da. Als er fort war, fielen der König und ich uns um den Hals, die Erinnerung an den 3. Juli drängte sich uns auf, ungeheurer Jubel der Truppen. „Nun danket alle Gott", ich konnte die hellen Thränen nicht zurückhalten.

2. September. Das Wort „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", erfaßt mich aus meinem Knaben-Geschichtsunterricht. Wimpffen's Schwierigkeiten, Napoleon kommt, hält im Kartoffelfeld unweit Donchéry, Bismarck und Moltke eilen zu ihm, er wünscht günstigere Bedingungen der Kapitulation und Abzug der Armee nach Belgien, wünscht den König zu sprechen.

Moltke glaubt, das seien Vorwände, er fühle sich nicht mehr sicher in Sedan und sei besorgt um seine Wagen und Fourgons. Moltke sucht ein schicklicheres Quartier, während Bismarck mit Napoleon Konversation führt. Der König bleibt bei unbedingter Waffenstreckung, die Offiziere werden

auf Ehrenwort frei, um 12 Uhr wird die Kapitulation unterzeichnet. Moltke erhält das eiserne Kreuz erster Klasse, Bismarck kommt, sie haben rauchend über Alles, nur nicht über Politik gesprochen; ich schlage Wilhelmshöhe als Aufenthalt für Napoleon vor, widerrathe die Entbietung auf die Höhe, angesichts der Truppen, als demüthigend, empfehle dem König zum Kaiser nach Bellevue zu reiten. Konferenz mit Bismarck, Roon, Moltke; durch bayerische Bivaks nach Bellevue, wo die kaiserlichen Wagen und Fourgons, Diener und Postillons à la Longjumeau gepudert. Wir werden von General Castelnau empfangen, am Eingang des Glaspavillons erschien Napoleon in voller Uniform und führte den König hinein, ich schloß die Thüren, um vor demselben stehen zu bleiben, die französische Umgebung trat in den Garten, Reille, Achille, Murat und Davillers leisteten mir Gesellschaft. Die Unterredung ging, wie mir der König später mittheilte, wie folgt. Der König begann, daß nachdem das Schicksal des Krieges sich gegen den Kaiser gewandt und dieser ihm seinen Degen anbiete, er gekommen sei, um ihn zu fragen, welches jetzt seine Absichten seien? Napoleon stellte seine Zukunft lediglich Sr. Majestät anheim. Dieser erwiderte, daß er mit aufrichtigem Mitgefühl seinen Gegner in solcher Lage sehe, zumal ihm nicht unbekannt sei, daß es dem Kaiser nicht leicht geworden, sich zum Kriege zu entschließen. Diese Aeußerung that Napoleon offenbar wohl, und er betheuerte mit Wärme, daß er nur der öffentlichen Meinung gewichen sei, als er sich zum Kriege entschlossen, worauf der König erwiderte: „daß aber die öffentliche Meinung diese Richtung genommen, das haben Diejenigen verschuldet, welche Sie zu Ihren Rathgebern be-

rufen“. Auf den unmittelbaren Zweck des Besuches eingehend, fragte der König, ob Napoleon jetzt irgendwelche Unterhandlungen beabsichtige? was der Kaiser mit dem Bemerken verneinte, daß ihm als Gefangenen keinerlei Einfluß auf die Regierung zustehe. Auf die weitere Frage, wo denn diese Regierung sei? antwortete er, „in Paris“. Der König leitete darauf die Unterredung auf die nächste persönliche Lage des Kaisers und bot ihm Wilhelmshöhe als Aufenthalt an, was er sofort annahm; er erschien besonders befriedigt, als Se. Majestät bemerkte, er werde ihm zur Sicherheit eine Ehrenwache über die Grenze geben. Als Napoleon im weiteren Verlauf der Unterredung die Vermuthung aussprach, daß er die Armee von Friedrich Karl sich gegenüber gehabt, berichtigte ihn der König, daß ich und der Kronprinz von Sachsen es gewesen seien. Auf seine Frage, wo denn Prinz Friedrich Karl sei? antwortete der König scharf betonend: „Mit sieben Armeekorps vor Metz“. Mit allen Zeichen schmerzlicher Ueberraschung trat der Kaiser einen Schritt zurück, ein schmerzliches Zucken fuhr über sein Gesicht, denn erst jetzt ward ihm klar, daß er nicht die ganze deutsche Armee gegen sich gehabt. Der König lobte die Tapferkeit der französischen Armee, was Napoleon zwar gerne bestätigte, aber er bemerkte, es fehle ihr die Disziplin, welche unsere Armee so sehr auszeichne. Die preußische Artillerie sei die erste der Welt und seine Truppen hätten unserem Feuer nicht widerstehen können. Die Unterredung mochte eine gute Viertelstunde gedauert haben, als sie wieder heraustraten; des Königs hohe, hehre Gestalt hob sich wunderbar erhaben von der kleinen gedrungenen Figur des Kaisers ab. Als dieser meiner ansichtig ward,

reichte er mir die Hand, während er mit der anderen die schweren Thränen, die über seine Wangen liefen, abtrocknete. Voller Dankbarkeit gedachte er gegen mich der Worte und der großmüthigen Art überhaupt, mit der der König ihm begegnet sei. Ich sprach natürlich in demselben Sinne und fragte, ob er einige Nachtruhe gefunden? worauf er erwiderte, die Sorge um die Seinigen habe ihn keinen Schlaf finden lassen. Auf mein Bedauern, daß der Krieg einen so furchtbar blutigen Charakter angenommen, erwiderte er, das sei leider nur zu wahr und um so furchtbarer „quand on n'a pas voulu la guerre!“ Von der Kaiserin und seinem Sohn hatte er seit acht Tagen keine Nachrichten und bat, ihr chiffrirt telegraphiren zu dürfen. Wir nahmen Abschied mit shake hands, Boyen und Lynar begleiten ihn, seine Umgebung blickte finster, in funkelnagelneuen Uniformen neben unseren, durch den Krieg mitgenommen.

3. September. Donchéry. Bismarck besucht mich, wir behalten Elsaß, in deutscher Verwaltung für Bund oder Reich, der Kaiseridee wurde kaum gedacht, ich merkte, daß er ihr nur bedingt zugethan sei, und nahm mich in Acht, nicht zu drängen, obwohl ich überzeugt bin, daß es dazu kommen muß, die Entwicklung drängt dahin und kann nicht günstiger kommen als durch diesen Sieg. Failly und Ducrot bitten mich, durch Belgien reisen zu dürfen. Napoleon abgereist, gleich nachher kam ein Chiffretelegramm der Kaiserin, das ich ihm durch Seckendorff nachsandte, die Belgier zeigen viel Sympathie für ihn. Meine Sorge, daß das Resultat des Krieges den gerechten Erwartungen des deutschen Volkes nicht entspreche.

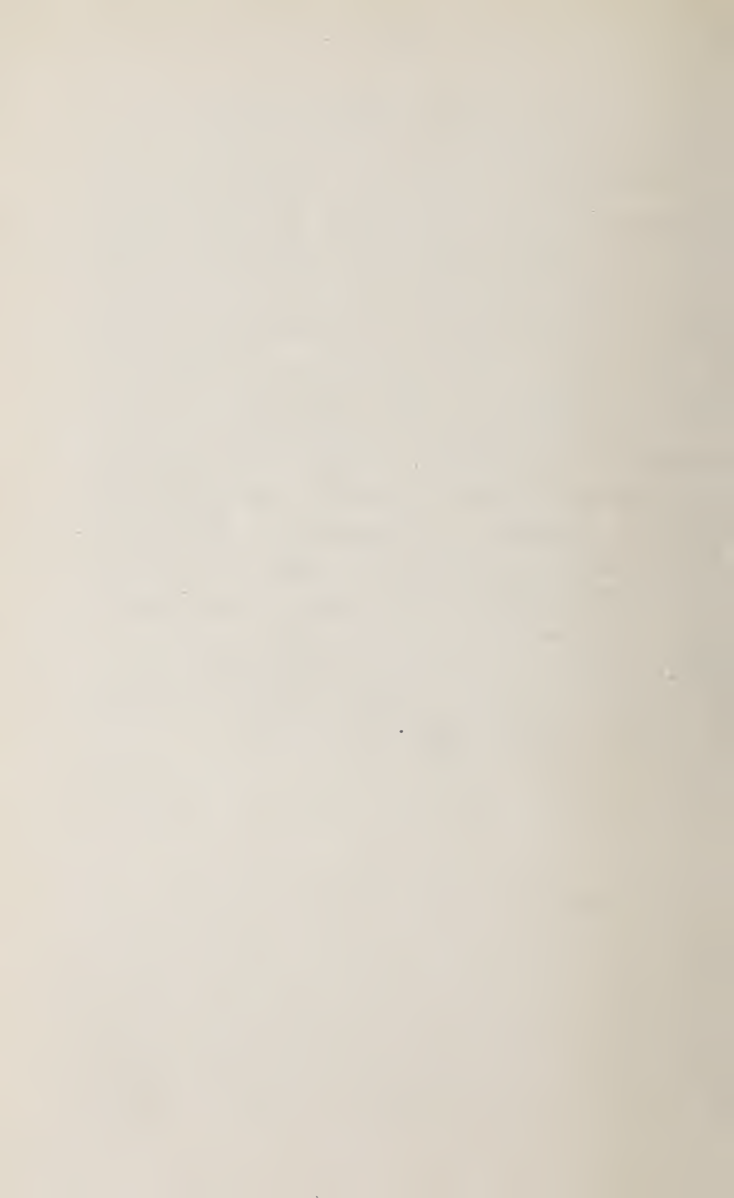
6. September. Rheims. Quartier bei Werlé (Cliquot), wo ich ausnahmsweise Champagner gebe, sonst wird bei mir im Feld derartiges nicht geschänkt. Dom und Krönungssaal durch Zopf verunstaltet. Abgesehen vom verlangen nach Frieden, findet man überall Wuth gegen Paris, das Alles entscheidet, die Leute unterscheiden förmlich Français und Parisien; sie wundern sich, daß wir ohne Eskorte unter ihnen umhergehen. „Napoléon n'aurait jamais osé se hasarder ainsi“ hörte ich. Meine Hoffnung auf den Ernst des Volkes, Pflicht freisinnigen Ausbaues des staatlichen und nationalen Lebens; wird jetzt in der Aufregung der erste Augenblick verfehlt, so treten mit der Unthätigkeit die Leidenschaften auf Abwege. — Ich erhalte vom König von Bayern den Max Joseph-Orden, der nur für gewonnene Schlachten ertheilt wird, in Bayern besitzt ihn Niemand.

8. September. Tiefe Trauer um Jasmund's Tod; manche waren begabter, nur wenige so treu ergeben, ich hatte für die Zukunft viel auf ihn gebaut. Frankreich ist jetzt für alle Zeit unser natürlicher Gegner, daher seine Schwächung unsere Aufgabe, der Besitz des Elsaß erleichtert uns den bisher so schmal bemessenen strategischen Aufmarsch.

12.—14. September. Elsaß-Lothringen: Reichslande ohne Dynastie, Verwaltungsrath aus Eingeborenen, es kommt darauf an, sie vom großen französischen Staatskörper loszulösen, sie aber fühlen zu lassen, daß sie Mitglieder eines großen Staates und nicht verurtheilt sind, die Kleinstaaterei mitzumachen. Russel (Times Korrespondent), spurlos verschwunden, direkt nach England gereist, schrieb Vieles schon im Wagen. Roggenbach schlägt vor, die Zeit zu

benutzen, um durch unseren Einfluß in Frankreich Dezentralisation einzuführen.

16. September. Coulommiers. Armeebefehl auf Einschließung von Paris, nach Meaux zum Hauptquartier. Favre durch englische Vermittelung angemeldet, Bismarck stimmt zu, man müsse ihn hören, um ihn kennen zu lernen. Bayern, einem Ministerkongreß nicht abgeneigt, hat zunächst dringend gebeten, Delbrück möge kommen. Gortschakow gegen die Abtretung des Elsaß. Napoleon ist erstaunt über die gute Behandlung in Wilhelmshöhe; was mag er nur anders erwartet haben? wir thun uns selbst Ehre an, indem wir so handeln. Boyen sagt, die Haltung des Publikums sei überall taktvoll gewesen, er habe unsere Landwehrwachen bewundert, die Republik setzt sich fest, ohne Aufsehen zu machen; der Marie von Coulommiers sagt, schon durch Ollivier sei Napoleon's Stellung unhaltbar geworden. Isle de France ist ein herrliches Land, das Landvolk macht einen günstigen Eindruck, die Leute thun komische Fragen, befühlen meinen Stern.



III.

19. September. Paris eingeschlossen, Versailles will erst kapituliren! freut sich dann unter Schutz gegen Gesindel zu sein. Sèvres bittet um Einquartierung.

20. September. In Versailles in der Präfektur, die Nachrichten aus Bayern sind gut. Beim Betrachten der Prunkgemächer, in welchen so viel Unheil für Deutschland beschlossen wurde und in denen die Verhöhnung seines Zerfalles bildlich dargestellt ist, hege ich die feste Hoffnung, daß gerade hier die Wiederherstellung von Kaiser und Reich gefeiert werden werde.

22. September. Nach Ferrières, einer Kommode zu vergleichen, die mit den Beinen nach oben steht, inwendig ein Raritätenkabinet mit Luxus ohne Sinn. Favre ist dankbar für seine Behandlung, hat unseren Offizieren einen vortheilhaften Eindruck hinterlassen, lehnt jedoch unsere Forderungen in einem Schreiben ab. Eindruck Sedans und der Republick auf Oesterreich, der Kaiser von Rußland sendet Moltke den St.-Georgs-Orden. Vor drei Jahren fuhr ich mit der Kaiserin Eugenie im Park von Versailles spazieren! Taufwagen des Herzogs von Reichstadt, des Grafen von Chambord, des Grafen von Paris, des Prince Imperial. Feierlicher Gottesdienst im Freien, imponirt den Franzosen.

— Ausflug nach St.-Cloud, Bild der Ankunft der Königin Viktoria, wo die Kronprinzessin zuerst auf dem Kontinent war, am Ende zerstören die Franzosen es selbst! Auf dem Conseiltisch, wo der Entschluß zum Kriege gefaßt wurde, lagen Abbildungen der preußischen Armee, Charpie in Körbchen, Einladungskarten der Impératrice Régente. Die Einrichtung ist reizend und luxuriös.

28. September. Straßburg kapitulirt, ich schreibe an den König, Alles für die Herstellung des Münsters, der Bibliothek u. s. w. in Bewegung zu setzen. Se. Majestät langweilt sich in Ferrières.

29. September. Heute vor fünfzehn Jahren verlobte ich mich in Balmoral.

30. September. Nach Ferières, günstige Nachrichten von Delbrück zu Bismark's Ueberraschung. Ich rede Se. Majestät auf die Kaiserfrage an, die im Anrücken begriffen; er betrachtet sie als gar nicht in Aussicht stehend, beruft sich auf Du Bois-Reymond's Aeußerung, der Imperialismus liege zu Boden, so daß es in Deutschland künftig nur einen König von Preußen, Herzog der Deutschen geben könne. Ich zeige dagegen, daß die drei Könige uns nöthigen, den Supremat durch den Kaiser zu ergreifen, daß die tausendjährige Kaiser- oder Königskrone nichts mit dem modernen Imperialismus zu thun habe, schließlich wird sein Widerspruch schwächer.

2. Oktober. Die Königin Viktoria, die unseren Thaten mit rührender Theilnahme folgt, hat Se. Majestät telegraphirt, um ihn angesichts der Favreschen Friedensversuche zur Seelengröße zu ermahnen, ohne daß sie jedoch irgend ein praktisches Mittel zu empfehlen vermochte.

3. Oktober. General Burnside kommt aus Paris, sieht klug aus, spricht so offen, daß Blumenthal und ich glauben, er rede nicht ohne Auftrag der Machthaber. Sie wollen Frieden, aber keine Landabtretungen. Favre dagegen hat ihm gesagt, er sähe vollkommen ein, daß das nun einmal besiegte Frankreich sich den Verlust des Elsaß gefallen lassen müsse, aber die gegenwärtige Regierung könne darin nicht eigenmächtig verfahren, weil ein Eingehen auf unsere Forderungen ihre Absetzung zur Folge haben würde. Daher sei die Einberufung einer Constituante nothwendig, weil das Verlangen nach Frieden in derselben und zwar im Namen des Volkes ausgesprochen, der Regierung Beistand leihen könne. Ich erwähne, daß wir durchaus nicht gewillt gewesen seien, die zum 2. Oktober ausgeschriebenen Wahlen zu hindern, was den Amerikaner überracht. Uebersidlung nach Les Ombrages.

5. Oktober. Se. Majestät kommt mit dem kolossalen Hauptquartier, die Masse der Wagen ist unglaublich, da selbst Schneider und Stieber die ihrigen haben.

6. Oktober. Die Wasser springen, der König geht zum größten Erstaunen des Publikums harmlos unter der Menge umher. Thiers regt den Gedanken an, König Leopold auf den französischen Thron zu bringen, was Bismarck für todtgeboren hält; es thut ihm Leid, kein Entgegenkommen in England zu finden, man scheint dort nicht erkennen zu wollen, daß die deutsche Hülfe in Zukunft aufgesucht werden muß. Delbrück herberufen, um die Widersprüche seiner Berichte und Telegramme aufzuklären. Bismarck will korrekt nichts überstürzen, er mißbilligt Jacobi's Verhaftung und besorgt deren Einfluß auf die Wahlen,

kann aber den König nicht zur Befreiung überreden. Vogel von Falckenstein ist kein Politiker, will Alles machen und verbittet sich Rechtsbeistände, der König mag ihn nicht desavouiren. Brief von Renan, der mich um einen Geleitsbrief bittet, sich auf unsere Bekanntschaft von 1867 berufend.

9. Oktober. Gottesdienst in der Kapelle des Palais.

10. Oktober. Einleitung der Belagerung. Delbrück kommt. Bayern will auf die Bedingungen für Eintritt in den Norddeutschen Bund eingehen, nur Militär und Diplomatie vorbehalten. Die Minister sind unter sich uneinig und berufen sich auf widersprechende Aeußerungen des Königs, der sich mit Delbrück eineinhalb Stunde über Gegenstände, die sich meist auf dessen Mission nicht bezogen, unterhielt, er studirt die Infallibilität. Bismarck ist sehr erbost auf Schneider, der taktlose und falsche Dinge in den Staatsanzeiger bringt. Herzog Friedrich geht zu v. d. Tann, glaubt, es werde zu Nichts kommen, und findet in Versailles die Nachricht von Artenay. Bismarck erzählt mir, daß Chambord und Ollivier an Se. Majestät geschrieben, Ersterer würde dem Rufe seines Volkes Folge leisten, aber keine Landabtretungen zugeben. Ollivier gesteht, zum Kriege gerathen zu haben, warnt aber, Abtretungen zu verlangen. Der Eine vermag Nichts, der Andere hat Alles verschuldet, und Beide wagen dem Sieger Rathschläge zu geben! St. Cloud in Flammen. Burnside kommt wieder aus Paris, deputirt von der Regierung, die ohne jeden vernünftigen Gedanken handelt, auf keine Bemerkung hört und ohne Plan den Krieg fortsetzt, um sich im Amt zu erhalten. Bazaine will seinen Stabschef zu Unterhandlungen militärisch-politischer Art senden, Bismarck will ihn hören, Roon und Moltke nicht, uneinig

unter einander, werfen sie sich vor, keine Mittheilungen zu erhalten, Friedrich Karl ist dagegen, weil er fürchtet, die Kapitulation könne in Versailles abgeschlossen werden. Der König von Württemberg will direkt mit uns unterhandeln, um nicht in Bayerns Schlepptau zu erscheinen. Bismarck faßt die Kaiserfrage ins Auge, sagt mir, er habe 1866 gefehlt, sie gleichgiltig behandelt zu haben, er habe nicht geglaubt, daß das Verlangen im deutschen Volke nach der Kaiserkrone so mächtig sei, als es sich jetzt herausstellte, und besorgt nur Entfaltung großen Hofglanzes, worüber ich ihn beruhige. Der Herzog von Koburg will Wahl durch die Fürsten, die an die Stelle der Kurfürsten treten.

14. Oktober. Stosch erzählt, daß Boyer seit gestern Abend in Versailles; derselbe bietet Unterhandlungen an über freien Abzug der Metzer Armee, damit Bazaine einen Restaurationsversuch machen könne. Bismarck will ihn benutzen, um alle Mittel in der Hand zu behalten, die möglicher Weise zu einem friedlichen Resultat führen.

18. Oktober. Diese einzige Feier meines Geburtstages weist mich ganz besonders auf den Ernst der Aufgabe, die ich einst auf deutsch-politischem Gebiete lösen muß; denn ich hoffe in Zukunft keine Kriege mehr zu erleben und daß dies mein letzter Feldzug sein möge. Unverkennbar blicken viele mit Vertrauen auf die Aufgabe, die einst, so Gott will, in meinen Händen ruhen wird, und ich empfinde für die Lösung derselben auch eine gewisse Zuversicht, weil ich weiß, daß ich mich des in mich gesetzten Vertrauens würdig erweisen werde. Die jetzigen Unterhandlungen sind schwierig, Bismarck scheint Ernst bei der Sache. Der König kommt früh zu mir, er hat meinen Bitten nachgegeben und die

erste Klasse des eisernen Kreuzes angelegt; bei Tische bringt er meine Gesundheit aus, als dessen, „der uns Alle hierhergeführt hat“.

Der Großherzog von Weimar will meine Ansicht über die deutsche Frage und bedient sich des Ausdruckes „einer alle deutschen Staaten einigenden Verfassung“; die muß kommen, aber zunächst bedarf Deutschland der monarchischen Spitze, und zwar jetzt. — Ich entdecke, daß man Uebles gegen England im Schilde führte, das ist vorüber, aber ob die Vorliebe für Rußland und Amerika nicht doch einmal dem Haß gegen England Luft macht, kann kein Mensch wissen. Twesten's Tod ist ein unersetzlicher Verlust, begegne Bennigsen, der von Bismarck gerufen, und mir sagt, er habe günstige Eindrücke, Bismarck ist gegen ein Oberhaus.

23. Oktober. Bray, Pranckh und Suckow bei mir, sie sagen nicht viel, aber sind da.

24. Oktober. Gerücht von Gortschakow's Lossagung von der Neutralisirung des schwarzen Meeres. Bismarck erzählt meinem Schwager, daß er nach Beendigung des Krieges gegen die Unfehlbarkeit vorgehen wolle.

25. Oktober. Die süddeutschen Minister speisen bei mir, Mittnacht gilt als der fähigste, er spricht sich in erbetener Privataudienz günstig aus, ebenso Suckow. Bray hat Bismark gestern auf die Kaiserwürde angeredet, derselbe erklärte ein Oberhaus, in welchem die Könige mit Grafen und Herren auf einer Bank sitzen, für unmöglich, so daß über diese Frage allein der Kaiser und die Einigung ins Stocken gerathen würden.

26. Oktober. Moltke's siebzigjähriger Geburtstag, ich brachte ihm einen Lorberkranz, er ist mit mir einig, Paris

durch Hunger zu zwingen, und gegen Eröffnung von Parallelen.

27. Oktober. Metz kapitulirt, aber Frankreich macht alle Anstrengungeu Paris zu entsetzen, während Podbielski stets bewies, daß es dazu unfähig sei. Ich behandle Dalwigk kalt, Hofmann freundlich, Bismarck sagt, er sei prinzipiell nicht gegen Oberhaus und Reichsminister und wolle später seine Theilnahme nicht versagen.

28. Oktober. In der Orangerie von Versailles, die Bäume könnten doppelt so hoch sein. Napoleon III. liebte Orangen nicht und schenkte viele der Komtesse Beauregard. Aber was die damalige Zeit baute, war für die Ewigkeit, heute ist es meist oberflächlich und auf Schein.

29. Oktober. Telegramm von Friedrich Karl: „Gratulire, mein Herr General-Feldmarschall!“ Anderthalb Stunden später erhalte ich meine Ernennung. Die rührenden und ergreifend schönen, anerkennenden Worte derselben, vor Allem aber das Wort, daß meine brave Armee in dieser bisher einem Prinzen des Hauses noch niemals erwiesenen Beförderung eine Auszeichnung für ihre Leistungen erkennen solle, halfen mir über das beklommene Gefühl hinweg, daß nun auch mit dieser, doch eigentlich schönen alten Familientradition gebrochen sei. Friedrich Karl wird diese Ernennung mehr als etwas Erwartetes aufgenommen haben. Moltke ist Graf geworden. Ich veranlaßte den Großherzog von Baden zu kommen, Dalwigk zeigt sich sehr koulant, will Anträge auf Reichsminister und Oberhaus stellen. Roggenbach ist und bleibt der einzig Vernünftige und Zuverlässige unter den anwesenden Staatsmännern.

30. Oktober. Thiers kommt und begegnet der stattlichen Garde-Landwehr, vermeidet politisches Gespräch, ehe er in Paris gewesen, Konfusion der bayerischen Unterhandlungen, die Instruktionen kommen aus dem bayerischen Hochgebirge. In Berlin verlangen die Laien im warmen Zimmer Beschießung von Paris. Dalwigk entwickelt mir zu meinem Erstaunen sein Programm der deutschen Frage. Prinz Otto von Bayern, der behufs Mittheilung wichtiger Aufträge plötzlich nach München berufen ist, besuchte mich zum Abschied; bleich, elend, wie im Fieber schauernd, saß er vor mir, während ich ihm die Nothwendigkeit der Einheit von Militär, Diplomatie und das Oberhaus darlege. Ob er diese Dinge begreift, konnte ich nicht von ihm herausbekommen, nicht einmal ob er wirklich zuhörte.

1. November. Dalwigk hat heute eine Besprechung mit sämmtlichen deutschen Ministern und Friesen gehabt, um Bayern für den Gedanken eines deutschen Reiches mit verantwortlichem Ministerium und Staaten oder Oberhaus zu gewinnen, doch ist es zu keinem Ergebniß gekommen, weil Bray besonders geltend gemacht, daß die angeregten Fragen schon mit Delbrück in München diskutirt, jedoch am Widerspruch Preußens gescheitert seien! Bismarck aber berief sich auf die süddeutschen Wünsche dagegen. Der König sagte Roggenbach gestern Abend, daß er die norddeutsche Verfassung als der Revision und Veränderung bedürftig ansehe, und hat sich überhaupt günstig über die Reichsfrage geäußert. Da Bismarck nicht von hier kam, hat man den Gedanken, den deutschen Reichstag hierher zu berufen. Die Macht des Eindruckes würde wirken, und wenn dazu nun gar noch der von mir gewünschte Fürsten-

Kongreß mit jenen Sitzungen zusammenfiele, so würde der deutschen Sache mit einem Schlage geholfen sein.

2. November. Vortrag Bismarcks über die Unterhandlungen mit Thiers. Derselbe sagt; zur Wahl einer Konstituante braucht man 28 Tage, während dessen soll Waffenstillstand sein und Ravitaillement, wozu wir beitragen sollen. Auf Bismarcks Frage nach Gegenleistungen, sagte Thiers erstaunt: die Aussicht durch die Konstituante zu einer gesetzmäßigen Regierung zu kommen: auf die Ablehnung der Verproviantiruug entfuhr ihm der Ausruf: „Mais nous aurions donc alors la capitulation on milieu de l'armistice!“ Auf Bismarcks Tadel gegen die Verwendung der Turkos antwortete er: „Mais vous vous servez donc tout de même des uhlans!“

3. November. Thiers reicht seine Forderungen schriftlich ein, drei Wochen würden nicht genügen, das für die Ernährung von Paris erforderliche Vieh herbeizuschaffen. Gegen die an der Loire sich ansammelnden Massen müssen Verstärkungen abgehen, der König will noch nicht. Delbrück meint, man habe doch einen Bundesgenossen wie Bayern im gegenwärtigen Augenblick nicht mit Gewalt zum Eintritt zwingen können, ich aber behaupte, daß wir uns unserer Macht gar nicht bewußt sind, folglich in dem gegenwärtigen weltgeschichtlichen Augenblick das, was wir ernstlich wollen, auch zweifellos können, nur Gott sei's geklagt, fragt es sich, was wir wollen und wer jetzt etwas ernstlich will.

Reichstag hierher zu berufen, aufgegeben. Großherzog von Baden kommt.

7. November. Endlich beim König die Verstärkung v. d. Tanns durchgesetzt. Der Großherzog findet den König

geneigter für die deutsche Sache als er erwartet, Bismarck hat den Ministern gesagt, es sei der Wunsch der preußischen Regierung, die deutschen Fürsten den Frieden mit ihrem Degenknopf hier besiegeln zu sehen, welchem Gedanken der König von Sachsen bereits seine Zustimmung ertheilt.

Der Großherzog von Oldenburg kommt, so werden wir bald genügendes Material zu einem Fürsten-Kongreß haben. Der Großherzog von Mecklenburg erhält den Oberbefehl gegen die Loire, ich hätte ihn gern dem Herzog von Koburg gegeben, der dringend Verwendung wünscht, das Militär-Kabinet macht dagegen die nicht abzuleugnende große nervöse Aufregung des Herzogs in kritischen Augenblicken geltend.

10. November. Billet an Bismarck wegen der Haltung unserer Presse gegen England. v. d. Tanns Nachrichten aus Coulommiers klingen ungünstig.

11. November. Bismarck schickt Abeken, der sich einen Vollbart stehen läßt, um auf mein Billet zu antworten, daß er die Sprache unserer Presse gegen England beklage und demgemäß Eulenberg instruirt habe, auch Bernstoff ist in diesem Sinne geschrieben. Bismarck stimmt durchaus nicht mit ihm, seine Noten und was er hierher schreibe, seien vor Langstiligkeit kaum zu lesen, so habe er neulich ein Aktenstück von 80 Seiten eingesendet, welches zu studiren Niemand Zeit habe. Der Großherzog von Baden hat von Bismarck den Eindruck, daß er es mit der Kaiserfrage ernst meint; der Großherzog hat einen ganz wundervollen Brief an den König von Bayern geschrieben, der aber unbeantwortet geblieben ist. Württemberg macht untergeordnete Reservationen bei der Militär-Konvention, das Recht zur

Beförderung in seiner Division benachtheiligt seine eigenen Offiziere.

12. November. Der Posten will mich nicht in die Villa Stern lassen, da er keine Befehle für Ausnahmen habe. Die württembergischen Minister sind plötzlich auf schlechte Nachrichten abgereist, als sie unterzeichnen wollten, das ist eine Intrigue Gasser's, Suckow und Mittnacht sind ehrlich. Roon und Podbielski beklagen sich, nichts zu wissen, Bismarck ist entsetzt, daß solche preußische Partikularisten überhaupt mit der Angelegenheit zu thun haben. Ledochowski erkundigt sich, ob der Papst Aufnahme in Preußen finden werde? Bismarck würde das Verlassen Rom's für einen ungeheuren Fehler Pio Nono's halten, aber sein Aufenthalt in Deutschland könne gut wirken, weil die Anschauung der römischen Priesterwirthschaft die Deutschen kuriren werde. Der König und ich sind entschieden dagegen.

14. November. Odo Russel soll kommen, die russische Lossagung bestätigt sich; es wird erzählt, „Palmerston habe Brunnow bei der Unterzeichnung des Vertrages von 1856 gesagt, derselbe werde nicht zehn Jahre dauern". General Annenkow bringt einen Brief des Kaisers Alexander, Reuß erhielt erst bei Abgang desselben Nachricht davon, mit dem Bemerken, er möge nicht eher telegraphiren, als bis der König den Brief erhalten.

Wir telegraphiren den Schritt zu verschieben, aber erhalten die Antwort, es sei zu spät, es seien gleichzeitig Mittheilungen nach London und Wien gegangen.

16. November. Unsere Vertreter sollen passiv bleiben, der König ist sehr betroffen und sagt mir, diese Ueberraschung sei außer allem Spaß, in England wird dies sicher

als eine Rache für die Waffenausfuhr angenommen. Bismarck aber stellt jedes Mitwissen in Abrede. Gespräch mit Bismarck über die deutsche Frage, er will zum Abschluß kommen, entwickelt aber achselzuckend die Schwierigkeiten; was man denn gegen die Süddeutschen thun solle? Ob ich wünsche, daß man ihnen drohe? Ich erwidere: „Ja wohl, es ist gar keine Gefahr, treten wir fest und gebietend auf, so werden Sie sehen, daß ich Recht hatte zu behaupten, sie seien sich Ihrer Macht noch gar nicht genügend bewußt". Bismarck wies die Drohung weit ab und sagte, bei eventuellen äußersten Maßregeln dürfe man am wenigsten damit drohen, weil das jene Staaten in Oesterreichs Arme treibe. So habe er bei Uebernahme seines Amtes den festen Vorsatz gehabt, Preußen zum Krieg mit Oesterreich zu bringen, aber sich wohl gehütet, damals oder überhaupt zu früh mit Se. Majestät davon zu sprechen, bis er den Zeitpunkt für geeignet angesehen. So müsse man auch gegenwärtig der Zeit anheimstellen, die deutsche Frage sich entwickeln zu sehen. Ich erwiderte, solches Zaudern könne ich, der ich die Zukunft repräsentire, nicht gleichgültig ansehen; es sei nicht nöthig Gewalt zu brauchen, man könne es ruhig darauf ankommen lassen, ob Bayern oder Württemberg wagen würden, sich Oesterreich anzuschließen. Es sei nichts leichter, als von der hier versammelten Mehrzahl der deutschen Fürsten nicht bloß den Kaiser proklamiren, sondern auch eine der berechtigten Forderungen des deuschen Volkes entsprechende Verfassung mit Oberhaupt genehmigen zu lassen, das würde eine Pression sein, der die Könige nicht widerstehen könnten. Bismarck bemerkte, mit dieser Anschauung stehe ich ganz allein; um das gewollte Ziel zu erreichen,

wäre es richtiger, die Anregung aus dem Schoße des Reichstages kommen zu lassen. Auf meinen Hinweis auf die Gesinnungen von Baden, Oldenburg, Weimar, Koburg deckte er sich durch den Willen Se. Majestät. Ich erwiderte, ich wisse sehr wohl, daß sein Nichtwollen allein genüge, um eine solche Sache auch bei Sr. Majestät unmöglich zu machen. Bismarck entgegnete, ich mache ihm Vorwürfe, während er ganz andere Personen wisse, die jene verdienten. Hiebei sei die große Selbstständigkeit des Königs in politischen Fragen zu berücksichtigen, der jede wichtige Depesche selbst durchsehe, ja korrigire. Er bedaure, daß die Frage des Kaisers und Oberhauses überhaupt diskutirt sei, da man Bayern und Württemberg dadurch vor den Kopf gestoßen. — Ich bemerkte, Dalwigk habe sie ja angeregt. Bismarck meinte, meine Aeußerungen müßten nachtheilig wirken, er fände überhaupt, der Kronprinz dürfe dergleichen Ansichten nicht äußern. Ich verwahrte mich sofort auf das Bestimmteste dagegen, daß mir in solcher Weise der Mund verboten werde, zumal bei solcher Zukunftsfrage, ich sähe es als Pflicht an, bei Niemanden Zweifel gerade über meine Ansicht zu lassen, überdies stehe es nur bei Se. Majestät, mir über die Dinge, welche ich besprechen dürfe, oder nicht, Weisungen zu geben, wenn man überhaupt annehme, daß ich noch nicht alt genug sei, um selber ein Urtheil zu haben. Bismarck sagte, wenn der Kronprinz befehle, so werde er nach diesen Ansichten handeln. Ich protestirte dagegen, weil ich ihm gar keine Befehle zu ertheilen habe, worauf er erklärte, er werde seinerseits sehr gerne jeder anderen Persönlichkeit Platz machen, die ich zur Leitung der Geschäfte für geeigneter als ihn halte, bis dahin aber müsse

er seine Prinzipien nach seinem besten Wissen und nach der ihm beiwohnenden Kenntniß aller einschlagenden Verhältnisse festhalten. Wir kamen dann auf Detailfragen, schließlich bemerkte ich, daß ich vielleicht lebhaft geworden, aber man könne mir beim Versäumen eines weltgeschichtlichen Moments nicht Gleichgültigkeit zumuthen.

17. November. Delbrück reist zur Reichstagseröffnung nach Berlin, er ist nicht entmuthigt, und glaubt, daß unsere Taktik, die Bayern seit 14 Tagen zu ignoriren, ihre guten Früchte trage, da sie um Wiederaufnahme der Verhandlungen gebeten. Meine Ansicht ist, daß man die gegewärtige Eintheilung der dritten Armee auch für den Frieden beibehalten solle, damit ich auf diese Weise Oberbefehlshaber bleibe, ich würde dann mit der nöthigen Mischung von Rücksicht und Strenge Eiufluß üben, nur möchte ich bei den Inspektionen und Paraden, Diners u. s. w. verschont bleiben. Der König ist nervös, da er gleichzeitig den Unterhandlungen und Operationen folgen will, dabei fehlt ihm jede zerstreuende Unterhaltung, da die täglichen Gäste recht eintönig werden. Ich bin wohl, von 6 Uhr früh an lese und schreibe ich, später ist die Zeit zerstückt.

18. November. Roggenbach meint, die Angelegenheiten ständen günstiger, als es den Anschein habe. Ich freue mich über den Artikel der „Times“ über meinen Dankbrief an Lindsay; möge es mir gelingen, nach den Grundsätzen meines unvergeßlichen Schwiegervaters eine Kette zwischen beiden,so ganz aufeinander angewiesenen Ländern zu schmieden.

19. November. Bismark soll bei Gortschakoff's Note gerufen haben: „die dummen Kerls haben vier Wochen zu früh begonnen“. Bernstorff wirkt nach beiden Seiten un=

günstig. Odo Russel angekommen, sein erster Eindruck von Bismarck ist günstig, er ist mein verehrter, alter, liebenswürdiger Bekannter aus Rom von 1862. Meyer kommt zu allgemeinster Ueberraschung.

20. November. Bayern lenkt ein.

21. November. Bismarck sagt mir, unser Gespräch vom 16. habe ihn angetrieben, Ernst zu machen und nach Delbrück's Abreise die Verhandlungen in die Hand zu nehmen, beide Königreiche wollten nun eintreten, er müsse aber auch noch seine Trümpfe ausspielen. Rom drohe die Militärverhandlungen über die äußeren Abzeichen abzubrechen. Wir bleiben doch am grünen Tisch ewig dieselben; im Gegensatz dazu erfrischt mich ordentlich die Sprache der Volkszeitung, die den Nagel immer auf den Kopf trifft.

23. November. Augenblick spannender Kombinationen. Moltke trägt die Sachlage stets mit der größten Klarheit, ja Nüchternheit vor, hat immer Alles bedacht, berechnet und trifft stets den Nagel auf den Kopf, aber Roon's Achselzucken und Spucken und Podbielski's olympische Sicherheit influiren oft auf den König. Gespräch mit Pranckh, der Einsicht und Kenntniß genug besitzt, um den Seinen helfen zu können, aber für den Augenblick nicht mehr als Eintritt in den Bund erreichen kann. Er legt großes Gewicht auf diesen Erfolg, bittet aber um so mehr, das Uebrige der Zeit anheim zu stellen.

24. November. Gestern Abend mit Bayern unterzeichnet.

25. November. Bismarck verlangt dringend Beschießung, Blumenthal entwickelt in einem Promemoria an Moltke die Sinnlosigkeit eines Bombardements, das nur die Forts

treffen könne, die mit Parallelen und Sturm genommen werden müßten, wir müßten uns dort unter dem wirksamen Feuer des Feindes einlogiren, von da zum Angriff der stark befestigten Enceinte und endlich der Stadt übergehen. Bismarck hat wissen lassen, daß wenn von Seiten des Fürsten das Anerbieten der Kaiserwürde nicht bald erfolgen würde, man den Reichstag nicht länger als bis höchstens Mitte nächster Woche hindern könne, den Antrag zu stellen. Langes Gespräch mit Odo Russel, läßt von Neuem die Fähigkeiten dieses begabten Diplomaten erkennen, er ist befriedigt von Bismarck, den er zugänglich findet. — In der römischen Frage fürchtet er einst großen Schaden für die Dynastie Savoyen als Folge der Okkupation Rom's, er erwartet von Pio's Nachfolger weitgehende demokratische Reformen innerhalb der katholischen Kirche, so, daß es mit der Zeit einem thatkräftigen Papst wohl gar gelingen könne, die geistliche mit der königlichen Herrschaft über Italien zu vereinigen (?). Fürst Lynar wird mit eigenhändige Schreiben des Königs an Bayern, Württemberg und Sachsen abgesandt, um die Souveräne einzuladen. Holnstein ist angekommen und sieht sich Wohnung und Stallung für den König in den Trianons an, spricht ungünstig über die bayerischen Minister, die mehr für die deutsche Sache hätten thun müssen. Odo Russel sagt Sr. Majestät, daß man es der staatsmännischen Weisheit, sowie dem korrekten Verfahren Bismarck's verdanke, wenn aus der Pontusfrage kein kriegerischer Konflikt entstanden.

28. November. Man ist in Berlin ganz toll auf die Beschießung, Frau von B. bezeichnet mich als Schuldigen, ganz recht, ich will vor Allen nicht anfangen, bis alle

Munition da; mit bloßem Schießen hätten wir längst anfangen können, hätten aber wegen Munitionsmangel bald aufhören müssen. Die Schlachtenbummler raisonnieren, die das Kriegsleben ohne Verantwortung und Sachkenntniß mitmachen, unsere Batterien können nur so angelegt werden, daß die Arbeiterviertel unberührt bleiben, die entscheiden; ich biete Jedem, der mir davon redet, das Kommando an. Holnstein ist plötzlich abgereist! Schneider schadet sehr durch seine taktlosen Korrespondenzen, er liest dem König täglich beim Kaffee vor und erhält von ihm fast alle Telegramme, die meist durch ihn an den Bundeskanzler gehen, zu dessen gerechter Verzweiflung. Bismarck fordert alle im Felde befindlichen Reichstagsmitglieder auf, nach Berlin zur Abstimmung zu gehen.

30. November. Ein Konzept Bismarck's für den Brief des Königs wegen der Kaiserwürde an Se. Majestät ist nach München gegangen; der Großherzog sagt mir, man habe dort nicht die richtige Fassung zu finden vermocht und sich dieselbe von hier erbeten, der König von Bayern hat den Brief wahrhaftig abgeschrieben und Holnstein bringt ihn!

3. Dezember. Holnstein ist angekommen, Prinz Luitpold muß das Schreiben auf besonderen Befehl dem König überreichen. Nach Tische Vortrag Bismarck's, der den Brief vorliest, welchen der König so zur Unzeit wie möglich findet, worauf Bismarck bemerkt, die Kaiserfrage habe nichts mit den augenblicklichen Kämpfen zu thun. Als wir das Zimmer verließen, reichten Bismarck und ich uns die Hand; mit dem heutigen Tage sind Kaiser und Reich unwiderruflich hergestellt, jetzt ist das 65jährige Interregnum, die kaiserlose, die schreckliche Zeit vorbei, schon dieser stolze

Titel ist eine Bürgschaft, wir verdanken dies wesentlich dem Großherzog von Baden, der unausgesetzt thätig gewesen. Roggenbach wird von Bismarck nach Berlin gesandt, ich schreibe einen Lesebrief an Simson.

6. Dezember. Odo Russel sagt, Bismarck sei der Allianz, mit England günstig. Der König ist sehr betroffen, daß Delbrück dem Reichstag den Brief des Königs von Bayern vorgelesen. Stillfried schickt sonderbare Entwürfe zu Reichswappen, das preußische mit der österreichischen Hauskrone, die deutsche Königskrone will er nicht, die ich als Attribut der deutschen Kaiserwürde verlange.

7. Dezember Prinzeß Friedrich der Niederlande gestorben, sie war die begabteste der drei Schwestern. Der Großherzog von Weimar sagt mir, er als Schwager des Königs, habe seinem Gesandten befohlen, im Bundesrath den Antrag zu stellen, daß Kaiser und Reich in der Verfassung aufgenommen würden, Bismarck habe dies gewünscht. Großes Diner beim König zu Ehren des russischen St. Georgfestes. Stosch über den glänzenden Sieg bei Bazoches; er hat eine gute Stelle zum Großherzog, der Talent habe.

9. Dezember. Ich erfahre Delbrücks Vorbringen der Kaiserfrage, das über alles Maß schwach, matt und trocken; es war kläglich, als ob er die Kaiserkrone in altes Zeitungspapier gewickelt aus der Hosentasche gezogen, es ist unmöglich, in diese Leute Schwung bringen. Man fragt, ob dieser Bund das Resultat aller Opfer sein solle, ein Werk, das nur den Männern passe, für welche und von denen es gemacht. Ich bin mir wohl bewußt, welche unendliche Mühen und Beschwerden mir dereinst die heutigen Unterlassungssünden bringen werden. Ich habe indeß dem

Kommandanten von Voigts-Rheetz befohlen, in der Stille die Salle des glaces freizuthalten. Der Großherzog von Baden sagt, der heute scheinbar leere Kaisertitel werde bald genug zur vollen Bedeutung gelangen.

10 Dezember. Russel beklagt die immer deutlicher hervortretende Isolirung Englands. Der König ist erregt über Delbrück's Verfahren, der König von Sachsen habe seine Ueberraschung aussprechen lassen; er fürchtet die Reichstagsdeputation, weil es aussehe, als ob die Kaisersache vom Reichstage ausgehe, und will sie nicht empfangen, bis er die Zustimmung sämmtlicher Staaten durch den König von Bayern hat. Bei Thee ist so wenig Unterhaltung, daß die Hälfte eigentlich regelmäßig schläft, Schneider liest nicht vor, man sieht die aus St. Cloud geretteten Kupferwerke immer wieder an.

12. Dezember. Pfalzburg kapitulirt, was es noch nie zuvor gethan. Am 16. soll die Deputation eintreffen, es ist an den König von Bayern telelegraphirt, er möge die längst in seinen Händen befindlichen Schreiben hersenden.

14. Dezember. Todestag Prinz Albert's, ich gedenke, daß er mir stets sagte, wir müßten den Gedanken aufgeben, ohne Beihülfe Deutschlands eine entscheidende Rolle zu spielen.

15. Dezember. Moltke erwartet die Kapitulation von Longwy und Mesières, weil der Kommandant erklärt, sich nur mit dem letzten Stein begraben lassen zu wollen; seine Haltung und Ausdrucksweise ist in solchen Augenblicken ganz unbezahlbar.

16. Dezember. Der König will nichts vom Empfang der Abgeordneten hören, doch lebt er sich mehr in die Sache

ein; schlimm ist, daß gerade jetzt Bismarck fußleidend ist, der Großherzog von Baden wirkt wie ein guter Genius.

17. Dezember. Ich höre vom Hofmarschall des Prinzen Karl, daß morgen bei Sr. Majestät Diner für die Reichstagsabgeordneten. Bismarck sagt, der König wolle sie vorher empfangen, lange Unterhaltung mit Simson, der korrekt und logisch. Graf Perponcher sagt zu Adalbert: „Wir werden doch dies Kaiserthum nicht für gewöhnlich, sondern nur bei großen Hoffesten oder Feierlichkeiten anlegen", worauf Adalbert erwidert: „wenn der König Sie in den Fürstenstand erhöbe, würden Sie dann auch nur bei Ausnahmsangelegenheiten jenen Titel führen?" Boyen fragt, was unser König thun werde, wenn ihm der preußische Landtag die Annahme der Kaiserkrone weigere? Du gleichst dem Geist den Du begreifst.

Sonntag, den 18. Dezember. Tief bewegt vom Empfang, würdig und gut. Die Predigt von Rogge ließ mich merken, daß dem Empfange doch Gewicht beigelegt werde. Fürsten und Generale baten mich, dabei sein zu dürfen, was ich sofort nach der Kirche dem König sagte, der ganz erstaunt darüber schließlich sagte, daß wenn wirklich Jemand von den Genannten dabei zu sein Lust habe, er nichts dawider haben würde. So erschienen Alle, wie wohl der König seine Ueberraschung darüber äußerte, nur Luitpold fehlte, im letzten Augenblicke wurden noch die königlichen Adjutanten bestellt. Se. Majestät nahm im Hauptsalon des Mittelgebäudes Platz, die Prinzen des Hauses zur Rechten, die regierenden Fürsten zur Linken. Simson's Meister-Rede entlockte mir helle Thränen, es ist eigentlich keine Auge dabei trocken geblieben, dann Verlesung der Adresse. Die Antwort

des Königs erfolgte mit einigem Stocken, da er nicht mehr leicht ohne Brille liest, aber auch vor Rührung mußte er einige Male innehalten. — Dann erfolgte die Vorstellung der Abgeordneten, während der ganzen Feier schoß der Mont Valerin, draußen stand Alles in hellen Haufen. Der König war nachher heiter, schien erleichtert und befriedigt. Die künftige Stellung der königlichen Familie ist noch zweifelhaft, Kaiserl. Hoheit widerstrebt mir gründlich.

19. Dezember. Die Abgeordneten sind zufrieden, ihr Erscheinen wirkt wohlthätig, ich esse bei Bismarck, die Beamten saßen stumm, die Lichter stacken in Flaschenhälsen. Stosch zurück, lobt Wittich sehr, auch Treskow.

24. Dezember. Weihnachtsfeier. Großes Erstaunen der Franzosen bei unseren Einkäufen, Russel bekommt in der Lotterie ein Offizier-Portépée.

25. Dezember. Eigentlich ist es doch eine Ironie auf die Heilsbotschaft, daß jeder Theil Gott für seine als die gerechte Sache anruft und bei jedem Erfolg beweisen möchte, daß der Gegner vom Himmel im Stich gelassen sei.

27. Dezember. Bourbaki gegen Belfort, Blumenthal ist glücklich über diesen Unverstand.

28. Dezember. Brief des Königs der Belgier, voll Sympathie für Kaiser und Reich und voll großer Erwartungen von denselben; er sieht darin Wiederherstellung der Ordnung und des Rechtsbewußtseins in Europa und nennt die denselben stellenden Aufgaben „wahrhaft herrliche“. Er sei eifrig bestrebt, seine Pflichten als Neutraler vertragsmäßig zu erfüllen, aber die Vortheile einer solchen Stellung seien nicht ohne empfindliche Lasten und Schwierigkeiten. Er wirft den fremden Literaten vor, die belgische Preß-

freiheit gegen uns zu mißbrauchen. Frankreich häuft Beschwerden gegen Belgien, weil dieses deutsche Verwundete und Lebensmittel durchlasse, während den flüchtigen Franzosen die Rückkehr nach Frankreich verwehrt werde und sie internirt werden.

28. Dezember. Der König erhält ein Belobigungstelegramm aus der Körpernickerstraße, weil wir die Beschießung endlich begonnen haben. Ich entwerfe mit dem Großherzog von Baden eine Proklamation für Kaiser und Reich. Ersterer ist Nachfolger der deutschen Kaiser, aber ein durchaus Neues, wie 1848 das alte preußische Königthum untergieng, um als verfassungsmäßiges aufzuerstehen, während Titel und Formen blieben. Heute vor einem Jahre theilte mir Napoleon mit, daß Ollivier Premier geworden. Bismarck äußert sich sehr anerkennend über Leopolds Brief, und bittet in meiner Antwort auf die Bürgschaft zu verweisen, welche Belgien durch ein starkes Deutschland gewinne, von dem es nie etwas zu fürchten habe, und so lange dieses stark, auch nicht von Frankreich.

31. Dezember. Der König erklärt, zu morgen keine öffentliche Kundgebung zu wollen, weil Bayern noch nicht zugestimmt, Delbrück dagegen meldet, heute Abend werde in Berlin die gedruckte Reichsverfassung erscheinen, die mit dem morgenden Tage, als solche Kaiser und Reich verkündend, in Kraft trete. Bismarck, den ich im Bett finde, und dessen Zimmer einer wahren Rumpelkammer gleicht, erklärt, ohne Bayerns Zutritt keine Inaugurirung vornehmen zu können. Ich bat ihn dann, doch den historischen 18. Jänner ins Auge zu fassen, was ihm zuzusagen schien. Es ist uns unmöglich, auf Elsaß-Lothringen zu verzichten, wenngleich der Gewinn des letzteren prekär.

IV.

1871.

1. Januar. Der König begrüßt mich ernst und freundlich bewegt mit dem Wunsche, daß es mir dereinst vergönnt sein möge, die Friedenssaat der jetzigen Arbeit zu erleben. Er könne sich freilich nicht denken, daß die dauernde Einigung Deutschlands bestehen bleiben werde, da leider die wenigsten Fürsten so handelten und gesonnen seien, wie es zu wünschen wäre, und denen der Großherzog ein so edles Beispiel gebe. Ich frage Delbrück, wie Marine-, Telegraphen-, Zoll- und Postwesen bezeichnet würden? „Kaiserlich". Und das Heer? „Ja, das ist so eine Sache"; worauf ich Delbrück zu dem kunstvoll gefertigten Chaos Glück wünsche. Meisterhafter Toast des Großherzogs auf König Wilhelm den Siegreichen, indem er des durch das amtliche Erscheinen der Verfassung heute in Kraft tretenden Reiches gedachte, dem Se. Majestät nicht eher die Krone aufsetzen wollte, als bis sämmtliche Stämme ihre Zustimmung ertheilt. Großer Eindruck.

2. Januar. Warmer Brief von Albrecht jun. „Möchte diese letzte und höchste erreichbare Stufe unserem Hause zum

Heile gereichen und es ihm gelingen, das was es für Brandenburg und Preußen bereits war und ist, auch für ganz Deutschland zu werden".

4. Januar. Roon verbietet das Austheilen der Volkszeitung. Erster Beschießungstag, was werden die Berliner Weisen sagen, wenn nach 14 Tagen noch alles beim Alten? Kritische Lage Werder's. Bei meiner individuellen Abneigung gegen den Krieg soll mir in diesem Riesenkampf nichts erspart bleiben; meine Abneigung gegen die Blutarbeit ist übrigens bekannt, ja man sagt mir, wie ich zu meiner stillen Freude vernehme, sogar nach, ich ließe überall, wo es nur irgendwie mit strenger Pflichterfüllung vereinbar sei, möglichst Schonung und Milde vorwalten.

8. Januar. Die brennenden Fragen sind: Behandlung des besiegten Paris, Waffenstillstand und Friedensbedingungen. Se. Majestät fordert Bismarck und mich zum Gutachten über die Insignien von Kaiser und Reich auf. Manteuffel kommt auf seinem Wege zur Südarmee, lobt das Eingreifen von Albrecht Sohn bei St. Quentin. Bismarck sagt mir zu, sich bei mir mit Moltke zu besprechen.

12. Januar. Ich mache den König darauf aufmerksam, daß Schleinitz über Kaiser und Reich gehört werden müsse; er antwortet er sähe im Kaiser nur eine Umänderung des Präsidiums des Bundes und würde sich am liebsten „König von Preußen, erwählter Kaiser von Deutschland" nennen, worin ich eine förmliche Beleidigung des Fürsten wie des Volkes erblicken würde.

13. Januar. Unterredung Bismarck's und Moltke's bei mir, lebhafte Debatte, der wortkarge Moltke wird beredt. Schleinitz herbeordert.

15. Januar. Werder fragt, ob er nicht besser thäte, Belfort jetzt aufzugeben, weil er dennoch glaube, das Elsaß vertheidigen zu können. Moltke las dies vor und fügte mit unerschütterlich eisiger Ruhe hinzu: „Ew. Majestät werden wohl genehmigen, daß dem General Werder geantwortet werde, er habe einfach stehen zu bleiben und den Feind da zu schlagen, wo er ihn findet.“ Moltke erschien mir über alles Lob bewunderungswürdig, in einer Sekunde hatte er die ganze Angelegenheit erledigt. Seine Antwort an Trochu wegen der Hospitäler war, „wir würden sie schonen, sobald wir nahe genug, um sie zu unterscheiden.“ Der König ist endlich einverstanden mit der Proklamation am 18. in der Salles des glaces, aber will mit den Vorbereitungen nichts zu thun haben, auch nichts über Insignien bestimmen.

16. Januar. Werders Sieg in der Deffensive. Manteuffel rückt an.

17. Januar. Nachmittags beim König eine Sitzung von Bismarck, Schleinitz und mir von drei Stunden in überheiztem Zimmer über Titel, Thronfolge u. s. w. Bei Berathung des Titels bekennt Bismarck, daß bereits bei Berathung der Verfassung die bayrischen Bevollmächtigten das „Kaiser von Deutschland“ nicht hätten zulassen wollen und daß er endlich ihnen zu Liebe, — aber allerdings ohne Se. Majestät vorher zu fragen, die Formel „deutscher Kaiser“ zugestanden habe. Diese Bezeichnung mißfiel dem König, ebenso wie mir, aber vergeblich. Bismarck suchte zu beweisen, daß „Kaiser von Deutschland“ eine Territorialmacht bedeute, die wir über das Reich gar nicht besäßen, während „deutscher Kaiser“ die natürliche Konsequenz des

Imperator Romanus sei. Wir mußten uns fügen, jedoch soll im gewöhnlichen Sprachgebrauch das „von Deutschland“ zur Anwendung kommen, die Anrede sein „Ew. Kaiserl. und Königl. Majestät“; niemals das K K. gebraucht werden. Da wir also bekennen, keine Territorialmacht über das Reich zu besitzen, so ist der Träger der Krone nebst seinem Erben gewissermaßen aus der königlichen Familie von Preußen allein herausgenommen und dadurch wird meine Ansicht hinfällig, daß unsere gesammte Familie den kaiserlichen Titel erhalten solle. Nun lange Debatte über das Verhältniß von Kaiser zu Kaiser, weil Se. Majestät, der alten preußischen Tradition zuwider einen Kaiser höher stellt. Beide Minister widersprachen mit mir unter Berufung auf die Archive, wonach Friedrich I. bei Anerkennung des Zaren als Kaiser ausdrücklich hervorhob, daß derselbe niemals den Vorrang vor dem preußischen König haben dürfe. Friedrich Wilhelm I. habe selbst verlangt, bei der Begegnung mit dem deutschen Kaiser gleichzeitig mit demselben in ein Zelt einzutreten, das zwei Thüren besaß, und endlich hob Bismarck hervor, daß Friedrich Wilhelm IV. nur aus der bekannten, ihm persöhnlich eigenthümlichen Demuth vor Oesterreich das Prinzip der Unterordnung unter das erzherzogliche Haus jenes Kaiserstaates eingeführt habe. Der König aber erklärte, daß, da Friedrich Wilhelm III. bei Begegnung mit Alexander I. bestimmt habe, daß Letzterem als Kaiser der Vortritt gebühre, auch gegenwärtig der Wille des königlichen Vaters maßgebend sei. Als indeß im Laufe der Verhandlung bestimmt wurde, daß unsere Familie ihre gegenwärtige Stellung beibehalten solle, sprach der König doch

wieder das Verlangen aus, die Gleichstellung derselben mit den kaiserlichen Häusern auszudrücken. — Schließlich ward nichts hierüber festgesetzt und der Beschluß bis zum Frieden oder einer etwaigen Krönung aufgeschoben. Von Reichsministern war keine Rede, Bismarck wird Reichskanzler, wiewohl ihm die gleichnamige Bezeichnung mit Beust so zuwider, daß er rief, er käme dadurch in eine zu schlechte Gesellschaft. Die Reichsfarben machen wenig Bedenken, da, wie der König sagte, sie nicht aus dem Straßenschmutz entstiegen; doch werde er die Konkarde nur neben der preußischen dulden, er verbat sich die Zumuthung, von einem kaiserlichen Heere zu hören, die Marine aber möge kaiserlich genannt werden; man sah, wie es ihm schwer wurde, morgen von dem alten Preußen, an dem er so festhält, Abschied nehmen zu müssen.

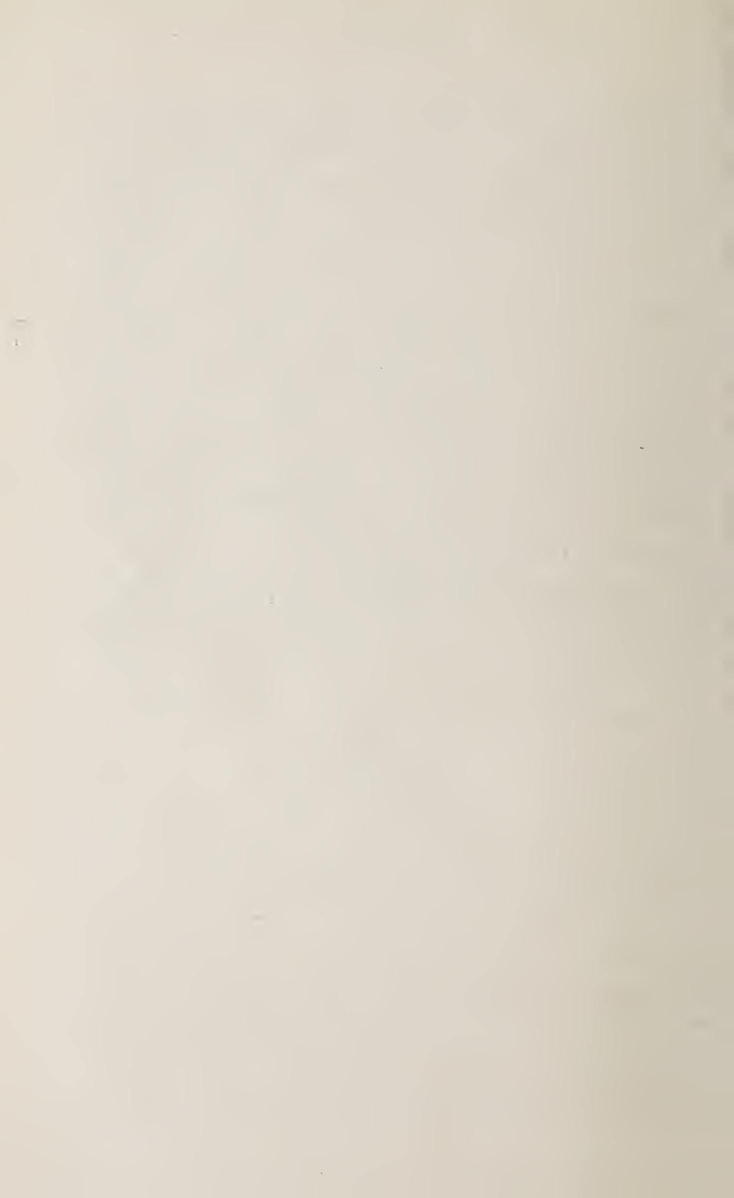
Als ich auf die Hausgeschichte hinwies, wie wir vom Burggrafen zum Kurfürsten und dann zum König gestiegen seien, wie auch Friedrich I. ein Scheinkönigthum geübt und dasselbe doch so mächtig geworden, daß uns jetzt die Kaiserwürde zufalle, erwiderte er: „Mein Sohn ist mit ganzer Seele bei dem neuen Stand der Dinge, während ich mir nicht ein Haar breit daraus mache und nur zu Preußen halte. Ich sage, er wie seine Nachkommen seien berufen, das hergestellte Reich zur Wahrheit zu machen.

18. Januar. Meine und meiner Frau Aufgabe ist doppelt schwer geworden, aber ich heiße sie darum auch doppelt willkommen, weil ich vor keiner Schwierigkeit zurückschrecke, ferner weil ich wohl fühle, daß es mir an frischem Muth nicht fehlt, furchtlos und beharrlich einst die Arbeit zu übernehmen, und endlich weil ich der Ueberzeugung bin,

daß es sich nicht umsonst so fügte, daß ich zwischen 30 und 40 Jahren wiederholt berufen war, die allerwichtigsten Entschlüsse zu fassen und, den damit verknüpften Gefahren ins Antlitz schauend, dieselben auch durchzuführen. Die langjährigen Hoffnungen unserer Voreltern, die Träume deutscher Dichtungen sind erfüllt und, befreit von den Schlacken des heiligen römischen Unsegens, steigt ein an Haupt und Gliedern reformirtes Reich unter dem alten Namen und dem 1000jährigen Abzeichen aus 60jähriger Nacht hervor. — Die gute Nachricht von Werder's Sieg bei Chenebières wirkt auf den König erleichternd; als Moltke die Depesche eben verlesen hatte, erklang die Musik, welche die 60 Standarten geleitete, dieser Anblick stimmte ihn heiterer, ich hatte auf diesen Eindruck bestimmt rechnend, befohlen, daß der Umweg gemacht werde, und der Zug gerade zur Vortragsstunde vor der Präfektur vorbeikommen mußte. Ein Sonnenstrahl durchbrach in diesem Augenblick die Wolken. Die Feier war einzig, ihr volles Gewicht wird uns erst im Laufe der Zeit bewußt werden; es fehlen nur Albrecht sen. und jun., die vor dem Feinde stehen, und der Fürst von Hohenzollern, der, kränklich, der Erfüllung seiner heißesten Wünsche nicht beiwohnen konnte.

Die Ansage des Hofmarschallamtes war: „die Feier des Ordensfestes findet statt," u. s. w. Da das Kommando, den „Helm ab, zum Gebet," vergessen, mußte ich es selber laut geben, das „einfache Gebet" bestand in einer Strafrede auf Ludwig XIV., sowie einer historisch-religiösen Abhandlung über die Bedeutung des 18. Januar, der Schluß war wieder besser. Nachdem Se. Majestät eine kurze Ansprache an die deutschen Souveräne verlesen, trat

Bismarck vor und verlas in tonloser, ja geschäftlicher Art die „Ansprache an das deutsche Volk“; bei den Worten „Mehrer des Reichs“ bemerkte ich eine zuckende Bewegung in der Versammlung, die sonst lautlos blieb. Nun trat der Großherzog von Baden mit der ihm so eigenen, natürlich ruhigen Würde vor und rief laut: „Es lebe Se. Kaiserl. Majestät, der Kaiser Wilhelm“! ich beugte ein Knie vor dem Kaiser und küßte ihm die Hand, worauf er mich aufhob und mit tiefer Bewegung umarmte. Darauf Cour. Beim Diner sagte Sr. Majestät mir, ich solle von nun „Kaiserl. Hohheit“ angeredet werden, wenn ihm mein Titel auch noch nicht bekannt sei. Abends waren sämmtliche Fürsten bei mir, die Versailler verstanden die Sache so, als werde der König zum Kaiser von Frankreich ausgerufen. Die erste Anrede „Kaiserl. Hoheit“ erschreckte mich förmlich.



V.

20. Januar. Beim Familiendiner werde ich herausgerufen; der Comte d'Héricourt ist von Trochu gesandt, um einen Waffenstillstand oder doch wenigstens 48stündige Waffenruhe zu erbitten. Sobald ich dies dem Kaiser meldete, sah er mich einen Augenblick starr an, denn wir beide fühlten instinktiv, daß ein solcher Schritt der Vorläufer großer Dinge sein müsse. Ich lasse sofort Bismarck benachrichtigen, der es ebenso ansieht; wir fahren zu diesem, um die Antwort zu besprechen, die dahin lautet, daß die Vorposten sich über die Bestattung in gewohnter Weise zu vereinbaren hätten, alles Andere könne nur schriftlich verhandelt werden.

22. Januar. Heute zuerst im Gebet das „Kaiser und König". Der Kaiser hat zu seiner Umgebung gesagt, er bleibe nach wie vor ihr König. Da es keine Reichsminister geben wird, wofür ich Roggenbach empfohlen hätte, sähe ich ihn gerne im Elsaß verwendet, wo er gründlich Bescheid weiß. Man muß Nichtpreußen heranziehen, aber der Kaiser wird nicht davon hören wollen.

23. Januar. Abends erhalte ich eine Kabinetsordre über meinen Titel, das ist Nebensache neben seiner inneren Bedeutung, ich fühle mich nur noch als Deutscher, kenne

keinen Unterschied mehr zwischen Bayer, Badenser und wie sich sonst die Bewohner der 33 Vaterländer nennen, will mich aber keineswegs in die inneren Angelegenheiten derselben mischen oder dieselben ihrer Eigenthümlichkeit berauben. Möchten alle Deutschen mich und meine Frau als die ihrigen und nicht nur als norddeutsche Aufdringlinge betrachten! — Nachmittags erscheint plötzlich Favre und steigt bei Bismark ab.

24. Januar. Höchste Aufregung, Bismarck bringt in einer Konferenz bei Sr. Majestät, der Moltke, Roon und ich beiwohnen, vor, daß Favre Waffenstillstand schließen, die Forts ausliefern und die Waffen strecken wolle; er gesteht, daß in Paris Hunger hersche „qu'une sédition a éclaté,“ Trochu sei zurückgetreten und nur noch „président de la défense.“ Favre fürchtet die Rückkehr und entwickelt bei Bismarck's Souper einen Wolfshunger. Es wurde uns Schweigen auferlegt, aber Bismarck, vom Kaiser kommend, pfiff Halali, was für Lehndorf genug war.

25. Januar. Favre ist wieder da, ißt, wie Bismarck behauptet, ein für 3 Personen bestimmtes Diner allein und soll sich gestern Spickgänse mitgenommen haben.

25. Januar. Konferenz bei Sr. Majestät für einen Waffenstillstand bis 19. Februar mit Ausnahme des Jura, Demarkationslinie von 10 Kilometer, Konstituante, die Forts werden ausgeliefert, mit Ausnahme von Vincennes, das Staatsgefängniß ist. Vor Ablauf des Waffenstillstandes gehen die Deutschen nicht nach Paris hinein, was den König zornig macht; es geht aber nicht anders, weil Niemand für die Sicherheit der Fremden bei der Erbitterung der Pariser einstehen will. Die Enceinte wird desarmirt, die Geschütz=

laffeten werden entfernt, die Kanonenrohre bleiben, da sie nicht transportierbar, die Waffenstreckung erfolgt mit Ausnahme von 12,000 Mann für Aufrechthaltung der Ordnung; sobald der Waffenstillstand ohne Friedensschluß abläuft, ist Alles kriegsgefangen. Favre entschuldigt sich ohne militärische Begleiter zu kommen; Trochu habe geschworen, nicht zu kapituliren, Vinoy könne es nicht, nachdem er erst das Kommando angetreten und Ducrot wäre wohl nicht angenommen!

27. Januar. Heute Wilhelm's dreizehnter Geburtstag. Möge er ein tüchtiger, rechtschaffener, treuer und wahrer Mensch werden, ein echt deutscher Mann, der das Angebahnte vorurtheilsfrei weiter führt. Gottlob ist zwischen ihm und uns ein einfaches, natürlich herzliches Verhältniß, dessen Erhaltung unser Streben, damit er uns stets als seine wahren, besten Freunde betrachte. Der Gedanke ist förmlich beängstigend, wenn man sich klar macht, welche Hoffnungen bereits jetzt auf das Haupt des Kindes gesetzt werden, und wie viel Verantwortung vor dem Vaterlande wir bei Leitung seiner Erziehung zu tragen haben, während äußere Familien- und Rangrücksichten, Berliner Hofleben und viele andere Dinge seine Erziehung so bedeutend erschweren. — Favre ist wieder da mit Beaufort d'Hautpoul, der angeheitert kommt und sehr des Guten zu viel thut, so daß schwer verhandeln und Favre höchst verlegen ist. Als die feindlichen Vorposten an der Sèvresbrücke Favre's Reisezweck erfuhren, tanzten sofort Offiziere und Mannschaften Cancan auf der Brücke mit einander.

28. Januar. Forckenbeck bei mir.

30. Januar. Besuch des Valèrien, schauerlicher Schmutz

in den Forts, die Geschütze werden gegen Paris gewendet, die Franzosen theilen uns offen alle Minen mit. Favre ist durchaus loyal, Gambetta soll Millionen in Sicherheit gebracht haben, wie aus Oppenheim'schen Bankierkreisen verlautet.

2. Februar. Bismarck sagt, er komme sich in diesen Tagen vor, als sei er auch mindestens im Dienste Frankreichs, weil nun auch jeder Franzose ihn um Rath frage.

6. Februar. Gerücht von verbreiteten Geschenken zu Hause für uns, was ich sofort ablehne. Der Großherzog von Baden schlägt vor, die deutschen Fürsten sollten dem Kaiser ein lebensgroßes Gemälde der Kaiserproklamation schenken, Werner war dabei.

7. Februar. Friedensbedingungen. Delbrück will nichts von Kolonnen und Kriegsschiffen hören. Friedrich Karl bei mir, führt eine Rohrreitgerte mit goldenem Knopf, um welche eine schwarz-silberne Quaste gewickelt ist, wie die österreichischen Feldmarschälle haben, trägt sie aber nicht vor dem König.

8. Februar. Bismarck findet Favre gemäßigt und gedrückt, aber so geschäftsunkundig und schwerfällig, daß die dringendsten Antworten oft tagelang ausbleiben, weil er die Hälfte vergißt.

14. Februar. Kardinal Bonnechose, Erzbischof von Rouen, bei mir, fein gebildet, offen; nachdem er sich vorsichtig umgesehen, ob sein Kaplan im Nebenzimmer ihn auch nicht hören kann, brachte er die Frage der Kontribution vor und kam dann auf die Lage des Papstes: Er hofft durch die Herstellung des Kaiserthums den Papst den ihm durchaus nöthigen Länderbesitz wieder zu geben

und Italien auf Lombardei und Venetien zu beschränken, den König von Neapel und den Großherzog von Toscana wieder einzusetzen, für ersteres werde Rußland, für letzteres Oesterreich eintreten, während Deutschland durch seinen Kaiser die Revolution niederzuhalten wissen werde, so daß es hierdurch gleichzeitig Frankreich einen Dienst erweise, weil sonst sicher nach Abzug unserer Truppen Anarchie ausbreche. Auf meine Frage, wie denn das Alles zu bewerkstelligen sein solle, meinte er durch einen Kongreß. Selbst Konvertit, spricht er milde über die Evangelischen.

15. Februar. Fräulein v. Oertzen macht aus Stettin haarsträubende Mittheilungen über das Unwesen der freiwilligen Krankenpflege.

16. Februar. Russel bedauert die eingeschlagene englische Politik, England konnte durch entschiedene Sprache den Krieg hindern, bei dieser Politik wird es zu einer Macht zweiten Ranges herabsinken; zu hoffen sei aber, daß, da Englands Krimalliirter sich von ihm abwendet, es sich bei Deutschland Ersatz suche. In Paris spricht man von Vermiethung der Fenster für unseren Einzug.

17. Februar. Mit Eulenberg, Mischke, Winterfeld und Hahnke nach Orléans, sehe dort Dupanloup vor seiner Abreise zur Konstituante, alter, artiger Herr, aber etwas viel Phrasen. Blois, herrliches Schloß in Renaissaince; nie sah ich solchen Reichthum von Schnitzerei, feiner Steinarbeit, geschickter Verwerthung von Namenszügen und Wappentheilen, sowie kunstvoll gehaltenen Knoten und Schnüren, und alles dies stammt aus der blutigsten Periode der französischen Geschichte.

18. Februar. Chambord, inwendig kahl, Bild eines verbannten Fürsten. Chaumont, dem strenglegitimistischen Comte Walsh gehörig, ganz im Styl möblirt, gar kein Raritätenkabinet. Amboise, Chenonceaux, der Mad. Pelouse, geb. Wilson gehörig. Abends in Tours, wo mich Friedrich Karl als Feldmarschall behandeln ließ, was darin bestand, daß einer seiner Adjutanten mir bis zur dritten Stufe entgegenkam und dort feststehen blieb, worauf mein Vetter mich ausdrücklich aufmerksam machte, da ich es natürlich nicht bemerkte. Seine Reitgerte verläßt ihn auch im Hause nicht.

20. Februar. Zurück, Thiers angekommen.

21. Februar. Ich meine, Metz könne allenfalls geopfert werden, Bismark stimmt mir zu, besorgt aber den militärischen Forderungen gegenüber den Kürzern zu ziehen. Eine Krönung würde den 18. Januar nur abschwächen.

22. Februar. Ich empfange Thiers, er betont, daß Frankreich sich nach Frieden sehne, aber die Pariser großes Gewicht auf das Nichtbetreten der Hauptstadt legen, auch Exzesse und Demonstrationen zu befürchten seien. Was die Landesabtretung betreffe, so sei schon die des Elsasses hart, aber kein Franzose werde sich zur Abtretung Lothringens herbeilassen. 6 Milliarden seien unmöglich. Er wirft die meiste Schuld am Kriege auf Napoleon III., äußert sich scharf über Gambetta, die freigewählte Constituante sei der wahre Ausdruck des Volkes. Schmeichelhafte Worte über den Ruf, den ich mir in Frankreich erworben; anerkennt, daß der Kaiser in der Präfektur wohne und das Schloß den Verwundeten überlasse. Er sprach mit wenig Modulation, meist mit niedergeschlagenen Augen, resignirt, durchaus taktvoll, fließend ohne Manier und Phrase. Als ich sprach,

schaute er mich mit glänzenden klugen Augen durch große scharfe Brillengläser prüfend und gerade an. Sein Aeußeres ist wie das eines rüstigen Rentiers.

23. Februar. Der nächste Beruf im Frieden ist die Lösung der sozialen Fragen, die ich gründlich erforschen werde. Es heißt, daß der König von Württemberg komme.

24. Februar. Nach Dreux, Erbbegräbniß der Orleans, seltsame Mischung von gothischem und griechischen Stil, Louis Philippe u. A. als Heilige auf Glasgemälden. Widersprechende Gerüchte über die Verhandlungen. Idee, Luxemburg statt Metz zu gewinnen.

25. Februar. Zum gewöhnlichen Vortrag kommend, fragte mich der Kaiser gleich, was ich denn zum unglaublichen Ereigniß der gestrigen Unterhandlung sage, die bis in die Nacht gedauert hatte? Als ich ihn ganz verdutzt ansah, weil wie gewöhnlich Niemand für gut befunden, mir etwas mitzutheilen, wollte er es mir nicht glauben. Thiers wollte auf Bismarck's Verlangen uns Luxemburg zu schaffen, nicht eingehen, worauf dann die Alternative Metz oder Belfort gestellt ward, bei welcher Bismarck für Metz den Ausschlag gab. Thiers hat viel geredet, bis Bismarck die Geduld verlor und nicht allein heftig ward, sondern ihn sogar deutsch anredete. Thiers beklagte sich über Grausamkeit, Bismarck über die Sendung eines Greises, gegen den er schwerlich ausfallend werden könne. Bray, Mittnacht und Jolly können als Zeugen die Ueberlegenheit Bismarck's nicht genug rühmen, Thiers' Geschäftsunkenntniß hat ihn stets in Nachtheil gebracht. Unsere Erfolge sind ungeheuer, wie auch Russell sagt.

26. Februar. Unterzeichnung. Wo finden sich die Männer, welche mit richtigem Blick die wahren Prinzipien aufzustellen vermögen, um diesen Erfolgen zur Seite zu stehen? Der Kaiser bringt die Nachricht, daß nachdem noch den ganzen Tag unterhandelt, um 5 Uhr gezeichnet ist; umarmt mich, Moltke und Roon. Als ich Bismarck meine Ueberraschung über die Nichtmittheilung ausspreche, entschuldigt er sich mit der späten Stunde und der gänzlichen Erschöpfung seiner Beamten. Er gestand, daß die große Scheu von unseren Militärs das Aufgeben von Metz zu rechtfertigen, ihn hauptsächlich bestimmt, an diesem Waffenplatz festzuhalten.

27. Februar. Der König von Württemberg Abends bei mir rauchend, überaus höflich mit Allen, die ich ihm vorstelle.

28. Februar. Ich werde die Parade von 30,000 Mann in Longchamps kommandiren, gerade da, wo 1867 die französische Revue stattfand, auf die Berezovskis Attentat folgte.

1. März. Kaiserin Eugenie telegraphirt dem Kaiser im Namen aller Mütter und Kinder, das Einrücken der Truppen, wegen des unvermeidlichen Blutbades noch zu hindern.

2. März. Ratifikation erfolgt. Favre hatte schon früh telegraphirt und war dann selbst gekommen, da aber Bismarck noch zu Bette lag, ward er nicht vorgelassen, so daß er nur schriftlich die Mittheilung wiederholen konnte, worauf der Bescheid erfolgte, man verlange das Originaldokument. Der Kaiser bedauert, daß nun die Garden nicht in die Stadt kämen, aber Moltke und Roon rathen

dringend strikte Einhaltung der Bedingungen. Ich fuhr mit dem Großherzog in das ausgestorbene Bois de Boulogne, wir verfuhren uns und befanden uns plötzlich am Arc de l'Etoile, wir entschlossen uns, nach Paris hineinzugehen. Fuhren über die Champs Elisées, die voll Soldaten neben der Stadtbevölkerung, die Frauen waren in Trauer, doch neugierig, die Stadtstatuen mit Florbinden, sonst Alles wie sonst.

3. März. Bleichröder über die Geschäftsunkunde der Franzosen, Bismarck sehr schroff gegen Rotschild, der ihn zuerst französisch anredet.

4. März. Nach Chartres, wo die Gothik zur Welt gekommen, namentlich ist die Behandlung menschlicher Figuren merkwürdig, deren eigenthümliche Steifheit sich den architektonischen Formen anschmiegt. Harry Arnim, der Graf geworden, sagt, der Vatikan sei ein Narrenhaus und nicht der Sammelpunkt alles Scharfsinnes. Russel verabschiedet sich, voll Rührung über die Art, wie Se. Majestät ihn entlassen, sein Aufenthalt war ein wahrer Segen.

6. März. Ich suche Bismarck für Roggenbach als Stadthalter des Elsaß zu gewinnen, fiel aber ganz damit durch.

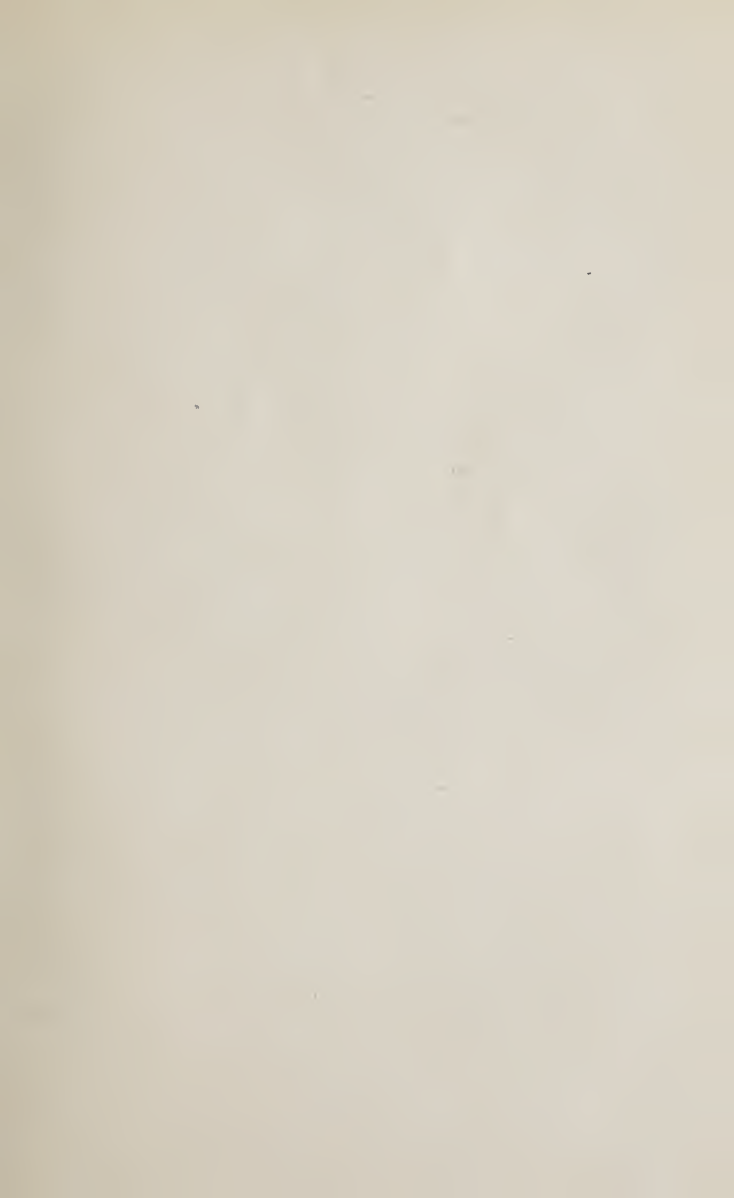
7. März. Ferrières. Selbst der größte Unverstand wird nicht mehr das Erreichte rückgängig machen. Ich zweifle an der Aufrichtigkeit für den freiheitlichen Ausbau des Reiches und glaube, daß nur eine neue Zeit, die einst mit mir rechnet, solches erleben wird. Solche Erfahrungen, wie ich sie seit zehn Jahren gesammelt, können nicht umsonst gewonnen sein. In der nunmehr geeinten Nation werde ich einen starken Anhalt für meine Gesinnungen

finden, zumal ich der erste Fürst sein werde, der den verfassungsmäßigen Einrichtungen ohne allen Rückhalt ehrlich zugethan, vor sein Volk zu treten hat. Mehr als je gedenke ich gerade in diesen Tagen des Spruches: „Wer den Sinn auf das Ganze hält gerichtet, dem ist der Streit in der Brust schon längst geschlichtet." Ich bringe nicht Gesinnungen des Hasses gegen die Franzosen mit, vielmehr Streben nach Versöhnlichkeit.

8. März. Ruhe. Lustwandle mit Stosch. Rothschild hat ohne System Luxusgegenstände aufgehäuft." Bismarck soll Fürst, Moltke Feldmarschall werden. Graville, Triquetti und Hyacinthe werden in Briefen meinem Charakter gerecht, abgesehen vom militärischen, wo der Augenblick entscheidet. Was sittlichen Ernst und politische Ueberzeugung betrifft, so kann dies nur das Ergebniß innerer Reife und innerer Kämpfe sein, welche man täglich fortzusetzen hat, und für die man selbst allein einstehen muß. Und wenn ich sehe, daß mein Streben für die Bedrängten in Deutschland und bei seinen Nachbarn derart anerkannt wird, daß man Vertrauen zu meiner Zukunft gewinnt, so macht mich das glücklich. — Napoleon sucht im Stillen Annäherung an uns, Ermäßigung der Friedensbedingungen gegen Versprechen eines gemeinsamen Krieges gegen England.

11. März. Statt des Kaisers nach Rouen, in Amiens kommt der brave Göben. Die Gothik hat hier bereits viel von der englischen angenommen.

12. März. Nach Hause nach fast neunmonatlicher Trennung.





Die

Reichstags-Reden

des

Fürsten Bismarck

vom 11. Januar 1887

über die

Politische Lage Europas.

Zürich
Druck und Verlag von Orell Füßli & Co.
1887



Vorwort.

Nach der seit Wochen andauernden Bangigkeit, in welche Europa in Folge der Befürchtung versetzt wurde, daß es am Vorabend eines verheerenden Krieges stehe, war man allerwärts in ganz ungewöhnlicher Weise darauf gespannt, zu vernehmen, wie sich der gewaltigste aller gegenwärtigen Staatsmänner über die verhängnißvolle Situation äußern würde. Den 11. Januar erschien Fürst Bismarck in der Sitzung des deutschen Reichstages, wo er in die Diskussion des Militärartikels eingriff, von dessen Annahme oder Verwerfung, wie Graf Moltke behauptet, Krieg oder Frieden abhängig sind. Wohl selten oder nie hat die Welt den Worten eines Sterblichen mit größerer Aufmerksamkeit gelauscht. Fürst Bismarcks Rede kann als eines der wichtigsten historischen Aktenstücke unseres Jahrhunderts angesehen werden, so daß es gerechtfertigt erscheint, sie in ihrem ganzen Umfange auch denjenigen zugänglich zu machen, welchen die großen Weltblätter nicht zur Verfügung stehen.

Inhalt des Militärartikels:

Die Friedens-Präsenzstärke des deutschen Heeres ist zuletzt durch Gesetz vom 6. Mai 1880 geregelt und hiebei für die Zeit vom 1. April 1881 bis 31. März 1888 auf 427,274 Mann, d. h. auf 1 Prozent der nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1875 ortsanwesenden Bevölkerung festgestellt worden.

Die neue Gesetzesvorlage bezweckt, schon vom 1. April 1887 ab und zwar für die Zeit bis zum 31. März 1894 die Friedens-Präsenzstärke nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1885 (1 %) zu berechnen, d. h. dieselbe auf 468,409 Mann (ausschließlich der Einjährig-Freiwilligen), also um 41,135 Köpfe zu erhöhen.

Fürst Bismarck sprach:

Die verbündeten Regierungen haben durch ihre Vorlage der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die Wehrkraft des deutschen Reichs so, wie sie augenblicklich beschaffen ist, dem deutschen Volk nicht diejenige Bürgschaft für die Vertheidigung des Reichsgebiets gewährt, auf welche die Nation ein unverjährbares Recht hat. Diese Ueberzeugung der verbündeten Regierungen ist begründet durch das Urtheil, durch das einstimmige Urtheil aller militärischen Autoritäten in Deutschland, Autoritäten, deren Kompetenz in ganz Europa sonst anerkannt wird, mit der alleinigen Ausnahme des deutschen Reichstags (Bewegung. Oho! links), wo dem militärischen Urtheil dieser Autoritäten, die, ich wiederhole es, sich der Anerkennung Europas erfreuen, dasjenige der Herren Richter, Windthorst, Grillenberger entgegengetreten ist.

Meine Herren, ist das ein Irrthum, so müßten die Druckberichte, die ich zu Hause gelesen habe, über Ihre Verhandlungen doch unrichtig sein. Ich habe sie hier; aber ich will Ihre Zeit nicht weiter aufhalten durch Bezugnahme darauf. Es handelt sich hier vorwiegend um die militärische Vorlage. Ich kann nun in der That nicht glauben, daß die Herren, die ich eben nannte, so weit gehen sollten, ihr eigenes Urtheil in militärischen Fragen über das des Feldmarschalls Grafen Moltke, den wir hier sehen, über das eines kriegserfahrenen Kaisers, über das sämmtlicher deutscher Generalstäbe und Kriegsministerien zu stellen. Es ist doch kaum möglich, daß ein noch so einsichtiger und an seine Einsicht glaubender Civilist der Meinung sein könnte.

Ich bin also genöthigt anzunehmen, daß die Herren in ihrer Opposition gegen die Vorlage noch andere Gründe haben, als die Zweifel an der Autorität des militärischen Urtheils derjenigen Stellen, die ich namhaft gemacht habe. (Murren.) Aus dem leisen Murren im Hintergrunde ziehe ich den Schluß, daß Sie bei dieser meiner Andeutung etwas ganz anderes vermuthen, als ich zu sagen beabsichtige. Ob das ein Zeichen ist, daß irgend Jemand sich getroffen fühlt von der anderweiten Vermuthung, lasse ich hier unentschieden; das ist mir auch gleichgiltig. Ich fürchte aber, Sie setzen bei den Regierungen andere Motive für deren Antrag voraus, als wie das ausschließliche Bedürfniß unserer defensiven Wehrkraft. Es sind ja in der Presse Aeußerungen gefallen, als ob die ganze Militärvorlage keinen Zweck weiter hätte, als unter falschen Vorwänden Steuern, Geld zu erheben. Das war der Fall in denselben Theilen der Preßpolitik, wo die abenteuerlichsten, die kindischsten Gerüchte, wenn sie über Nacht ausgeschrieen werden, sofort Glauben finden. Es ist das ein so absurder Gedanke, daß wir mit einer Forderung von 20 bis 30 Millionen eine Grundlage für neue exorbitante Steuervorschläge gewinnen wollten, daß ich mich weiter gar nicht damit aufhalten will. Was den moralischen Werth einer solchen Insinuation betrifft und ihre Bedeutung, so will ich doch nur darauf aufmerksam machen, daß sie ungefähr in gleicher Linie stehen würde mit der andern, wenn wir sagen würden, der Widerstand gegen unsere Vorlage sei eingegeben von dem Wunsche, daß Deutschland im nächsten Kriege nicht glücklich sein möge. (Murren.) Das steht ungefähr auf derselben moralischen Höhe, wie Ihre Verdächtigungen. (Murren.) Nicht Ihre, sondern die Preßverdächtigungen gegen die Intentionen der Regierung. Jene andere Verdächtigung hat doch noch mehr Haltbarkeit, da sich nicht leugnen läßt, daß es viele Einwohner Deutschlands gibt, die das

Deutsche Reich und seine Fortexistenz negiren. Ich komme vielleicht auf diese Frage nachher noch weiter zurück. Ein glaublicheres Motiv, daß die Regierungen und namentlich die Vertreter des Kaisers ihre Pläne nicht eingestehen, könnte in der Richtung gesucht werden, daß eine Verstärkung des deutschen Heeres etwa gewollt werde aus denselben Gründen, aus denen mancher eroberungs- oder kriegslustige Monarch eine starke Armee erstrebt hat, nämlich in der Absicht, demnächst einen Krieg zu führen, sei es um bestimmte Zwecke durchzusetzen, sei es, um irgend etwas zu erobern, sei es des Prestiges und des Bedürfnisses wegen, sich in die Angelegenheiten anderer Mächte vorwiegend einzumischen, also z. B. die orientalische Frage von hier aus zu reguliren. Ich glaube aber, auch dies wird als vollständig unbegründet gefunden werden von dem, der darüber nachdenkt, wie friedliebend die Politik Sr. Majestät des Kaisers bisher seit sechszehn Jahren gewesen ist. Es ist ja wahr, der Kaiser hat sich genöthigt gesehen, zwei große Kriege zu führen; aber diese beiden Kriege waren ein uns überkommenes, zwingendes historisches Ergebniß früherer Jahrhunderte. Sie werden die Thatsache nicht bestreiten, daß der gordische Knoten, unter dessen Verschluß die nationalen Rechte der Deutschen lagen, das Recht als große Nation zu leben und zu athmen, nur durch das Schwert gelöst werden konnte (Zustimmung) — leider, und daß auch der französische Krieg nur eine Vervollständigung der kriegerischen Kämpfe bildete, durch welche die Herstellung der deutschen Einheit, das nationale Leben der Deutschen, geschaffen und sichergestellt werden mußte. Also man kann daraus nicht auf kriegerische Gelüste schließen. Wir haben keine kriegerischen Bedürfnisse, wir gehören zu den, was der alte Fürst Metternich nannte: saturirten Staaten, wir haben keine Bedürfnisse, die wir durch das Schwert erkämpfen könnten, und außerdem, wenn das der Fall wäre, so blicken Sie doch auf die fried-

liebende Thätigkeit — und ich sage das eben so gut nach dem Auslande wie hier zu dem Reichstag — der kaiserlichen Politik in den letzten sechszehn Jahren. Nach dem Frankfurter Frieden war unser erstes Bedürfniß, den Frieden möglichst lange zu erhalten und zu benutzen, um das deutsche Reich zu konsolidiren. Diese Aufgabe war keine leichte. Im Reichstage selbst ist uns damals vorgehalten worden als ein Vorwurf über die Ergebnisse unserer Politik, weil wir den Muth gehabt hatten, für Deutschlands Einigkeit zu kämpfen, daß wir eine Situation geschaffen hätten, in der der nächste Krieg wahrscheinlich sehr nahe bevorstehend sein würde. Man sprach damals von vier, fünf, vielleicht drei Jahren, die es dauern würde bis zum nächsten Kriege. Meine Herren, es ist gelungen, wenn auch nicht ohne starke Gegenströmungen zu überwinden, den Frieden seit sechszehn Jahren zu erhalten. Unsere Aufgabe haben wir zuerst darin erkannt, die Staaten mit denen wir Krieg geführt hatten, nach Möglichkeit zu versöhnen. Es ist uns dies vollständig gelungen mit Oesterreich. Die Absicht und das Bedürfniß, dahin zu gelangen, beherrschen bereits die Friedensverhandlungen in Nikolsburg im Jahre 1866, und es hat uns seitdem nie das Bestreben verlassen, die Anlehnung an Oesterreich wieder zu gewinnen, die wir 1866 nur scheinbar und buchstäblich hatten, die wir jetzt in der Wirklichkeit vollständig besitzen. (Bravo! rechts.) Wir stehen mit Oesterreich in einem so sicheren und vertrauensvollen Verhältnisse, wie es weder im deutschen Bunde trotz aller geschriebenen Verträge, noch früher im heiligen römischen Reiche jemals der Fall gewesen ist. (Bravo! rechts.), nachdem wir uns über alle Fragen, die zwischen uns seit Jahrhunderten streitig gewesen sind, in gegenseitigem Vertrauen und gegenseitigem Wohlwollen auseinandergesetzt haben. Es war die Aussöhnung mit Oesterreich aber nicht allein das Ziel, welches unsere Friedenspolitik erstrebt hat, wir

haben uns erinnert, daß die Freundschaft der drei großen östlichen Mächte in Europa, wenn sie auch manche verdrießliche Folgen für die öffentliche Meinung und andere Staaten gehabt haben mag, doch Europa über dreißig Jahre lang den Frieden bewahrt hat, den Frieden in einer Epoche, in der die Quellen entstanden sind, die den Wohlstand, den wirthschaftlichen Aufschwung, die gesammte Entwickelung Europas befruchtet und befördert haben. Die Quellen davon liegen in dem Zeitraum, in welchem die übelberufene heilige Allianz uns den Frieden erhalten hat. Es wird das Jedermann unwiderleglich einleuchten, der einen Vergleich zieht zwischen unserer heutigen wirthschaftlichen Situation und der von 1866, und zwischen dem Maße von Wohlhabenheit und civilisatorischer Entwicklung, das in ganz Europa, namentlich aber in Deutschland im Jahre 1815 und 1816 herrschte; der Unterschied ist ein so ungeheurer, wie er kaum je in früheren Jahrhunderten in einer gleichen Epoche stattgefunden hat. Der Fortschritt zum Günstigsten, zur Wohlhabenheit der Gesammtheit ist ein gewaltiger gewesen. Nun, ich weiß nicht, ob es uns gelingen wird, wiederum eine Friedensepoche von derselben Länge, d. h. von mehr als dreißig Jahren, herzustellen. Unsere Bemühungen dazu sind aufrichtig; vor allem aber brauchen wir dazu ein starkes Heer, ein Heer, das stark genug ist, um unsere eigene Unabhängigkeit ohne jeden Bundesgenossen sicher zu stellen. (Sehr richtig!) In Anbetracht dieser Wirkung der früheren Freundschaft der drei großen östlichen Höfe haben wir nicht blos die Aussöhnung mit unserem früheren Gegner, sondern auch die Neubegründung der Freundschaft zwischen den jetzigen Dreikaisermächten als unsere Aufgabe betrachtet. Unsere eigenen Beziehungen zu Rußland waren dabei nicht schwierig. Unsere Freundschaft mit Rußland hat in der Zeit unserer Kriege gar keine Unterbrechung erlitten und ist auch heute über jeden Zweifel

erhaben. (Hört, hört!) Wir erwarten von Rußland durchaus weder einen Angriff, noch eine feindselige Politik. Wenn ich das so unbefangen ausspreche, so kann ich der Vorlage dadurch möglicherweise die Stimme der polnischen Abgeordneten entfremden, die sonst ja doch ganz gewiß für die möglichste Stärkung der deutschen Macht gegen russische Angriffe stimmen würden, da sie bei einem russischen Siege nichts zu erwarten haben. Aber ich muß doch der Wahrheit die Ehre geben und sagen: alle die Motive für die Vorlage, die man aus unseren Beziehungen zu Rußland entnommen hat, sind nach meiner politischen Auffassung hinfällig. Wir leben mit Rußland in derselben freundschaftlichen Beziehung, wie unter dem hochseligen Kaiser, und diese Beziehung wird unsererseits auf keinen Fall gestört werden. Was hätten wir denn für ein Interesse, Händel mit Rußland zu suchen? Ich fordere Jeden heraus, mir eins nachzuweisen. Die bloße Rauflust kann uns doch unmöglich dazu bringen, mit einem Nachbarn, der uns nicht angreift, Händel zu suchen. Solchem barbarischen Instinkt sind die deutschen Regierungen und die deutschen politischen Auffassungen unzugänglich. Also unserseits wird der Friede mit Rußland nicht gestört werden, und daß man uns von russischer Seite angreifen werde, glaube ich nicht. Ich glaube auch nicht, daß man von russischer Seite nach Bündnissen sucht, um in Verbindung mit andern uns anzugreifen, oder daß man von Schwierigkeiten, die wir auf anderer Seite haben könnten, den Gebrauch machen würde, uns mit Leichtigkeit anzugreifen. Der Kaiser Alexander III. von Rußland hat jederzeit den Muth seiner Meinung gehabt, und wenn er mit Deutschland in unfreundliche Beziehungen zu treten beabsichtigte, so ist er der erste, der dies sagen und zu erkennen geben würde. Das Vertrauen kann Jeder zu ihm haben, der die Ehre gehabt hat, ihm irgendwie näher zu treten. Alle Argu-

mente also, die für unsere Vorlage daraus entnommen sind, daß wir einer Koalition von Frankreich und Rußland gegenüber zu treten haben würden, die assumire ich meinerseits nicht, und unsere Stärke ist darauf ja auch nicht zu berechnen; wir könnten sie ebenso gut auf eine Koalition zu dreien, wie sie im siebenjährigen Kriege gegen uns stattgefunden hat, berechnen wollen; denn die Möglichkeit ist ja nicht auszuschließen, daß wir, wie Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege, die Errungenschaften der beiden ersten schlesischen Kriege zu vertheidigen hatte, auch unsere Errungenschaften in einem noch größeren Kriege als in den vorhergehenden zu vertheidigen haben würden, womit ich übrigens nicht auf das Septennat anspielen will. (Heiterkeit.) Ich meine nur, die Analogie zwischen den beiden ersten schlesischen Kriegen und dem großen Kampfe, in dem König Friedrich II. seine Errungenschaften gegen große Koalitionen zu vertheidigen hatte, ist historisch nicht ganz zu verwerfen. Für den Augenblick aber liegt sie nicht vor; es müßten große Veränderungen in den Konstellationen eintreten, ehe dergleichen zu befürchten wäre. Wir werden Händel mit Rußland nicht haben, wenn wir nicht bis nach Bulgarien gehen, um sie dort aufzusuchen. (Heiterkeit.) Es ist merkwürdig, daß die Presse derselben Partei, die jetzt der Verstärkung unserer Armee widerspricht, vor wenigen Monaten alles Mögliche gethan hat, um uns in einen Krieg mit Rußland zu verwickeln. (Sehr richtig! rechts.) Diese Uebereinstimmung ist in der That eine auffällige. Ich habe vorher gesagt, daß ich auf die Frage, über die dort gemurrt worden ist, vielleicht zurückkommen würde; ich will es nur mit dieser Andeutung. Es ist des auffällig. Damals bin ich ganz erstaunt gewesen, zu lesen, mit welch leidenschaftlichen Argumenten seitens der oppositionellen Presse auf einen Bruch mit Rußland hingearbeitet wurde. Ich habe ein ganzes Kon=

volut von Zeitungsausschnitten aus der Zeit; eines überbietet immer das andere an Beschimpfungen der Regierung, weil sie nicht für Bulgarien und seinen damaligen Fürsten Rußland gegenüber den Handschuh aufnehmen wollte. Nun, meine Herren, als ich das gelesen habe, ich muß sagen, hat es mir zunächst den Eindruck von Heiterkeit gemacht; ich habe diese ganze Preßhetzerei lächerlich gefunden, die Zumuthung, daß wir nach Bulgarien laufen sollen, um „hinten weit in der Türkei", wie man früher zu sagen pflegte, die Händel zu suchen, die wir hier nicht finden können. Ich hätte geradezu verdient, wegen Landesverraths vor Gericht gestellt zu werden, wenn ich auch nur einen Augenblick auf den Gedanken hätte kommen können, mich auf diese Dummheit einzulassen (große Heiterkeit), und es hat mich damals auch wenig verdrossen; wir waren ja die Herren, zu thun und zu lassen, was wir wollten. Es hat mich nur tief betrübt, einen solchen Aufwand von Pathos in der deutschen Presse zu finden, um uns wo möglich mit Rußland in Krieg zu verwickeln. Als ich diese Deklamationen zuerst las, sie sind zum Theil weinerlich, zum Theil pathetisch, so fiel mir unwillkürlich die Scene aus Hamlet ein, wo der Schauspieler deklamirt und Thränen vergießt über das Schicksal von Hekuba, wirkliche Thränen, und Hamlet sagt, ich weiß nicht, wendet er den Ausdruck an, der durch Herrn Virchow das parlamentarische Bürgerrecht gewonnen hat, den Ausdruck von Schuft: was bin ich für ein Schuft! oder benützt er ein anderes Beiwort: kurz und gut, er sagt: was ist ihm Hekuba? Das fiel mir damals sofort ein. Was sollen diese Deklamationen heißen? Was ist uns denn Bulgarien? Es ist uns vollständig gleichgültig, wer in Bulgarien regiert und was aus Bulgarien überhaupt wird. Das wiederhole ich hier. Ich wiederhole alles, was ich früher mit dem viel gemißbrauchten und todtgerittenen Ausdruck

von den Knochen des pommer'schen Grenadiers gesagt habe: die ganze orientalische Frage ist für uns keine Kriegsfrage. Wir werden uns wegen dieser Frage von Niemanden das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouilliren. (Bravo! rechts.) Die Freundschaft von Rußland ist uns viel wichtiger, als die von Bulgarien und die Freundschaft von allen Bulgarenfreunden, die wir hier bei uns im Lande haben. (Heiterkeit rechts.) Ich kann also wohl sagen, die Hoffnung, die ich an das Gelingen des Bestrebens knüpfte, die drei Kaisermächte wieder zu einigen, welche ich zuerst faßte, als es erreicht war, die Monarchen hier in Berlin im Jahre 1872 zusammenzubringen, die hat sich in soweit verwirklicht, daß wir weit entfernt sind von der Wahrscheinlichkeit, mit Oesterreich oder mit Rußland in Händel zu kommen. Es liegen gar keine direkten Motive vor, die unsern Frieden mit diesen beiden gefährden könnten. Aber der Schutz, den der Frieden, durch diese Verbindungen zu Dreien, ich möchte sagen, durch das trianguläre Carré, welches die drei Kaisermächte unter sich formiren, wenn der Ausdruck nicht unsinnig wäre, gewinnt, ist eben stärker zu Dreien, als zu Zweien, und die Schwierigkeit der Aufgabe liegt nicht darin, unseren Frieden mit Oesterreich oder Rußland zu erhalten, sondern den Frieden zwischen Oesterreich und Rußland. Dort liegt die Sache anders. Es gibt wirklich rivalisirende und mit einander konkurrirende Interessen, die diesen beiden unseren Freunden die Erhaltung des Friedens unter sich schwieriger machen als es für uns mit jedem von ihnen ist. Es ist unsere Aufgabe, diese Schwierigkeit nach Möglichkeit zu ebnen, in beiden Kabinetten der Anwalt des Friedens zu sein gegenüber den Erregungen publizistischer oder parlamentarischer Natur. Ich brauche diese Erregungen nicht näher zu bezeichnen. Die Presse beider Länder und der Parlamentarismus des einen davon bilden die Gegen=

strömungen und Schwierigkeiten, mit denen wir bei unseren Bemühungen, sie zu überwinden und den Advokaten des Friedens in beiden Kabinetten zu machen, rechnen müssen. Wir laufen dabei Gefahr, daß wir in Oesterreich und noch mehr in Ungarn als russisch bezeichnet, und in Rußland für österreichisch gehalten werden. Das müssen wir uns gefallen lassen; wenn es uns gelingt, den eigenen Frieden und den Europas zu erhalten, so wollen wir uns das auch gerne gefallen lassen.

Nicht minder aufrichtig und angestrengt sind unsere Bemühungen gewesen, nach dem französischen Kriege die Versöhnung mit Frankreich herbeizuführen; ob sie ganz so glücklich gewesen sind wie im Osten, das weiß ich nicht. Wenn wir mit den Verhältnissen im Osten allein zu rechnen hätten, so würden dieselben uns nicht zu einer Vorlage dieser Art bestimmt haben. Bezüglich Frankreichs liegt es aber anders; ich kann ja nur nach meinem politischen Urtheile sprechen, aber ich kann für mich geltend machen, daß ich seit, ich glaube jetzt 36 Jahren in der großen europäischen Politik thätig bin, und daß ich mich auf manche Epochen und Vorgänge berufen kann, in denen mein politisches Urtheil das richtige gewesen ist, und namentlich richtiger als das der parlamentarischen Opposition, die ich mir gegenüber fand. (Sehr richtig! rechts.) Die Frage, wie wir mit Frankreich in der Zukunft stehen werden, ist für mich eine minder sichere. Ich habe nicht das Bedürfniß, alle europäischen Mächte durchzugehen. Ich spreche von Italien und England gar nicht, weil gar kein Grund vorliegt, daß wir für beide Regierungen und sie für uns gegenseitig nicht das größte Wohlwollen haben sollten. Unsere Beziehungen zu den beiden sind derart, daß ich sie hier nicht mit in Betracht ziehe bei der Vermehrung unserer Streitkräfte. Sie sind in jeder Hinsicht freundschaftlich. Zwischen uns und Frankreich ist das Friedenswerk deßhalb schwer, weil da eben ein langwieriger historischer

Prozeß in der Mitte zwischen beiden Ländern liegt. Das ist die Ziehung der Grenze, die ja zweifelhaft und streitig geworden ist von dem Zeitpunkte an, wo Frankreich seine volle innere Einigkeit und königliche Macht als ein abgeschlossenes Königthum erreicht hat. Das Infragestellen der deutschen Grenze hat angefangen, wenn wir es rein im historischen pragmatischen Zusammenhang auffassen wollen, mit der Wegnahme der drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun. Das ist eine vergessene Thatsache und ich erwähne sie nur des historischen Zusammenhanges wegen. Wir beabsichtigen weder Toul noch Verdun wieder zu erobern, und Metz besitzen wir ja. Aber seitdem hat doch kaum eine Generation in Deutschland gelebt, die nicht genöthigt gewesen ist, den Degen gegen Frankreich zu ziehen. Und ist diese Epoche des Grenzkampfes mit der französischen Nation nun heute definitiv abgeschlossen oder ist sie es nicht? Das können Sie so wenig wissen, wie ich. Ich kann nur meine Vermuthung dahin aussprechen, daß sie nicht abgeschlossen ist; es müßten sich der ganze französische Charakter nnd die ganzen Grenzverhältnisse ändern. Wir haben unsererseits Alles gethan, um die Franzosen zum Vergessen des Geschehenen zu bewegen. Frankreich hat unsere Unterstützung und unsere Förderung in jedem seiner Wünsche gehabt, nur nicht in demjenigen, der sich auf eine mehr oder weniger lange Strecke von der Rheingrenze richten konnte; weder im Elsaß noch weiter unten können wir das zugeben. Aber wir haben uns redlich bemüht, im Uebrigen Frankreich gefällig zu sein und dasselbe zufrieden zu stellen, wie wir können. Wir haben unsererseits ja nicht nur keinen Grund, Frankreich anzugreifen, sondern auch ganz sicher nicht die Absicht. Der Gedanke, einen Krieg zu führen, weil er vielleicht späterhin unvermeidlich ist und späterhin unter ungünstigeren Verhältnissen geführt werden könnte, hat mir immer fern gelegen und ich habe ihn immer bekämpft. (Bravo!) Ich

bin dagegen gewesen, im Jahre 1867 die Luxemburger Frage aufzunehmen, um den Krieg mit Frankreich zu führen. Luxemburg war gewiß des Krieges mit Frankreich nicht werth, und namentlich nicht unser zweifelhaftes Garnisonsrecht, nachdem der Bund erloschen war. Es konnte damals nur auf die Frage ankommen, ob wir den Krieg nicht späterhin doch führen müßten, und da sagte ich: das ist vielleicht möglich; ich kann das aber so genau nicht wissen; ich kann der göttlichen Vorsehung nicht so in die Karten sehen, daß ich das vorher wüßte. (Bravo!) Mein Rath wird nie dahin gehen, einen Krieg zu führen deßhalb, weil er später vielleicht doch geführt werden muß; er kann vielleicht nach Gottes Willen, wenn er später geführt wird, unter für uns günstigeren Verhältnissen geführt werden, wie das mit Frankreich der Fall gewesen ist. Wir haben 1870 mit günstigerem Erfolge geschlagen, als wir 1867 gekonnt hätten; aber es wäre doch ebenso gut möglich gewesen, wenn der Kaiser Napoleon früher gestorben wäre, daß der Krieg uns ganz erspart geblieben wäre. Also das führe ich nur an, um meine Ueberzeugung zu begründen und auch Anderen im Auslande glaublich zu machen, daß wir Frankreich niemals angreifen werden. Wenn die Franzosen so lange mit uns Frieden halten wollen, bis wir sie angreifen, und wenn wir dessen sicher wären, dann wäre der Friede ja für immer gesichert. (Lebhafter Beifall.) Was sollten wir denn von Frankreich erstreben? Sollten wir noch mehr französisches Land annektiren? Ich bin schon, ich muß das aufrichtig sagen, 1871 nicht sehr geneigt gewesen, Metz zu nehmen. Ich bin damals für die Sprachgrenze gewesen. Ich habe mich aber bei den militärischen Autoritäten erkundigt, bevor ich mich endgiltig entschloß. Es war, wenn Sie mir diese historische Episode verstatten wollen, Herr Thiers, der mir sagte: „Eins können wir nur geben: entweder Belfort oder Metz; wenn Sie beide haben wollen, dann wollen

wir jetzt nicht Frieden schließen.“ Ich war damals sehr in Sorge vor der Einmischung der Neutralen und hatte mich schon seit Monaten gewundert, daß wir nicht einen Brief von diesen bekamen. Ich wünschte dringend, daß Thiers nicht genöthigt werden sollte, nach Bordeaux zurückzugehen, um vielleicht den Frieden wieder rückgängig zu machen. Ich habe mich darauf mit unseren militärischen Autoritäten und namentlich mit meinem vor mir sitzenden Freunde besprochen: können wir darauf eingehen, eines von beiden zu missen? und habe darauf die Antwort erhalten: Belfort ja! Metz ist 100,000 Mann werth. Die Frage ist die, ob wir 100,000 Mann schwächer sein wollen gegen die Franzosen, wenn der Krieg wieder ausbricht, oder nicht. Darauf habe ich gesagt: Nehmen wir Metz! (Heiterkeit.) Sie stehen jetzt, meine Herren, vor derselben Frage, ob Sie, wenn der Krieg mit Frankreich vielleicht in sieben Jahren wieder ausbricht, 100,000 Mann schwächer sein wollen oder nicht. Wenn Sie vorziehen, daß wir den Franzosen sagen: Seid doch gut, wir geben euch Metz, wenn ihr ferner stille sitzen wollt, so ist das ungefähr dasselbe, als wenn Sie uns jetzt die Verstärkung der Armee, die wir nach unserem militärischen Urtheil zu gebrauchen glauben, versagen. (Bewegung.) Also ich wiederhole: Wir werden Frankreich nicht angreifen, unter keinen Umständen. Es gibt viele Franzosen, die darauf warten, weil sie lieber einen Vertheidigungskrieg als einen Angriffskrieg führen wollen, weil es viele gibt, bei denen der französische Angriff auf Deutschland nicht populär ist. Sie werden, wer von Ihnen die französische Geschichte kennt, mir Recht geben, daß die Entschließungen Frankreichs in schweren Momenten immer durch energische Minoritäten und nicht durch die Majoritäten und das ganze Volk bewirkt worden sind. Diejenigen, die den Krieg mit uns wollen, die suchen einstweilen nur die Möglichkeit, ihn mit möglichster Kraft

zu beginnen. Ihre Aufgabe ist, le feu sacré de la revanche zu unterhalten, die Aufgabe, die Gambetta dahin definirte: ne parlez jamais de la guerre, mais pensez-y toujours! und das ist auch heute noch die Signatur der französischen Situation. Man spricht nicht davon, man spricht nur von der Befürchtung, von Deutschland angegriffen zu werden. Diese Befürchtung ist unwahr, und wer sie in Frankreich ausspricht, weiß, daß er die Unwahrheit sagt. Wir werden Frankreich nicht angreifen. Nichts desto weniger wird damit dem friedliebenden Franzosen Jacques Bonhomme, der lieber seinen Acker baut, als er in den Krieg zieht, vorgeredet, daß der ruchlose Deutsche es ist, der ihm womöglich — ich weiß nicht was — abnehmen wollte. Die Franzosen haben ja gar nichts, was für uns irgendwie begehrenswerth wäre. Das fortwährende Unterhalten und Schüren dieses feu sacré ist mir im höchsten Grade bedenklich. Ich habe das festeste Vertrauen zu den friedlichen Gesinnungen der gegenwärtigen französischen Regierung. Die Herren Goblet und Flourens sind nicht die Leute, die den Krieg mit uns wünschen; sie haben die Absicht, ehrlich mit uns zu leben. Ebenso war es mit der früheren Regierung, Freycinet oder Ferry. Alle diese Herren waren freundlich, so lange sie am Ruder waren, und wenn Sie nur deren Regiment auf längere Zeit verbürgen könnten, so würde ich sagen: sparen wir unser Geld; aber sparen wir es nicht für den Fall, daß wir vielleicht feindliche Kontributionen zu zahlen haben. Wie die Sachen liegen, kann mich dieses Vertrauen auf die friedlichen Gesinnungen der französischen Regierung, auf die friedlichen Gesinnungen eines großen Theiles der französischen Bevölkerung aber nicht bis zu dem Grade von Sicherheit einwiegen, daß ich sagen könnte, wir haben einen französischen Krieg gar nicht mehr zu fürchten. Nach meiner Ueberzeugung haben wir ihn zu

fürchten durch den Angriff Frankreichs, ob in zehn Tagen oder in zehn Jahren, das ist eine Frage, die ich nicht entscheiden kann; das hängt ganz ab von der Dauer der Regierung, die gerade in Frankreich ist. Als die letzte Regierung, die Regierung Freycinet, zum Rücktritt genöthigt wurde, hat 24 Stunden vorher niemand eine Ahnung davon gehabt. Ich wenigstens nicht, und ich glaube, daß ich ziemlich gut unterrichtet war. Hat nachher, acht oder vierzehn Tage lang, hier irgend jemand gewußt, wer in Frankreich ans Ruder kommen würde? In welcher Verlegenheit die Parteien mit ihrer Parlamentsherrschaft waren, um zu bestimmen, wer nun regieren sollte, das haben wir Alle gewußt; aber was daraus werden würde, das hat keiner vorhersagen können. Es konnte auch noch anders kommen; es konnte auch ein weniger friedliches Kabinet als das des Herrn Goblet aus dieser Krisis hervorgehen. Es ist an jedem Tage möglich, daß eine französische Regierung ans Ruder kommt, deren ganze Politik darauf berechnet ist, von dem feu sacré zu leben, was jetzt so sorgfältig unter der Asche unterhalten wird. Darüber können mich auch keine friedlichen Versicherungen, keine Reden und keine Redensarten vollständig beruhigen, ebensowenig, wie ich weiß, was ich damit machen soll, wenn uns hier im Parlament versichert wird: wenn die Gefahr eintritt, dann können Sie auf den letzten Thaler rechnen, dann stehen wir mit Gut und Blut ein. Das sind Worte, damit kann ich nichts machen. Worte sind keine Soldaten und Reden sind keine Bataillone; und wenn wir den Feind im Lande haben und wir lesen ihm diese Reden vor, dann lacht er uns aus. (Heiterkeit rechts.) Hat es schon irgend ein französisches Ministerium gegeben, welches hat wagen dürfen, öffentlich und bedingungslos zu sagen: wir verzichten auf die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen, wir werden darum nicht Krieg führen, wir acceptiren die Situation des Frankfurter Frie-

dens gerade so, wie wir die Situation des Pariser Friedens im Jahre 1815 acceptirt haben, und wir beabsichtigen keinen Krieg wegen Elsaß zu führen? Gibt es in Frankreich ein Ministerium, welches diesen Muth hätte? Nun, warum gibt es das nicht? An Muth fehlt es den Franzosen doch sonst nicht! Es gibt das deßhalb nicht, weil die öffentliche Meinung in Frankreich dagegen ist, weil sie gewissermaßen einer mit Dampf bis zur Explosion gefüllten Maschine gleicht, wo ein Funke, eine ungeschickte Bewegung hinreichen kann, um das Ventil in die Luft zu sprengen, und mit anderen Worten einen Krieg herzustellen. Es wird das Feuer so sorgfältig geschürt und gepflegt, daß man die Absicht, es zunächst nicht und auch nach menschlichem Gedenken nicht zu benutzen, um es ins Nachbarland hineinzuwerfen, in keiner Weise vorauszusetzen berechtigt ist. Nun ist ja die Frage: ist die Möglichkeit, daß wir von Frankreich angegriffen werden, an sich ein ausreichender Grund, um diese Vorlage zu bewilligen? Ich habe bei meiner Motivirung keine Koalitionen, keine Kombinationen und Konjekturen im Auge, sondern die einfache Möglichkeit, daß wir und Frankreich uns ohne Bundesgenossen im freien Felde einander gegenüberstehen. Schon wenn der Krieg ausbräche, würde die Kalamität eine große sein. Bedenken Sie, was allein der ausbrechende Krieg, ganz unabhängig von dem Ausgange desselben, zu sagen hat! Unser ganzer Handel zu Lande und zur See, unsere ganzen industriellen Unternehmungen würden sämmtlich lahm gelegt sein. Ich brauche das wohl nicht zu schildern; Sie haben es selbst erlebt. Diese Kalamität, daß der Krieg ausbrechen könnte, wird vielleicht gefördert, wenn der Krieg leicht erscheint, wird verhindert, wenn der Krieg schwer erscheint. Je stärker wir sind, desto unwahrscheinlicher ist der Krieg. Die Wahrscheinlichkeit eines französischen Angriffes auf uns, die heute nicht vorliegt, tritt ein, wenn unter dem Eintritt einer anderen Regierung, wie

die heutige, Frankreich irgend einen Grund hat, zu glauben, daß es uns überlegen sei. Dann, glaube ich, ist der Krieg ganz sicher. Diese Ueberzeugung kann beruhen auf Bündnissen, die Frankreich hätte. Ich habe vorhin entwickelt, daß ich nicht glaube, daß solche Bündnisse stattfinden werden; es ist eine Aufgabe der Diplomatie, danach zu streben, daß dies verhindert werde, oder Gegenbündnisse zu haben, wenn dies eintritt. Ich will bloß das Duell zwischen uns und Frankreich ins Auge fassen. Das kann also eintreten, sobald Frankreich stärker ist als wir: einmal durch Bündnisse oder auch durch die Ueberlegenheit seiner Bewaffnung. Diese rein technische Frage überlasse ich meinem militärischen Kollegen. Ungeachtet der Uniform, die ich trage, fällt es mir nicht ein, habe ich nicht die Unbescheidenheit, meine Autorität in dergleichen Sachen über die der Herren zu stellen. (Heiterkeit.) Aber wenn die Franzosen glauben, daß entweder ihre Armee zahlreicher ist, daß die Masse ihrer ausgebildeten Soldaten zahlreicher ist, als die der unserigen, daß ihre Artillerie zahlreicher ist, oder vielleicht, daß ihr Gewehr besser ist, wie es 1870 besser war, oder daß ihr Pulver besser ist, weil sie das richtige Pulver zu einem kleinkalibrigen schnellschießenden Gewehr früher haben als wir — das sind alles Sachen, die unter Umständen die Entschließung der französischen Regierung für den Krieg bestimmen können, denn sobald sie glauben, zu siegen, fangen sie den Krieg an. Das ist meine feste, unumstößliche Ueberzeugung, und Sie mögen mehr Erfahrungen in der Politik und im Urtheil haben als ich — ich kann nur nach meiner Ueberzeugung handeln. Ich bin nicht furchtsam genug, vorauszusagen, daß wir in einem solchen Kriege unterliegen würden, aber die Möglichkeit kann doch Niemand bestreiten. Bis jetzt sind es nur muthige Civilisten (Heiterkeit), die meinen, keiner

Verstärkung zu bedürfen. Diejenigen Generale und Heerführer, diejenigen Feldherren unter unseren Souveränen, die persönlich Fühlung mit der französischen Klinge gehabt haben, die sind durchaus anderer Meinung. Wenn so furchtlose Leute der Meinung sind: Wir brauchen um den nächsten Krieg mit Frankreich sicher zu bestehen, um der französischen Armee ebenbürtig zu sein, die und die Verstärkung: dann finde ich, es ist ein trauriger Muth, dem gegenüber zu sagen: Sie irren sich, wir brauchen sie nicht; wir sind so stark genug. Ich sage: ein trauriger Muth, weil dieses mich einigermaßen an den miles gloriosus erinnert, der sagt: Wir schlagen die Fanzosen auch so wie so. Meine Herren, da irren Sie sich, die parlamentarischen Strategen! Sie unterschätzen die Macht von Frankreich. Frankreich ist ein großes, mächtiges Land, ebenso mächtig wie wir. Frankreich hat ein kriegerisches Volk und ein tapferes Volk und hat jederzeit geschickte Heerführer gehabt. Es ist ein Zufall, wenn sie uns unterlegen sind. Sie unterschätzen die Franzosen in der allerirrthümlichsten Weise, und es wäre eine Ueberhebung, zu sagen, daß Frankreich an und für sich als geschlagen zu betrachten wäre, wenn es uns gegenübersteht. Wenn aber die Sachen so zweifelhaft sind, nach dem Urtheil der kompetenten Behörden; wenn die Möglichkeit überhaupt nach menschlicher Berechnung vorhanden ist, daß wir geschlagen werden können; ja, meine Herren, dann sind die Folgen eines unglücklichen Krieges doch zu traurig, als daß irgend Jemand, wenn sie eintreten, die Verantwortung für ein solches Votum tragen könnte. Es ist viel von ministerieller Verantwortlichkeit die Rede; aber ich habe nie gehört — vielleicht wird es der Zukunft vorbehalten, solche Gesetze einzuführen, daß auch Abgeordnete, welche an Beschlüssen theilnehmen, die ihr Land ins Unglück führen, einer Verantwortlichkeit dafür vor dem Richter unterliegen. (Bravo!

rechts.) Wenn Sie bewußter Weise unser Land für den Krieg schwächen, dann halte ich ein solches Gesetz für ein Bedürfniß. Ich werde beantragen, daß es eingebracht werde. Wenn wir unterliegen, ich wage diesen Gedanken ja gar nicht auszudenken, aber die Möglichkeit werden Sie mir doch nicht bestreiten, daß ebenso gut, wie wir allein Frankreich geschlagen haben im Jahre 1870, Frankreich siegreich sein kann, nachdem es seine Armee verdoppelt, seine Reserven verdreifacht und mit der größten Bereitwilligkeit und Hingebung der Regierung jede Kosten bewilligt hat, ohne auch nur je eine Sekunde darüber zu diskutiren. Ich erinnere Sie daran, daß mit gewissem Mitleid die französischen Blätter auf die Vorgänge im deutschen Reichstag und auf die Schwierigkeiten, mit denen die deutsche Regierung zu kämpfen hätte, wenn sie ihr Vaterland stärken wollte, hingedeutet haben. Frankreich ist also unendlich viel stärker als es gewesen ist. Wenn wir es einmal geschlagen haben, so liegt darin gar keine Bürgschaft, daß wir es wieder schlagen werden; wir müssen diese Bürgschaften, sobald sie nach dem Urtheil unserer kompetenten Militärbehörden unzulänglich sind, verstärken. Wenn sie unzulänglich blieben, und wenn wir geschlagen würden, wenn der siegreiche Feind in Berlin stände, wie wir in Paris gestanden haben, wenn wir genöthigt wären, seine Bedingungen des Friedens anzunehmen. — Ja, meine Herren, was würden dann diese Bedingungen sein? Ich spreche gar nicht von der Geldfrage, obschon die Franzosen so glimpflich mit uns nicht verfahren sind; ein so gemäßigter Sieger wie der christliche Deutsche ist in der Welt nicht mehr vorhanden. Wir würden dieselben Franzosen uns gegenüber finden, unter deren Herrschaft wir 1807 bis 1813 gelitten haben und uns ausgepreßt haben bis auf's Blut — wie die Franzosen sagen: saigner à blanc, d. h. so lange zur Ader lassen, bis die Blutleere eintritt, damit der niedergeworfene

Feind nicht wieder auf die Beine kommt und in den nächsten dreißig Jahren nicht wieder an die Möglichkeit denken kann, sich dem Sieger gegenüber zu stellen Aber das Geld ist ja das Wenigste; man würde dafür sorgen, daß das Deutsche Reich so stark nicht bleibt, wie es ist. Man würde, von der Rheingrenze ausgehend, uns vom Rhein soviel abnehmen, wie man könnte. Ich glaube nicht, daß man sich mit Elsaß-Lothringen begnügen würde. Man würde ein alterum tantum dazu verlangen, den Rhein abwärts. Auch das würde nicht genügen; man würde vor allen Dingen die Herstellung des Königreichs Hannover verlangen. (Bewegung.) Allein auf diesem Wege und auf keinem anderen ist das, was mir einer von den Herren Welfen sagte, die Herstellung des welfischen Staates auf gesetzmäßigem Wege, möglich; denn der Friedensvertrag, den wir mit Frankreich — wenn wir überwunden sind, mit dem Sieger — abschließen, kommt ja in die Gesetzsammlung (Heiterkeit) und dann ist Hannover auf gesetzmäßigem Wege hergestellt. Wir würden Schleswig ganz ohne Zweifel an Dänemark verlieren. Uns solche lästige und erschwerende Bedingungen aufzuerlegen, ist so lange recht schwierig, als man nicht mit Rußland einverstanden ist, und dieses Einverständniß, glaube ich, liegt sehr fern für Frankreich. Aber man könnte doch uns immerhin die Bedingung auferlegen, daß Frankreich Garant derjenigen Rechte ist, welche der König von Preußen seinen polnischen Unterthanen zu gewähren hat. Man könnte in dieser Garantie noch weiter gehen nach anderen Richtungen. Ich will das nicht weiter verfolgen. Ich will Ihnen blos die Möglichkeit schildern, daß wir einem unglücklichen Kriege ausgesetzt sind. Halten Sie das für übertrieben? Meine Herren, Sie kennen die Zukunft doch nicht. Was die Entschließungen eines supponirten französischen Siegers sein würden, das können Sie doch unmöglich wissen. Wir wür-

den, wenn wir jetzt von Neuem von Frankreich angegriffen würden und uns noch überzeugen müßten, daß wir nie und unter keinen Umständen Ruhe haben, ähnlich verfahren, wenn wir wieder als Sieger in Paris wären. Wir würden uns bemühen, Frankreich auf 30 Jahre außer Stande zu setzen, uns anzugreifen, und uns in den Stand setzen, daß wir gegen Frankreich mindestens für ein Menschenalter vollständig gesichert sind. Der Krieg von 1870 würde ein Kinderspiel sein gegen den von 1890 — ich weiß nicht wann — in seinen Wirkungen für Frankreich. (Bravo!) Also das wäre auf der einen Seite wie auf der andern Seite das gleiche Bestreben, Jeder würde versuchen, de saigner à blanc. Nun, meine Herren, ich kann mir darnach nicht denken, wer überhaupt sich stark genug fühlt, die Verantwortung für die Möglichkeit des Eintritts solcher Zustände zu übernehmen. Die verbündeten Regierungen sind es ganz sicher nicht; die werden die Verantwortlichkeit dafür nicht tragen. Die verbündeten Regierungen haben — nach dem Eingang zur Bundesverfassung ist der oberste Zweck des Bundes der Schutz des Bundes und des Bundesgebietes —, sie haben dem Volk gegenüber die Verantwortlichkeit dafür, daß dieser Schutz jederzeit vorhanden sei; der kann nicht improvisirt werden je nach dem Belieben einer parlamentarischen Majorität, durch ein Budgetvotum; der muß dauernd vorhanden sein; der ist eine fundamentale Institution unserer deutschen Einrichtungen. Und die verbündeten Regierungen sind fest entschlossen, die Verantwortung dafür nicht zu tragen, sondern sich mit dem vollen Gewicht ihrer Autorität und ihrer verfassungsmäßigen Rechte dafür einzusetzen, daß Deutschland nicht minder geschützt bleibe als es seinen Kräften nach sein kann. Das, was einstweilen nach dem militärischen Urtheil für diesen Zweck als Bedürfniß bezeichnet worden ist, sind 40,000

Mann zur Verstärkung der Grenzbesatzungen gegen den ersten Anlauf und eine Steigerung der Zahl ausgebildeter Soldaten, die wir im Lande haben, um jährlich etwa 16,000 Mann, also in der Dauer eines Septennats um beinahe 120,000 Mann, in der Dauer der zwölfjährigen Dienstzeit um beinahe 200,000 Mann. 100,000 Mann sind eine Armee, und wenn der Krieg später ausbricht, so sind wir um so viel stärker. Es ist ein Gewicht, was einen Krieg und die entscheidende Schlacht seinerseits zu entscheiden vermag, ob wir 100,000 Mann mehr haben. Wollen Sie die Verantwortlichkeit dafür tragen, daß dies Gewicht nicht zur Verfügung sei? Wir wollen es nicht, und ich bin überzeugt, es wird uns möglich sein, es zur Verfügung zu erhalten, mag Ihr Votum ausfallen heute, wie Sie wollen. Ob diese Einrichtung nun für längere oder kürzere Zeit getroffen werden soll, das ist eine Frage, auf deren Gebiet sich die Diskussion in der jüngsten Zeit ja vorwiegend bewegt hat. Wir haben sie auf sieben Jahre verlangt, aus keinem andern Grunde, als weil die Ziffer von sieben Jahren die Grundlage eines früheren Kompromisses war. Weil wir der Ueberzeugung sind, daß das konstitutionelle Leben überhaupt aus einer Reihe von Kompromissen besteht, und weil wir gern an ein früheres Kompromiß anknüpfen, so haben wir es unverändert aufrecht zu erhalten gesucht. Jede Ziffer ist mehr oder weniger willkürlich; je länger die Dauer ist, um desto größer ist die Zahl der ausgebildeten Soldaten, die in Aussicht genommen wird — und um so weiter von uns entfernt liegt die innere Gefahr, daß wir in Krisen und Streitigkeiten über diese Frage gelangen. Es entsteht jedesmal aus der Diskussion der Frage eine gewisse Krise — ich will nicht sagen, ein Konflikt, aber die Besorgniß vor einem Konflikt — es entsteht jedesmal die Frage: Was ist denn rechtens, wenn eine Vereinbarung nicht zu Stande kommt? Nun, ich

glaube, der Reichstag wird sich nicht darüber beschweren können, daß der Bundesrath bisher einen zu weitgehenden Gebrauch gemacht habe von seinem zweifellosen verfassungsmäßigen Rechte, jedem Gesetzentwurfe, der ihm vom Reichstage zugeht, seine Zustimmung zu versagen, auch solchen Gesetzentwürfen, deren Zustandekommen in der Verfassung vorausgesetzt ist. Der Bundesrath hat von diesem zweifellosen Rechte, der voll- und gleichberechtigte Faktor der Gesetzgebung zu sein, von der Thatsache, daß kein Budgetgesetz ohne seine Zustimmung zu Stande kommen kann, von der Thatsache, daß kein Gesetz über eine Präsenzzahl ohne seine Zustimmung zu Stande kommen kann, nie einen unbequemen Gebrauch gemacht; er ist, wie der Kaufmann zu sagen pflegt, koulant in dieser Beziehung gewesen. Wir haben Vorlagen recht unerfreulich verkümmert und verändert zurückkommen gesehen; wir haben es ruhig hingenommen. Aber es gibt im Interesse des Vaterlandes Grenzen, über die der Bundesrath dabei nicht hinausgehen kann. (Sehr richtig! rechts.) Eine solche Grenze zu ziehen ist die Sorge, die in erster Linie den verbündeten Regierungen obliegt, wenn die auswärtige Sicherheit des deutschen Reiches in Frage steht. (Bravo! rechts.) Sobald die ins Spiel kommt, werden wir haarscharf in der Benutzung unserer verfassungsmäßigen Rechte gegenüber Ihren Beschlüssen sein — und ein Beschluß, der das deutsche Reich wehrloser macht, als es nach unserer Ueberzeugung sein könnte, hat nie auf die Zustimmung der verbündeten Regierungen zu rechnen. (Bravo! rechts.) Warum wollen Sie nun solche Krisen vervielfältigen, indem Sie sie womöglich alle Jahre herbeiführen oder doch alle drei Jahre? Wir haben eine Abneigung gegen solche Krisen und Konflikte. Wir wünschen Kompromisse und halten an dem Kompromiß von früher fest, und deshalb haben wir das Septennat vorgeschlagen. Wenn dasselbe abläuft, so kommt immer die Frage: was ist denn rechtens — wenn über

das Präsenzgesetz nach Artikel 60 keine Vereinbarung der beiden Faktoren der Gesetzgebung stattfindet, oder was ist dann rechtens, wenn über das Budget keine Vereinbarung beider Faktoren herbeigeführt wird? Die zweite Frage will ich gar nicht berühren; sie liegt nicht vor, und ich halte es nach meiner diplomatischen Gewohnheit nicht für nöthig, mich mit Fragen zu beschäftigen, die augenblicklich nicht brennend sind. Ich will blos sagen: was ist rechtens, wenn wir über die Präsenzziffer uns nicht einigen? Hört deshalb die Armee auf, zu existiren? Das werden Sie selbst nicht behaupten wollen. Dann treten diejenigen Bestimmungen der Verfassung wieder in volle Kraft, die durch das auf Grund der Zusage von Art. 60 gegebene Gesetz beschränkt sind. Das Gesetz auf Grund des Art. 60 zieht die obere Grenze der Zulässigkeit der Präsenzziffer. Der Kaiser kann nicht darüber hinausgehen. Nach diesem Gesetze dauert sie noch bis zum nächsten Jahre 1888. Wenn dieses Gesetz schwindet, ein neues nicht zu Stande kommt, sind wir dann weit entfernt davon, daß diese Grenze sinkt oder die Armee verschwindet, sondern es steigt die obere Grenze der berechtigten Präsenzstärke der Armee bis zu dem Satze des Art. 59 der Verfassung: Jeder wehrpflichtige Deutsche hat 3 Jahre lang bei der Fahne zu dienen. Das ist dann unsere Präsenzziffer (Heiterkeit rechts), die wir erreichen dürfen. Das ist eine finanzielle Unmöglichkeit, eine militärische Unbequemlichkeit, und deshalb hat die Verfassung schon, bevor das Versprechen im Art. 63 entstand, durch den vierten Absatz des Artikels 63 das Moderamen gegeben, daß der Kaiser den Präsenzstand der Kontingente des Reichsheeres bestimmen soll. Also der Kaiser ist dann der Moderator, der allein zu sagen hat, wie hoch unter dem von Artikel 59 gegebenen Präsenzstand der letztere sein soll. Wenn wir nach kaiserlicher Machtvollkommenheit strebten, dann wäre dieser Zustand für uns außerordentlich erwünscht und wir könnten

nur sagen, stellen Sie die Sache so kurz als möglich. Es ist zu bedauern, daß das Frühjahr 1888 nicht schon da ist; dann würden wir wahrscheinlich uns nicht einigen können über den Inhalt des Gesetzes, welches auf Grund von Art. 60 gemacht werden soll, und es würde dann der alte verfassungsmäßige Zustand wieder eintreten. Es ist auch dann nicht die Möglichkeit, durch das Budgetrecht im Ausgabe-Etat dem entgegen zu wirken; denn in dem vierten und letzten Alinea des Artikels 62 ist ausdrücklich gesagt worden, bei der Feststellung des Militärausgabe-Etats wird die auf Grund dieser Verfassung gesetzlich feststehende Organisation des Reichsheeres zu Grunde gelegt. Sie könnten uns also, ohne Ihrerseits sich vom Boden der Verfassung zu entfernen, gar nicht verweigern, wenn eine Präsenzziffer überhaupt festgelegt ist, das Ausgabebudget dem entsprechend einzurichten. Wenn also keine Verständigung, die für die verbündeten Regierungen annehmbar ist, im Hinblick auf die äußere Sicherheit des Deutschen Reiches zu Stande kommt, so liegt durchaus kein Zustand vor, in dem die deutsche Armee von der Bildfläche zu verschwinden hätte, sondern es tritt ganz einfach die größere kaiserliche Machtvollkommenheit, die die Verfassung stipulirt, wieder in Kraft. Um dem Reichstag die Mitwirkung dabei zu bewahren, ist der Art. 60 geschaffen, und ist das Gesetz versprochen, daß die Präsenzstärke, die der Kaiser nicht überschreiten darf, mit Zustimmung des Reichstages, das heißt durch ein Gesetz feststellen soll. Diese Bindung existirt augenblicklich bis 1888 und existirt nur durch dieses Gesetz. Lesen Sie in allen Ihren gesinnungsbefreundeten Rechtsbüchern darüber nach: Rönne, Laband; lesen Sie andere; Sie werden immer finden, daß die Mitwirkung des Reichstags, der Einfluß des Reichstags auf die Höhe des Heeres allein beruhte auf der Fortdauer der Gesetze, die auf Grund von Artikel 60 gemacht werden und die dem Kaiser in seiner Machtvollkommenheit eine

niedrigere Grenze ziehen, als er nach der Verfassung haben würde. Meine Herren, da ist doch eigentlich gar kein Grund, warum Sie so lüstern nach Krisen sind und alle drei Jahre, sogar jedes Jahr denselben Streit haben wollen, ob das deutsche Heer bestehen solle oder nicht; denn wenn Sie in diesem Streite anderer Meinung blieben als die verbündeten Regierungen, so würde Ihre Meinung nach dem Inhalte der Verfassung von keiner durchschlagenden Wirkung sein. Sie kompromittiren sich ganz ohne Noth darüber in einer Richtung, in der Ihren Willen durchzusetzen, Sie nicht die Macht haben, weil Sie das verfassungsmäßige Recht nicht haben. Das deutsche Heer ist eine Einrichtung, die von den wechselnden Majoritäten des Reichstags nicht abhängig sein kann. Wer bürgt uns denn dafür, daß eine Majorität, die sich auf so heterogene Weise zusammensetzt, wie die jetzige, eine dauernde sein würde? Daß die Fixirung der Präsenzstärke von der jedesmaligen Konstellation und Stimmung des Reichstages abhängen sollte, das ist eine absolute Unmöglichkeit. Streben Sie doch nicht nach solchen Phantasiegebilden, meine Herren! (Bravo! rechts.) Ohne unser deutsches Heer, eine der fundamentalsten Haupteinrichtungen und Grundlagen, ohne das Bedürfniß der gemeinsamen Vertheidigung gegen auswärtige Angriffe wäre der ganze Bund, auf dem das deutsche Reich beruht, gar nicht zu Stande gekommen. Vergegenwärtigen Sie sich das immer, wenn Sie diese Hauptbedingung seiner Existenz ihm unter den Füßen wegziehen, und es gefährden; denn geschützt sein wollen wir alle, auch Ihre Wähler, rechnen Sie darauf! Der Versuch, der mit diesen Anträgen gemacht worden ist, den Stand des Heeres von den wechselnden Majoritäten und den Beschlüssen des Parlaments abhängig zu machen, also mit anderen Worten, aus dem kaiserlichen Heer, das wir bisher in Deutschland haben, ein Parlamentsheer zu machen, ein Heer, für dessen Bestand nicht seine Majestät

der Kaiser und die verbündeten Regierungen, sondern die Herren Windthorst und Richter zu sorgen haben (Heiterkeit links), wird nicht gelingen. Mit anderen Worten: dieses Streben, wenn Sie es haben, liegt ganz außerhalb aller Möglichkeit, und allein die Thatsache, die bei diesen Verhandlungen zur Kenntniß gekommen, daß es bei uns Leute giebt, die darnach streben, die das für möglich halten, verpflichtet uns allein schon, über diese Frage an das Volk, an die Wähler zu appelliren, ob das wirklich die Meinung der Wähler ist. (Bravo! rechts, Aha! links). Ja, meine Herren, Aha? Haben Sie denn daran gezweifelt, das wäre ja vollkommen wunderlich. (Heiterkeit.) Daß wir an die Wähler appelliren werden, um zu erfahren, ob es wirklich der Wille der Wähler ist, daß die Vertheidigungs-Fähigkeit Deutschlands von der jedesmaligen Abstimmung des Parlaments in jedem Jahre abhängt, daß die Hälfte der Armee entlassen werden kann, daß die Armee reduzirt werden kann auf einjährigen Dienst, auf das, was die Sozialdemokraten noch bewilligen, es ist ja auch eine sozialdemokratische Majorität in diesem Hause möglich — es kann unmöglich der Wille der deutschen Nation sein, daß sie auf diese Weise in ihrer Wehrhaftigkeit, in der Sicherheit im eigenen Heere abhängig sein soll von den jedes Jahr wechselnden Majoritäten des Parlaments. Es liegt das ganz außerhalb der Verfassung, und die verbündeten Regierungen wünschen, zu einem neuen Kompromiß zu gelangen, aber zu einem siebenjährigen, zu keinem kürzeren. Wir wollen die Krisen und die Gefahr der Konflikte nicht häufen, und wir wollen den Gedanken nicht aufkommen lassen, als wären Sie überhaupt berechtigt, einseitig, ohne die Mitwirkung des Bundesraths und des Kaisers, über den Bestand des deutschen Heeres zu verfügen. Gegen diesen Gedanken allein würden wir schon an die Wähler appelliren, ob dies der Wille des Volkes ist. Und die verbündeten Regierungen sind ihrerseits

entschlossen, mit dem ganzen Gewicht ihres Einflusses im Reiche und im Volke für die Aufrechterhaltung der Wehrfähigkeit Deutschlands und des Heeres einzutreten. (Bravo!) Von Sr. Majestät dem Kaiser werden Sie doch unmöglich erwarten, daß er in seinem 90. Lebensjahre nun das Werk desavouirt und zu seiner Zersetzung mitwirken will, dem er die letzten dreißig Jahre seines Lebens gewidmet hat, der Schöpfung des deutschen Heeres und der Schöpfung des deutschen Reiches. Wenn Sie das glauben, wenn Sie irgend durch Ihr Verhalten uns die Ueberzeugung geben, daß Sie dahin streben, wenn Sie nicht durch eine baldige und vollständige Annahme unserer Vorlage die Sorge der verbündeten Regierungen um die Wehrhaftigkeit Deutschlands befriedigen: dann ziehen wir es vor — die Unterhandlungen mit einem anderen Reichstage — als den ich hier vor mir sehe, mit Aussicht auf mehr Erfolg fortzusetzen. (Bravo!) Und dieser Entschluß liegt in seiner Ausführung sehr viel näher als Sie annehmen. Wir werden uns nicht lange auf Verhandlungen mehr einlassen, sondern die Gefahr, in die wir das deutsche Volk durch Verschleppung und Verzögerung möglicherweise setzen können, — ich sage nicht nothwendigerweise — und uns zwingen, darüber bald eine Gewißheit zu haben oder bald mit andern Leuten zu reden, die uns Gewißheit geben.

— Der Referent von Huene weist den Vorwurf zurück, als verweigere die Kommission die Mittel, welche die Wehrtüchtigkeit des Heeres erfordert und betont, daß sie einzig in der Zeitfrage sich auf einen andern Boden, als auf den der Vorlage stelle. —

Der Herr Referent ist im Irrthum, wenn er annimmt, ich hätte die Absicht gehabt, die Kommission anzugreifen und speziell den Herrn Referenten. Ich bin dazu um so weniger im Stande gewesen, als es mir nicht möglich gewesen ist, den Bericht der Kommission überhaupt bisher kennen zu lernen.

(Hört, hört! Bewegung.) Ja, meine Herren, Sie unterschätzen die Geschäfte, die ich habe. Was der Herr Referent sonst noch angeführt hat, daß ich eine Kritik über die Gegner gefällt hätte, das beruht ja doch auf einzelnen Meinungsverschiedenheiten. Was ist Wehrhaftigkeit? Und wann ist Wehrhaftigkeit vorhanden? Ist darüber die Kommission oder der Generalstab hier die entscheidende Behörde? Wenn der Herr Referent uns sein Referat gemacht hätte mit einem Artikel 1 in der Tasche, der in dem Entwurf weggefallen ist, dann hätte das Ding mehr Hand und Fuß. Aber was ist denn das Referat? Es ist ja die Schuld von Niemanden, es ist die Schuld der Divergenz der Ansichten, daß der Kopf, das eigentlich Entscheidende der Vorlage, gar nicht hier zu unserer Entschließung kommt. Darüber kann ich aber dem Herrn Referenten und auch selbst der Kommission gar keine Vorwürfe machen; denn ich kann die Kommission von der Nothwendigkeit, heterogen zusammengesetzt zu sein, die in der Zusammensetzung des Reichstags liegt, nicht befreien. Also das ist ein Unglück, aber kein Vergehen.

— Der Abgeordnete Hobrecht äußert sein Befremden darüber, daß man die Frage nicht beantwortet habe, warum der Ablauf des gegenwärtigen Septennats nicht abgewartet worden sei. —

Ich habe in der Hauptsache nochmals um das Wort gebeten, um eine Vergessenheit wieder gut zu machen, die ich vorher bei der Reichhaltigkeit des Stoffes begangen habe. Ich habe die Fälle, in denen wir, meiner Ansicht nach, unter Umständen einen Angriff von Frankreich zu erwarten haben, nicht so vollständig klar gestellt, wie ich beabsichtigte. Ich habe nur den Fall erwähnt, daß eine französische Regierung ans Ruder kommen könnte, die glaubte, uns an Rüstungen und Kraft so weit überlegen zu sein, daß sie des Sieges sicher wäre. Ich habe aber einen andern Fall, bei dem

eine solche Siegessicherheit gar nicht so absolut nothwendig ist. Das ist der Fall, daß ähnlich, wie unter dem dritten Napoleon, die Unternehmungen nach Außen hin als ein Sicherheitsventil für die inneren Angelegenheiten dienen sollten (Sehr richtig! rechts), daß man im Innern gewissermaßen nicht mehr weiß, wo aus noch ein, daß man in der Verlegenheit ist, aus der man sich dadurch zu ziehen sucht, daß man auf seinen friedliebenden Nachbar einhaut. Es wäre das namentlich ja möglich, wenn in Frankreich eine Regierung von militärischen Neigungen ans Ruder käme. (Hört! hört! rechts.) Ich will noch gar nicht sagen: eine militärische Diktatur, aber doch eine Regierung, die sich sagt: ich weiß nicht, ob wir uns, wenn wir lediglich die inneren Fragen ansehen, hier werden halten können; wenn es uns aber gelingt, einen populären Krieg zu entzünden, so haben wir immer noch die Chance, daß wir uns halten, wenn wir siegen; werden wir geschlagen, dann ist es nicht schlimmer, als wenn wir so zur Abtretung genöthigt werden, und wir haben dann wenigstens die ganze große Tragfähigkeit des französischen Patriotismus, der auch für eine geschlagene Regierung unter Umständen Partei nimmt, und der sich entzündet, wenn Frankreich im Kriege ist. In Frankreich ist eine Redensart: dieser Regierung keinen Groschen, und wenn der Feind auf dem Kreuzberg steht! ja absolut unmöglich. (Sehr richtig! rechts.) Da stellt sich jeder Franzose, der päpstliche Zuave und der Sozialdemokrat dienen alle unter einem Regiment, sowie das Vaterland in Gefahr ist. Bei uns — ich kann's nicht finden! (Unruhe im Centrum und links.) Doch? Glauben Sie? Ich will es abwarten. Also diese Möglichkeit liegt doch auch vor. Wenn Napoleon III. den Feldzug 1870 gegen uns, einen großen und schweren Krieg, der ihm den Thron kostete, — in keiner Weise durch das Ausland genöthigt, unternahm, lediglich weil er glaubte, daß das seine Regierung im

Inlande befestigen würde — warum sollte dann nicht z. B. der General Boulanger, wenn er ans Ruder käme, dasselbe versuchen? (Sehr richtig! rechts.) Ich würde ihm gar nicht einmal ein Verbrechen daraus machen, ich würde ihn gar nicht einmal beschuldigen, daß er dabei persönlichen Instinkten folge; ich würde immer annehmen, was ich von jedem französischen Offizier voraussetze — und auch von jedem deutschen natürlich —, daß er glaubte, auf diese Weise seinem Vaterlande besser zu dienen, als wenn er es unterließe. Nachdem ich einmal das Wort genommen habe, möchte ich dem Herrn Vorredner noch auf eine Frage erwidern, die er sich nicht angeeignet hat, aber die er doch wiederum gestellt hat: warum eigentlich das Ende des Septennats nicht abgewartet werde? Nun, es ist ja das eigentliche Septennat an sich doch mit der Argumentation, die wir haben wollen, nur eine Berechnung auf eine Zukunft, die wir aber gewappnet fern wünschen, der gegenüber wir aber gewappnet sein müssen. Aber Eines glauben wir gleich vom 1. April 1887 in Aussicht nehmen zu sollen: das ist die Verstärkung unserer Grenzbewachungen, die stärkere Besetzung der Vogesen, Jura und anderer Pässe und namentlich auch der Schwarzwaldpässe gegen den möglichen Einbruch über das, was die Franzosen Trouée de Belfort nennen. Diese Verstärkungen schon vom 1. April dieses Jahres ab in Wirksamkeit treten lassen, das können wir budgetmäßig nicht, wenn wir nicht Ihre Bewilligung haben; die Mittel dafür, um so viel mehr Urlauber, Dispositionsurlauber heranzuziehen, haben wir nicht. Wenn durch eine Auflösung, die dazwischen träte, die Zeit vergehen sollte, so würde die Regierung vielleicht sich genöthigt sehen, von den Möglichkeiten, die ihr das Militärgesetz bietet, momentan, weil sie fürchtet, die Kriegsgefahr zu verstärken, Gebrauch zu machen, und nachher die Indemnität dafür zu fordern. Ich habe vorher schon gesagt, der Ausbruch des Krieges kann zehn Jahre

dauern, er kann aber auch in zehn Tagen eintreten. Wenn er nun in zehn Wochen eintritt, dann müßten wir schon die 40,000 Mann zur Verfügung haben, und selbst wenn wir uns mit diesem Reichstage über das, was wir für unentbehrlich halten für die Sicherheit Deutschlands, nicht einigen sollten, würden wir doch gewisse Vorkehrungen schon treffen müssen, wenn gegen unsere Ueberzeugung das gegenwärtig friedlich gesinnte Ministerium in Frankreich früher abtreten sollte, als wir wünschen. Wir wünschen ihm eine möglichst lange Dauer, weil wir glauben, daß, so lange das Ministerium dauert, wir Friedensstörungen nicht zu befürchten haben. Sie können mir darauf vielleicht mit einigem Recht erwidern: wenn eine so wichtige Frage vorliegt, wo die Sicherheit des Reiches auf dem Spiele steht, dann hätte man die Bevölkerung schon früher darauf vorbereiten müssen, vielleicht schon vor 2 Jahren bei den Wahlen. Wir hatten aber immer noch die Hoffnung, daß es uns gelingen würde, die Stimmung in Frankreich zu besänftigen; nachdem wir indeß 16 Jahre uns vergeblich bemüht haben, die Revancheideen zu beruhigen, und abgewartet haben, ob nicht endlich eine Regierung sich fände, die den Muth und die Kraft habe, den Status quo, wie er ist, als einen dauernden zu acceptiren, haben wir uns schließlich sagen müssen, daß es love's labour lost wäre, daß unsere Liebesbemühungen ganz umsonst gewesen sind. Wir haben uns schwer dazu entschlossen, und diese ganze Aeußerung, die ich heute ausspreche, hätte ich lieber zurückgehalten; wenn sie nicht nothwendig gewesen wäre, um die Zustimmung des Reichstages zu gewinnen, wäre es mir lieber gewesen. Ich weiß auch nicht, ob ich Sie gewinnen werde. Sir hätten also vielleicht verlangen können, wir hätten früher auflösen sollen, ad hoc für diese Frage, damit die Wähler in der Lage seien, zu wissen, bei den Neuwahlen: es handelt sich darum, ob die Sicherung gegen auswärtige Angriffe verstärkt werden soll oder ob sie nur die

gegenwärtige unzulängliche bleiben soll. Es ist ganz richtig, man muß für eine so wichtige Frage eigentlich vorher auflösen und die Neuwahlen ad hoc veranlassen. Wir sind überhaupt viel zu ängstlich in Bezug auf die Auflösungen. Unterblieben ist die Auflösung hauptsächlich deßhalb, weil wir gar nicht darauf gefaßt waren, daß diese mäßigen Forderungen für die Verstärkung der Wehrkraft überhaupt auf Widerstand stoßen würden. Hätten wir das vorher mit einiger Sicherheit wissen können, so hätten wir allerdings mehr Zeit gewonnen, wenn wir uns in einer kaiserlichen Proklamation an das Volk gewandt hätten, auf die Bedenken der militärischen Autoritäten darin aufmerksam gemacht und die Wähler klar vor die Frage gestellt hätten: wollt ihr, daß Deutschland stärker geschützt werde, als es bisher geschehen ist, oder wollt ihr es nicht? Das ist nicht geschehen. Es wird aber unzweifelhaft geschehen müssen, wenn Sie uns nicht in den Stand setzen, diesen Schutz zu verwirklichen.

— Der Abgeordnete Windthorst spricht sich in längerer, bedeutender Rede für Annahme des Gesetzesentwurfes aus, jedoch nur auf die Dauer von drei Jahren. Er protestirt gegen Fürst Bismarcks Aeußerungen in Betreff von Hannover, bestreitet, daß Deutschland keine Interessen im Orient habe und verwahrt sich gegen die Rolle, welche der Kanzler dem Reichstage zuweist. —

Die ganze Rede, die wir soeben gehört haben, hat doch eigentlich nur dann Bedeutung, wenn angenommen wird, daß der Herr Vorredner eine militärische Autorität ist. Wenn Herr Windthorst also dem Grafen Moltke, wie man zu sagen pflegt, über ist — wenn das der Fall ist, so ist alles gut, was der Herr Vorredner gesagt hat; wenn aber die militärischen Autoritäten, welche für die Vorlage eintreten, recht haben, so ist eben nur die ganze Vorlage in ihrem vollen Umfange annehmbar. Herr

Windthorst meint nun, wenn das Vaterland wirklich in Gefahr wäre, dann würden wir beweisen, daß in Deutschland alle Parteien einig sind. Es wäre mir viel lieber, wenn Sie heute schon den Beweis liefern (Heiterkeit), daß, wenn es sich um die Vertheidigung des Landes, seiner Unabhängigkeit und seiner Sicherheit handelt, dann alles auch bei uns so einig ist wie in Frankreich und Italien, daß da gar nicht viel gemäkelt und genörgelt wird, sondern einfach das, was die Regierung für die Sicherheit des Landes für unentbehrlich hält, bewilligt wird. Wenn dieses Maß von Patriotismus bei uns vorhanden wäre, dann würde ich gar nicht das Wort ergriffen haben. Nun hat der Herr Abgeordnete gesagt, es handelte sich nur um die Frage, ob auf 7 oder auf 3 Jahre oder auf noch weniger Zeit. Das ist doch nicht ganz richtig. Wenn wir auflösen (Unruhe im Centrum) — ich habe doch gehofft, über diese unsere Absicht jedes Mißverständniß aufgeklärt zu haben (Heiterkeit) —, so ist es nicht wegen dieser Zeitfrage, sondern wegen der Prinzipienfragen, ob das deutsche Reich durch ein kaiserliches Heer oder durch ein Parlamentsheer vertheidigt werden soll (großer Lärm links), ob die wechselnde Majorität, die jetzt als Majorität Windthorst-Richter erscheint (große Unruhe, Rufe: Bebel!) — das übrige, was zur vasallistischen Verfügung des Herrn Windthorst steht, will ich garnicht weiter aufzählen — ob diese Majorität alle Jahre oder alle zwei oder alle drei Jahre die Entscheidung darüber haben soll, ob Deutschland seine verfassungsmäßige Armee behält oder nicht — darum handelt es sich hier. (Rufe: Marine!) Die Marine hat sich von jeher der liberalen Protektion erfreut, namentlich hatte sie von Anfang an den Abgeordneten Rickert für sich gehabt. Hätte der Abgeordnete Rickert, so wie früher den Chef der Marine, stets auch den Kriegsminister unterstützt, so würden wir in Bezug auf die Lage der Armee ein anderes Ver-

trauen zum Reichstage haben können. Das Vertrauen zum Reichstage ist überhaupt größer gewesen, es hat allmählich abgenommen und hat den schwersten Stoß dadurch bekommen, wie wir erlebt haben, daß in diesem Reichstage sich eine polnische Majorität gegen deutsche Interessen zusammenfand und einen Angriff zu Gunsten der polnischen Nationalität gegenüber der preußischen Verwaltung unternahm. Da, meine Herren, habe ich die Hoffnung aufgegeben, mit diesem Reichstage weiterzukommen. Wir hätten ihn damals schon auflösen sollen wegen Ihres Polonismus, dann wäre der Bulgarismus gar nicht gekommen. Jedoch ich bin der Sache damals nicht näher getreten, weil wir den Polonismus noch eine Zeitlang aushalten können, aber die Wehrlosigkeit können wir nicht zehn Minuten lang aushalten, dagegen werden wir uns wehren mit der ganzen Entschlossenheit, die das Gefühl der gerechten Sache eingibt. Wir verlangen nicht, daß Männer gewählt werden sollen, die alles acceptiren, was der Reichskanzler will. Das ist eine Uebertreibung, die auf Seiten des Abgeordneten Windthorst sehr beliebt ist. Indeß so alt wie wir beide sind, sollten wir uns doch damit verschonen. Es kommt uns aber darauf an, Leute zu haben, die mit demselben Patriotismus, mit derselben Zurückstellung der Parteifrage gegenüber der Frage des Patriotismus für unsere Wehrhaftigkeit stimmen, wie das in allen andern Ländern mit alleiniger Ausnahme Deutschlands der Fall ist. Die Nörgelei des Parlaments gegenüber den Forderungen der Regierung für die Sicherheit des Landes, das ist eine echt deutsche Eigentümlichkeit. Meine Herren, Sie sind damit auf einen ganz falschen Weg geraten, und ich rate Ihnen dringend, so früh wie möglich umzukehren, denn mit den politischen Wegen ist es nicht, wie wenn man sich auf freiem Felde zu Fuß bewegt; da ist das Ausweichen unter Umständen nicht mehr möglich. Der Herr Abgeordnete hätte gewünscht, daß die deutsche Politik ganz und voll mit

Oesterreich gehe. Unsere Beziehungen zu Oesterreich beruhen auf dem beidseitigen Bewußtsein, daß die volle großmächtliche Existenz des einen im Interesse des europäischen Gleichgewichts nothwendig für den andern ist, aber sie beruhen nicht auf der Grundlage, wie man im ungarischen Parlament unrichtigerweise gemeint hat, daß eine von beiden Nationen ihre ganze Macht und Politik vollständig in den Dienst der andern stellen kann. Das ist ganz unmöglich. Es gibt specifisch österreichische Interessen, für die wir uns nicht einsetzen können; es gibt deutsche Interessen, für die Oesterreich nicht eintreten kann. Oesterreich hat das Interesse, daß Deutschland als große und starke Macht erhalten bleibt. Deutschland hat dasselbe Interesse in Bezug auf Oesterreich. Aber wir haben von Oesterreich niemals verlangt, daß es sich in unsere Händel mit Frankreich einmischen sollte, oder wenn wir Schwierigkeiten mit England in kolonialen Fragen oder mit Spanien in Bezug auf die Karolinen-Inseln hatten, da haben wir an Oesterreich keinen Anspruch erhoben. Aehnlich ist es mit den Interessen, die Oesterreich in Konstantinopel hat. Wir haben keine, ich wiederhole das; wenn Herr Windthorst einmal mein Nachfolger wird, dann wird er sich vielleicht auch davon überzeugen. Glauben Sie doch nicht, daß wenn eine solche Politik inaugurirt wird, man auf jeder Station umkehren kann. Das ist nicht immer möglich. Wenn wir einmal das gegenseitige Mißtrauen erwecken, dann geht es, da keiner von beiden sich blamiren will, ziemlich unaufhaltsam vorwärts. Die Politik zweier Großstaaten gegen einander kann man vergleichen mit der Lage zweier Reisenden, die einander nicht kennen, in einem wüsten Walde, wo keiner dem andern vollständig traut. Wenn der eine die Hände in die Tasche steckt, greift der andere schon zum Revolver; wenn der eine es knacken hört, feuert der andere schon. Bei diesem Verhältnisse, wo der eine keine Einwirkung auf die Entschließung des andern hat, muß schon die erste Verstimmung,

das erste Mißtrauen vermieden werden. Das wird ja auch der Herr Vorredner besser wissen, wie ich denn überhaupt bedaure, daß ich den Platz, der ihm eigentlich gebührt, noch einnehme. Nun hat er gemeint, daß Rußland jetzt unser Verbündeter sei. Ich weiß nicht, woher er das weiß. Hat er vielleicht geheime Nachrichten aus Petersburg? In diesem Falle würde ich sehr dankbar sein, wenn er sie mir mittheilen wollte. Das wäre patriotischer, als hier in die Oeffentlichkeit eine solche Nachricht zu lanciren, die ich für irrtümlich halte. Ich habe gestern noch die Ehre gehabt, mit dem russischen Botschafter zu Mittag zu essen; er hat mir aber nichts davon gesagt. Ich habe mein Vertrauen dazu ausgesprochen, daß Rußland uns nicht angreifen wird, aber ich habe nichts davon gesagt, daß wir auf russische Truppen zu rechnen haben. Wir haben überhaupt auf keinen Bundesgenossen zu rechnen, wenn wir mit Frankreich Krieg bekommen. Wir haben allerdings im letzten Jahrzehnt nicht die Absicht gehabt, Frankreich anzugreifen, nicht einen Augenblick; das ist eine elende Lüge. Wir dürfen aber doch nicht verkennen, daß die französische Armee inzwischen eine ganz andere geworden ist. Die Zeit wird entscheiden, ob das Urtheil Moltke's oder Windthorst's über die Leistungsfähigkeit der französischen Armee treffender ist. Allerdings ist die Möglichkeit eines Krieges durch die Verschleppung der Verhandlungen, die in andern Parlamenten in acht Tagen, in drei Tagen, ja, in zwei Stunden erledigt würden, erheblich gesteigert, und wenn wir jetzt die französischen Angriffsneigungen ermuthigt haben, dann weise ich den Herren, die uns so lange aufgehalten haben, schon einen erheblichen Theil der Verantwortlichkeit für die Kalamität eines auswärtigen Krieges zu. Der Herr Abgeordnete hat auf die schwierige finanzielle Lage hingewiesen, in der wir uns befinden sollen. Zur Beleuchtung der Sache habe ich eine kleine

Statistik mitgebracht über die Situation der Sparkassen in Preußen und die Steigerung der Sparkasseneinlagen in den Jahrgängen seit 1878, seitdem die jetzige Politik zum Schutze der innern Arbeit statthat. Ich habe die Ueberzeugung, daß es doch nicht so ganz schlecht um uns bestellt ist. Es handelt sich bei dieser Statistik hauptsächlich um den Stand der weniger Begüterten; der Reichere pflegt seine Ersparnisse in Papieren anzulegen. Wenn Sie sehen, wie sich diese Einlagen seit dem Jahre 1878 gestaltet haben, so werden Sie zugeben müssen, daß ein so großer Nothstand nicht vorhanden ist Meine Herren, die Gesammtheit der Einlagen betrug im Jahre 1878 in Preußen 1385 Millionen. Wenn ich annehme, daß der preußische Staat sich zum deutschen Reich wie 3 : 5 verhält, so können Sie aus dieser Verhältnißzahl sich die Dinge im übrigen Deutschland ausführlich ausrechnen. Während der Zeit, wo die jetzige Gesetzgebung zum Schutze der deutschen Arbeiter eingeführt ist, haben sich die Verhältnisse so gestaltet, daß die Einlagen heutzutage 2,260,900,000 betragen, rund 2261 Millionen. Die Einlagen haben sich also seit dieser Zeit um 975 Millionen vermehrt. Die Behauptung des Abgeordneten Windthorst über die Schwierigkeit der Lage ist demnach eine Fiktion. In der gegnerischen Presse wird es allerdings so dargestellt, als wenn Deutschland durch die Regierung einer immer mehr fortschreitenden Verarmung entgegengeführt würde. Das ist eine Entstellung, eine dreiste Lüge. Ich wiederhole also: Sie werden uns zur Annahme einer geringern Leistung, als nach Ansicht der Regierungen für die Sicherheit des Vaterlandes nöthig ist, nicht bewegen. Das Septennat halten wir fest. Ich sagte schon vorhin: Sind Sie so lüstern nach dem Streit, wollen Sie den Streit, nun so kommen Sie hervor, Sie werden einen Fels im Meer finden. Was meine Aeußerungen über die Wiederherstellung des Königreichs Hannover

betrifft, so steht es doch fest, daß König Georg die Hoffnung gehegt hat, durch einen Sieg Napoleons über Deutschland wieder eingesetzt zu werden. Das ist in authentischen Briefen des Königs Georg ausdrücklich ausgesprochen. Also seien Sie doch nicht so empfindlich und stellen sich dadurch nicht so beleidigt. Die Leute leben ja noch meist, die das mitgemacht haben. Haben Sie seitdem Ihre Gesinnungen vollständig verändert? Ein Zeugniß dafür haben Sie uns nicht abgelegt. Die Annahme ist also doch nicht ganz ungerechtfertigt, daß Herr Windthorst alle seine Angriffe auf die Reichsregierung zu keinem andern Zwecke macht, als um die Existenz des Königreichs Hannover zu ermöglichen. Was nun die Kommissionsverhandlungen betrifft, so habe ich es nicht für angezeigt gehalten, mich daran zu betheiligen. Die Kommissionen sind ja eigentlich für die Regierungskommissäre gemacht, damit man aus ihnen möglichst viel herauspressen kann, ohne sich seinerseits zu irgend etwas zu verpflichten. Die Kommission ist gar nicht imstande, ein zweiseitiges Geschäft abzuschließen, und mit dem Diplomaten, der keine Vollmacht hat, kann ich mich auf Verhandlungen nicht einlassen. Alles, was ich gesagt habe, steht bombenfest! Alles, was die Herren in der Kommission sagen, die Daumschrauben, die sie ansetzen, die Versicherungen, die sie über ihre Bereitwilligkeit geben, jeden Mann und jeden Groschen zu bewilligen, können mir gar nichts helfen, das verschwindet alles im Plenum, daran ist niemand gebunden. Darum ist die Kommission ein sehr ungünstiger Kampfplatz für die verbündeten Regierungen. Da, wo wirklich die schwerstwiegenden Interessen auf dem Spiele stehen, die an Kopf und Kragen gehen, da würde ich mich auf Kommissionsverhandlungen niemals einlassen. Ich habe also darauf verzichtet, in der Kommission zu erscheinen, denn ich habe keine Lust, meine Kräfte nutzlos zu vergeuden.

Das Resultat der denkwürdigen Reichstagsdebatte verkündet folgendes Telegramm:

„Berlin, 14. Januar. Reichstag. Der Antrag Stauffenberg auf dreijährige Bewilligung der von der Regierung geforderten Präsenzziffer wurde in namentlicher Abstimmung mit 186 gegen 154 Stimmen angenommen. Die konservative, die Reichspartei und die nationalliberale Partei stimmten dagegen. Die Sozialisten, die meisten Elsäßer und der Däne Johannsen enthielten sich der Abstimmung. Hierauf verlas der Reichskanzler eine Botschaft des Kaisers, wodurch der Reichstag aufgelöst wird. Große Aufregung."

Zweiter Vortrag

über

Babel und Bibel

von

Friedrich Delitzsch

Mit 20 Abbildungen

21. bis 25. Tausend



Stuttgart
Deutsche Verlags-Anstalt
1903

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart



1. Trümmerhügel der Stadt Kutha.

Wozu der Kampf wider »Babel und Bibel«, da doch die Logik diese Namenfolge gebietet? Und wie mag man wähnen, diese ernsten, die ganze Bibel umspannenden Fragen bannen zu können mit dem schon durch Einen vergessenen Vers des Alten Testaments Lügen gestraften Schlagwort der »Uroffenbarung«? Und bildet »der sittliche Monotheismus Israels« in seiner Eigenschaft als »eine wirkliche Offenbarung des lebendigen Gottes« wirklich das unantastbare, sieghafte Bollwerk in dem Kampfe der Geister, welchen Babel in unsern Tagen entfacht hat?

Es ist ein Jammer, dass sich so viele die Freude über den reichen Gewinn, welchen Babel als »Interpret und Illustrator« der Bibel fortdauernd darreicht, durch einseitige Rücksichtnahme auf dogmatische Fragen vergällen lassen, bis zu dem Grade, dass sie jenen Nutzen völlig ignorieren. Und dennoch, wie dankbar müssten alle Bibelleser und -erklärer sein für die neuen Erkenntnisse, welche uns die mühseligen Ausgrabungen auf den babylonischen und assyrischen Ruinenstätten vermittelt haben und unausgesetzt vermitteln!

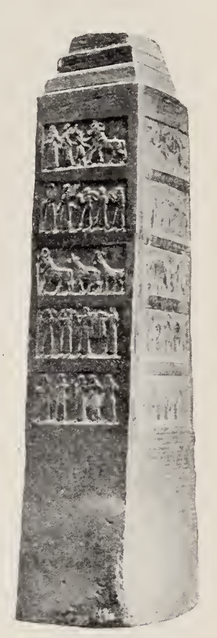
Auch ich vermeide es grundsätzlich, immerfort von »Bestätigungen« der Bibel zu sprechen. Denn wahrlich, es wäre schlecht bestellt um das Alte Testament als eine Quelle der alten Geschichte, wenn es allüberall erst der Bestätigung durch die Keilschrift-



2. Assyrischer Brief aus Chalach.

denkmäler bedürfte. Aber wenn das biblische Königsbuch berichtet (2 Kön. 17, 30), dass die in Samarien angesiedelten Bewohner einer Stadt Kutha den Gott Nergal verehrt hätten, und wir jetzt nicht allein wissen, dass diese babylonische Stadt Kutha unter dem Trümmerhügel Tell Ibrahim (Abb. 1), sieben Stunden

nordwestlich von Babylon, begraben liegt, sondern ein Keilschrifttext ausdrücklich besagt, dass der Stadtgott von Kutha Nergal geheissen, so ist dies immerhin dankenswert. — Und während die Ort- und Landschaft Chalach, nach welcher ein Teil der von Sargon gefangen geführten Israeliten verpflanzt wurde (2 Kön. 17, 6; 18, 11), kaum Aussicht hatte, jemals wieder gefunden zu werden, haben wir jetzt aus Asurbanipals Bibliothek zu Nineve diesen Brief aus Chalach (Abb. 2), in dem ein gewisser Marduk-nadin-achi, unter Betonung seiner stets bewiesenen loyalen Gesinnung, den König bittet, er möge ihm doch wieder zu seinem Grundstück verhelfen, das der Vater des Königs ihm geschenkt und das ihm vierzehn Jahre lang Lebensunterhalt geboten, bis es ihm jetzt der Statthalter des Landes *Mašhalzi* weggenommen habe. Für die Bewohner des Nordreiches Israel, welche uns der berühmte schwarze Obelisk Salmanassars II. (Abb. 3) in seiner zweiten Reliefreihe so lebendig vor Augen führt (Abb. 4—7) — es sind die Abgesandten des Königs Jehu (840 v. Chr.) mit Geschenken verschiedener Art —, kennen wir nunmehr alle drei Oertlichkeiten, woselbst die zehn Stämme ihr Grab gefunden: Chalach, noch etwas östlicher als das gebirgige Quellenland des oberen Zab, namens Arrapachitis; die Landschaft Gozan am Ufer des Chabor, etwa in der Nähe von Nisibis, und die Ortschaften Mediens. — Bis in



3. Der schwarze Obelisk Salmanassars II. (860—825 v. Chr.).



4. Israeliten der Zeit Jehus (840 v. Chr.).

die Neuzeit hinein blieb die vom Propheten Nahum (3, 8 ff.) erwähnte Eroberung und Plünderung des ägyptischen Theben ein Rätsel, also dass niemand zu sagen wusste, worauf die Worte des Propheten sich bezogen: »Bist du (Nineve) besser als No Amon (d. i. Theben), die da wohnt in den Nilströmen, Wasser rings um sie her ...? Auch sie musste in die Gefangenschaft ziehen, auch ihre Kinder wurden an allen Strassenecken zerschmettert, und



5. Israeliten der Zeit Jehus.



6. Israeliten der Zeit Jehus.

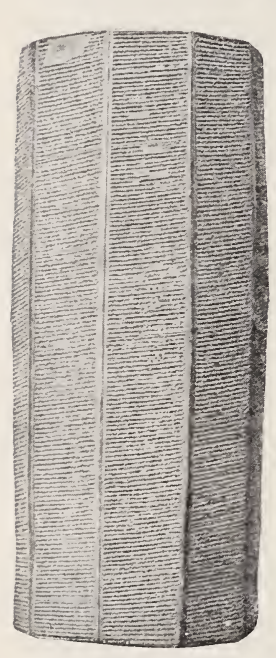
über ihre Vornehmen warf man das Los, und alle ihre Grossen wurden mit Fesseln gebunden« — da ward zu Nineve das prächtige zehnseitige Tonprisma Asurbanipals gefunden (Abb. 8), welches auf seiner zweiten Kolumne berichtet, dass Asurbanipal es gewesen, der, von Memphis aus den ägyptischen König Urdamanê verfolgend, nach Theben gelangte, es eroberte und Silber, Gold, Edelgestein, den ganzen Palastschatz, die Einwohner, Mann und Weib, eine



7. Israeliten der Zeit Jehus.

schwere, unermessliche Beute aus Theben nach Nineve wegführte, der Stadt seiner Herrschaft.

Und wieviel Nutzen verdankt der Keilschriftliteratur die alttestamentliche Sprache! Das Alte Testament nennt wiederholt ein Tier, Namens Re'ēm, ein wildes, unzähmbares, mit furchtbaren Hörnern ausgerüstetes (Ps. 22, 22), dem Stier nächstverwandtes Tier (5 Mo. 33, 17. Ps. 29, 6, vgl. Jes. 34, 7), welches gleich einem zahmen Rind zur Feldarbeit in der Ebene gebrauchen zu wollen, dem Dichter des Buches Hiob (39, 9 ff.) ein schrecklicher, undenkbarer Gedanke ist: »Wird sich der Re'em einlassen dir zu dienen, oder wird er nächtigen an deiner Krippe? Kannst du binden den Re'em an deine Furche mit dem Lenkseil, oder wird er eggen Talgründe hinter dir her?« Da der Büffel zwar jetzt herdenweise die Wälder jenseits des Jordans durchstreift, jedoch erst kurz vor unsrer Zeitrechnung von Arachosien aus nach Vorderasien Verbreitung gefunden, so gewöhnte man sich daran, unter Vergleichung des arabischen Sprachgebrauchs, welcher die Antilopen als »Wüstenrinder« bezeichnet und mit *ri'm* die Antilope leukoryx benennt, das hebräische *re'ēm* von dieser Antilopenart zu verstehen. Wie es aber einem Dichter in den Sinn kommen sollte, diese



8. Zehnseitiges Tonprisma Asurbanipals.



9. Antilope leukoryx.

Antilope (Abb. 9), die trotz ihrer langen, spitzen Hörner eine zartgebaute, sanftäugige Antilope bleibt, an den Pflug gespannt zu sehen und bei diesem Gedanken zu schaudern, war nicht zu verstehen. Die Keilschriftdenkmäler haben uns gelehrt, wer der *rêmu* ist: es ist der gewaltige, mit starken, gekrümmten Hörnern ausgerüstete, grimmig blickende Wildochs, ein Tier des Waldes und Gebirges, welches die Spitzen der höchsten Berge erklimmt, ein Tier von riesiger Körperkraft, dessen Jagd gleich der des Löwen ihrer Gefährlichkeit wegen bei den assyrischen Königen besonders beliebt war. Das Vorkommen dieses dem *bos urus* Cäsars *(Bell. Gall.* VI, 28*)*, sowie dem Wisent nächstverwandten Tieres ist für das Libanongebiet naturwissenschaftlich gesichert; die Keilinschriften erwähnen den Re'em zahllose Male, und die Alabasterreliefs der assyrischen Königspaläste (Abb. 10) stellen ihn uns handgreiflich vor

Augen. Die Deutsche Orient-Gesellschaft aber hat sich besondere Verdienste um den Re'em erworben. Denn der König Nebukadnezar erzählt, dass er das der Göttin Istar geweihte Stadttor von Babylon mit gebrannten Backsteinen geschmückt habe, auf welchen *rêmu*'s und aufrecht gehende riesige Schlangen abgebildet gewesen seien, die Wiederauffindung dieses Istartores aber und seine Blosslegung bis zu vierzehn Metern Tiefe, wo das Grundwasser anfängt, bildet eine der wertvollsten Errungenschaften unsrer letztjährigen



10. Assyrische Darstellung des Wildochsen (Re'em).

Grabungen auf dem Ruinenfelde Babylons. Sei mir gegrüsst, du Hügel Bâbil (Abb. 11), samt deinen Genossen am palmenumsäumten Ufer des Euphrat! Wie schlägt das Herz höher, wenn nach wochenlangem Hacken und Schaufeln unter den glühenden Sonnenstrahlen des Ostens plötzlich das gesuchte Bauwerk sich zeigt, auf einem beschriebenen riesigen Steinblock der Name »Istartor« gelesen wird, und nach und nach das grosse Doppeltor Babylons, nach Norden hin von je drei mächtigen Türmen flankiert, in vortrefflich erhaltenem Zustand dem Erdinnern entsteigt; wohin du aber



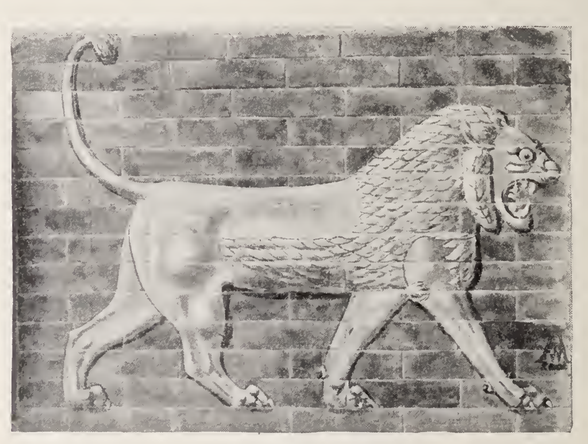
11. Bâbil, der nördlichste Ruinenhügel Babylons.

schaust, an den Wandflächen der Türme wie Tordurchgänge, alles wimmelnd von reliefierten, in der obersten Schicht von gleichzeitig bunt emaillierten *rêmu*'s, in entzückender Farbenpracht sich abhebend von



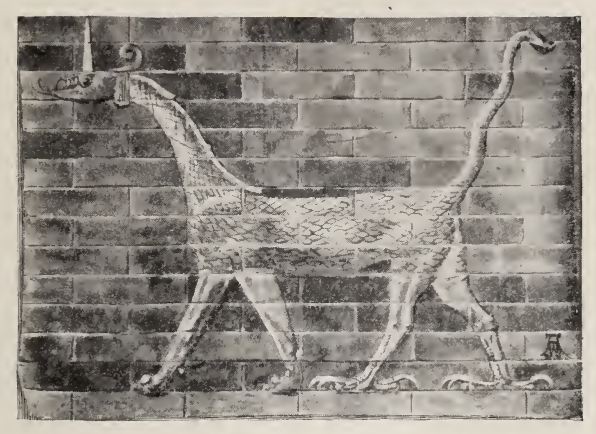
12. Der Wildochs (Re'em) in emaillierter Ziegelreliefdarstellung aus Babylon.

dem tiefblauen Grunde (Abb. 12). »Kraftvoll schreitet der Wildochs mit weitem Schritt, mit stolz erhobenem Nacken, drohend nach vorn gerichteten Hörnern, zurückgelegten Ohren, geblähten Nüstern; die Muskeln straff und strotzend, der Schweif gehoben und in strammer Linie abwärts fallend, alles entsprechend der Natur, doch veredelt«. Ist das glatte Fell weiss, so sind Horn und Hufe leuchtend goldig, ist das Fell



13. Der »Löwe von Babylon«.

gelb, so ist beides malachitgrün, während die Locken bei beiden Arten dunkelblau gefärbt sind. Von wahrhaft vornehmer Gesamtwirkung aber ist ein weisser Reliefstier, bei welchem gleich den Hörnern und Hufen auch die Locken saftgrün gefärbt sind. So gibt sich der Re'em vom Istartor, durch das die Prozessionsstrasse Marduks hindurchführte, als ein würdiger Gefährte des allbekannten, die Prozessionsstrasse schmückenden »Löwen von Babylon« (Abb. 13). Und mit noch



14. Der Drache von Babel.

einem andern Tiere von seltenster Art hat die Deutsche Orient-Gesellschaft die biblische Wissenschaft beschenkt, mit einem Fabeltier, das uns vom Religionsunterricht her bekannt ist und welches auf alle, die durch das Istartor dem Palast Nebukadnezars sich nahten, einen fascinierenden Eindruck machen musste — ich meine den Drachen von Babel (Abb. 14). »Mit weit nach vorn gerecktem Hals und giftig drohendem Blick schreitet das Ungeheuer einher« — es ist eine Schlange, wie der doppelzüngige längliche Kopf, der lange Schuppenleib und der sich schlängelnde Schwanz lehren, aber es hat auch zugleich die Vorderbeine des Panthers, und seine Hinterbeine sind mit riesigen Vogelklauen bewaffnet, dazu trägt es lange gerade Hörner auf dem Kopf und einen Skorpionstachel am Ende des Schwanzes. Dank allen, allen, welche treu mitwirken zur Gewinnung solcher erlesenen, archäologisch bedeutsamsten Funde!

Und abgesehen von vielen solcher Einzelerklärungen und Illustrationen stellt die Assyriologie das Vertrauen wieder her zu der seit geraumer Zeit so heftig angefochtenen Ueberlieferung des alttestamentlichen Textes. Denn indem sie selbst sich immer von neuem schweren und schwersten Texten voll seltener Worte und Redensarten gegenübersieht, begreift sie, dass es auch innerhalb des alttestamentlichen Schrifttums eine Fülle nur einmal oder selten vorkommender Wörter und Redeweisen giebt; sie freut sich derselben, versucht sie aus dem Zusammenhang heraus zu erklären und findet in nicht wenigen Fällen ihr Bemühen durch das Vorkommen ebendieser Wörter und Phrasen im Assyrischen belohnt. Sie erkennt auf diese Weise, welch verhängnisvoller Irrtum der modernen Exegese es ist, an solchen seltenen Wörtern und schwierigen Stellen herumzudeuteln, sie zu »emendieren« und nur allzu oft durch Plattheiten zu ersetzen. Fürwahr, jeder Freund des alttestamentlichen Schrifttums sollte kräftig mit dazu beitragen, die Tausende von Tontafeln und alle sonstigen Schriftdenkmäler, die in Babylon begraben liegen und die unsre Expedition heben wird, sobald die ersten ihr gestellten Aufgaben gelöst sind, heben zu helfen und damit dem sprachlichen Verständnis des Alten Testaments bedeutendere und raschere Fortschritte zu ermöglichen, als solche innerhalb zweier Jahrtausende ihm beschieden gewesen.

Auch ganze Erzählungen des Alten Testaments erhalten von Babylon ihre Aufklärung. Von Jugend auf werden wir erblich belastet mit der Wahnvorstellung eines vertierten Nebukadnezar, indem uns das Buch Daniel erzählt (4, 26—34), wie der König von Babel auf dem Dache seines Palastes umhergewandelt sei und, nachdem er sich noch einmal an

der Herrlichkeit der von ihm erbauten Stadt ergötzt, vom Himmel her die Weissagung vernommen habe, dass er, ausgestossen aus den Menschen, mit den Tieren des Feldes und nach Art der Tiere leben solle. Daraufhin habe dann Nebukadnezar in der Wüste Gras gefressen gleich den Stieren, benetzt vom Taue des Himmels, während seine Haare wuchsen gleich dem Gefieder des Adlers und seine Fingernägel gleich Vogelklauen. Und doch hätte niemals, am wenigsten nach dem Erscheinen von Eberhard Schraders Abhandlung »über den Wahnsinn Nebukadnezars«, irgend ein Erzieher der Jugend solches lehren dürfen, ohne darauf hinzuweisen, dass uns die reinere und ursprünglichere Form dieser Erzählung längst in einer bei Abydenus überlieferten chaldäischen Sage bekannt ist. Diese erzählt, dass Nebukadnezar, auf dem Gipfel seiner Macht angelangt, auf die Königsburg gestiegen sei und, von einem Gotte begeistert, ausgerufen habe und gesagt: »Ich hier, Nabukodrosor, kündige euch den Eintritt des Unheils an, das abzuwehren weder Bel noch die Königin Beltis die Schicksalsgöttinnen zu überreden die Macht haben. Kommen wird Perses (d. i. Cyrus) ... und euch die Knechtschaft bringen. O möchte er doch, bevor die Mitbürger zu Grunde gehen, ... durch die Einöde gejagt werden, wo weder Städte noch die Fussspur eines Menschen angetroffen werden, wohl aber wilde Tiere weiden und Vögel umherschweifen, während er allein in Felsklüften und Schluchten umherirrt. Mir aber möge ... ein besseres Ende zu teil werden.« Wer wollte hier nicht einsehen, dass der hebräische Schriftsteller die babylonische Sage frei umgestaltet hat, zumal da er in Vers 16 noch deutlich durchblicken lässt, dass ihm der ursprüngliche Wortlaut sehr wohl bekannt war! Was Nebukadnezar dem

Feinde der Chaldäer anwünscht, lässt der Verfasser der im Buch Daniel gesammelten, an Irrtümern und Nachlässigkeiten überreichen Flugschriften Nebukadnezar selbst erleben, um seinen von Antiochus Epiphanes verfolgten Volksgenossen möglichst drastisch die Wahrheit zu exemplifizieren, dass Gott der Herr selbst den mächtigsten König, der gegen Jahve sich auflehnt, tiefst zu demütigen vermag. Wann werden wir endlich lernen, auch innerhalb des Alten Testaments die Form zu unterscheiden vom Inhalt? Es sind zwei hohe Lehren, welche der Verfasser des Büchleins Jonas uns predigt: dass Gotte niemand entrinnen kann, und dass kein Sterblicher sich unterfangen dürfe, Gottes Barmherzigkeit und Langmut Vorschriften zu machen oder gar eine Grenze zu setzen; aber die Form, in welche diese Wahrheiten gekleidet sind, ist menschlich, so recht phantastisch-orientalisch, und wollten wir heute noch glauben, dass Jonas im Bauche des Fisches ein Mosaik von Psalmstellen gebetet habe, die zum Teil erst etliche Jahrhunderte nach Nineves Untergang gedichtet wurden, oder dass der König von Nineve so tief Busse getan, dass er auch Ochsen und Schafen Befehl gegeben, sich mit einem Sack zu bekleiden, so würden wir uns versündigen gegen den uns von Gott verliehenen Verstand.

Aber das alles sind Einzelheiten, welche zurücktreten vor weit intensiverem Lichte.

Es war ein ungewöhnlich glücklicher Gedanke, welchen die als Gäste unsers Kaisers zur Einweihung der Erlöserkirche nach Jerusalem fahrenden Vertreter der deutschen Kirchenregierungen fassten, in Jerusalem ein »Deutsches evangelisches Institut für Altertumswissenschaft des heiligen Landes« zu begründen. O möchten sich doch unsre jungen Theologen drüben

und zwar nicht bloss in den Städten, sondern am besten draussen in der Wüste recht bekannt machen mit den Sitten und Gebräuchen der Beduinen, welche noch so ganz die nämlichen sind wie in altisraelitischer Zeit, und sich tief versenken in die Anschauungs- und Darstellungsweise des Orients: in den Zelten der Wüste den Märchenerzählern lauschen oder die eignen Schilderungen und Berichte der Wüstensöhne hören, voll lebendig und ungezügelt sprudelnder Phantasie, welche nur allzu oft unbewusst die Grenze des Tatsächlichen überschreitet! Es wird sich ihnen dann die Welt erschliessen, aus welcher heraus allein orientalische Schriftwerke wie das Alte und teilweise auch das Neue Testament erklärt sein wollen — es wird ihnen wie Schuppen fallen von den Augen und die »Mitternachtssonne« ihnen sich wandeln in Morgenlicht! Wenn nun sogar noch der heutige Orient, wo immer wir gehen und stehen, hören und sehen, eine Fülle von Aufschlüssen für die Bibel darbietet, um wie viel mehr das Studium des alten, zum Teil mit dem Alten Testament gleichzeitigen Schrifttums der Babylonier und Assyrer! Allüberall mehr oder weniger bedeutsame Uebereinstimmungen beider nach Sprache und Stil, Denk- und Vorstellungsweise nächstverwandten Literaturen. Ich denke an die in beiden sich bezeugende Heiligkeit wie der Siebenzahl, so auch der Dreizahl. »Land, Land, Land! höre die Rede Jahves«, ruft Jeremia (22, 29); »Heil, Heil, Heil dem König, meinem Herrn», beginnt mehr als ein assyrischer Schreiber seinen Brief. Und wie die Seraphim vor Gottes Thron einer dem andern zurufen: »Heilig, heilig, heilig ist Jahve Zebaoth« (Jes. 6, 3), so lesen wir am Anfang assyrischer Tempelliturgien ein dreimaliges *ašur*, d. i. »heilbringend« oder »heilig«. —

Nach babylonischer Anschauung eignet dem Speichel des Menschen in hervorragender Weise Zauberkraft. Speichel und Zauber sind eng zusammengehörige Begriffe, und zwar besitzt der Speichel ebensowohl todbringende als lebenspendende Kraft. »O Marduk!« — heisst es in einem Gebet an den Stadtgott von Babel — »o Marduk! dein ist der Speichel des Lebens!« Wer dächte hier nicht an neutestamentliche Erzählungen wie jene, dass Jesus den Taubstummen beiseite nahm, seinen Finger in die Ohren legte, spuckte und mit dem Speichel ihm die Zunge berührte und sagte: »*Hephata*«, »tue dich auf!« (Marc. 7, 33 ff., vgl. 8, 23. Joh. 9, 6 ff.). — Mit einer Rauchsäule bei Tag und einer Feuersäule bei Nacht begleitet Jahve sein Volk auf dem Zug durch die Wüste; aber auch Asarhaddon, dem König von Assur, wird vor seinem Auszug in den Krieg das Prophetenwort: »Ich, Istar von Arbela, werde zu deiner Rechten Rauch und zu deiner Linken Feuer aufsteigen lassen«. — »Bestelle dein Haus« — sagt der Prophet Jesaia zu dem auf den Tod erkrankten König Hiskia — »denn du bist tot und wirst nicht leben« (Jes. 38, 1), und der assyrische General Kudurru, welchem der König Allerhöchstseinen Leibarzt gesandt, dankt seinem König mit den Worten: »ich war tot, aber der König, mein Herr, hat mich lebendig gemacht« (K. 81, 12). Die Seele des tödlich Erkrankten weilt bereits in der Unterwelt, ist hinabgefahren in die Grube (Ps. 30, 4). Darum führt die Göttin Gula, die Schutzpatronin der Aerzte, den Beinamen »die Totenerweckerin«; ein orientalischer Arzt, der nicht Tote erweckte, wäre kein Arzt. — Wie so ganz gleichartig ist alles in Babel und Bibel! Hier wie dort die Vorliebe, Reden und Gedanken durch symbolische Handlungen zu

veranschaulichen (ich erinnere an den Sündenbock, der in die Wüste gejagt wird); hier wie dort die gleiche Welt fortdauernder Wunder und Zeichen, fortwährender Offenbarung der Gottheit obenan im Traum, die gleichen naiven Vorstellungen von der Gottheit: wie in Babel die Götter essen und trinken, sich wohl auch zur Ruhe begeben, so geht Jahve zur Zeit der Abendkühle im Paradiese spazieren und labt sich an dem lieblichen Geruch des Opfers Noahs; und wie im Alten Testament Jahve spricht zu Mose und Aaron und zu den Propheten allen, so sprechen in Babel die Götter zu den Menschen, sei es unmittelbar oder durch den Mund ihrer Priester und gottbegeisterten Propheten und Prophetinnen.

Offenbarung! Es lässt sich kaum eine grössere Verirrung des Menschengeistes denken als die, dass man die im Alten Testament gesammelten unschätzbaren Ueberreste des althebräischen Schrifttums in ihrer Gesamtheit jahrhundertelang für einen religiösen Kanon, ein offenbartes Religionsbuch hielt, obwohl sich darunter Schriften wie das Buch Hiob, welches mit Worten, die stellenweise an Blasphemie grenzen, überhaupt die Existenz eines gerechten Gottes bezweifelt, sowie recht weltliche Schriftstücke, wie zum Beispiel Hochzeitsgesänge (das sogenannte Hohelied Salomonis) befinden. In dem hübschen Minnelied Ps. 45 lesen wir Vers 11 ff.: »Höre, Tochter, und siehe, und neige dein Ohr und vergiss dein Volk und dein Vaterhaus, und gelüstet's den König nach deiner Schönheit, denn er ist dein Herr, dann fall vor ihm nieder«. Es lässt sich denken, was herauskommen musste, wenn Bücher und Stellen wie diese theologisch, ja messianisch ausgelegt werden (vergl. Hebräerbrief 1, 8 f.) — es konnte nichts andres herauskommen als bei jenem

mittelalterlichen katholischen Mönch, der, wenn er in seinem Psalmbuch lateinisch *maria*, »die Meere«, las, sich bekreuzte vor der Jungfrau Maria. Aber auch für die übrigen Teile der alttestamentlichen Literatur haben jetzt alle wissenschaftlich gebildeten Theologen, die evangelischen wie katholischen, die Verbalinspiration preisgegeben: das Alte Testament selbst zwingt hierzu mit seiner Unmenge sich widersprechender Doppelerzählungen und mit dem in den fünf Büchern Mosis durch unausgesetztes Ueber- und Ineinanderarbeiten entstandenen, schier unentwirrbaren Wirrsal.

Die Hand aufs Herz — wir haben ausser der Gottesoffenbarung, die wir ein jeder in uns in unserm Gewissen tragen, eine weitere persönliche Gottesoffenbarung gar nicht verdient. Denn geradezu frivol hat die Menschheit des heiligen Gottes ureigentlichste Offenbarung, die zehn Worte auf den Gesetzestafeln vom Sinai, bis auf diesen Tag behandelt. »Das Wort sie sollen lassen stahn« — trotzdem ist in Dr. Martin Luthers Kleinem Katechismus, nach dem unsre Kinder unterrichtet werden, das ganze zweite Gebot: »Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen« unterdrückt und statt dessen das letzte Gebot beziehungsweise Verbot der sogenannten bösen Lust in zwei auseinandergerissen, was durch Vergleichung von 2 Mo. 20, 17 und 5 Mo. 5, 18 als unstatthaft leicht erkannt werden konnte. Das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, ist nicht das vierte, sondern das fünfte u. s. f. Und im katholischen Katechismus, der die nämliche Zählungsweise der zehn Gebote hat, lautet zwar das erste Gebot vollständiger: »Du sollst keine fremden Götter neben mir haben; du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, dasselbe anzubeten«, aber gleich heisst

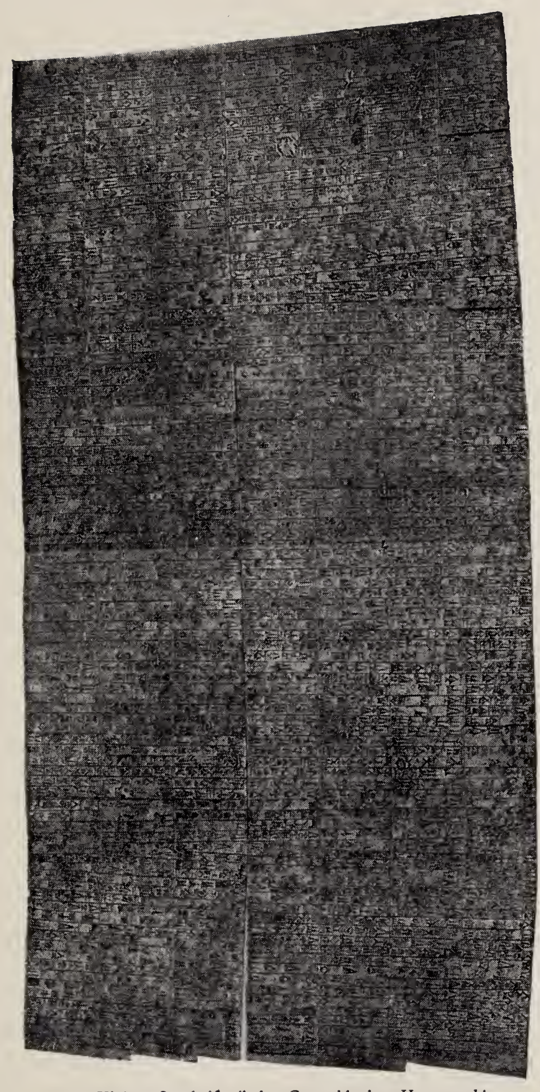
es weiter: Bilder Christi, der Gottesmutter und aller Heiligen machen wir dennoch, weil wir sie nicht anbeten, sondern nur verehren, wobei übersehen ist, dass Gott der Herr ausdrücklich sagt: du sollst dir kein Schnitzbild machen, dasselbe anzubeten und zu verehren (beachte auch 5 Mo. 4, 16). Aber in noch weit schwererer Weise, wenn wir uns eine Weile auf den Standpunkt des Wortlautes der Thora stellen, trifft jener Vorwurf Moses selbst, ein einstimmiger gellender Vorwurf aller Völker der Erde, die nach Gott fragen und nach Gott suchen. Man bedenke: der allmächtige Gott, »der Allumfasser, der Allerhalter«, der Unschaubare, Unnahbare, er verkündet unter Donner und Blitz, aus Gewölk und Feuer heraus seinen heiligsten Willen, Jahve, »der Fels, dessen Tun vollkommen« (5 Mo. 32, 4), behaut mit seinen eignen Händen zwei steinerne Tafeln und gräbt in sie mit den eignen Fingern, die die Welt im Gleichgewicht halten, die zehn Gebote — da wirft Mose im Zorn die ewigen Tafeln des ewigen Gottes von sich und zerbricht sie in tausend Stücke. Und dieser Gott schreibt zum zweitenmal andre Tafeln, die seine erste und letzte eigenhändige Offenbarung an die Menschheit darstellen, Gottes einzigste greifbare Offenbarung, und Moses hält es nicht der Mühe für wert, seinem Volk und damit der Menschheit wortgetreu mitzuteilen, was Gott auf jene Tafeln gegraben. Wir Gelehrten machen es jedem von uns zu schwerem Vorwurf, wenn er die Inschrift eines beliebigen Menschen, etwa eines Hirten, der an einem Felsen der Sinaihalbinsel seinen Namen verewigt hat, auch nur in Einem Schriftzeichen ungenau oder gar falsch wiedergibt, und Moses, als er vor dem Uebergang über den Jordan die zehn Gebote seinem Volke abermals einschärft, ändert nicht

allein einzelne Wörter, stellt Wörter und Sätze um und dergleichen mehr, sondern ersetzt sogar eine lange Stelle durch eine andre, obwohl er auch diese ausdrücklich als Gottes Wortlaut entsprechend hervorhebt. Und so wissen wir bis heute nicht, ob Gott den Sabbattag zu heiligen befohlen habe in Erinnerung an seine eigne Ruhe nach dem Sechstagewerk der Schöpfung (2 Mo. 20, 11, vergl. 31, 17) oder in Erinnerung an die nimmer ruhende Zwangsarbeit des Volkes während seines Aufenthalts in Aegypten (5 Mo. 5, 14 f.). Und die nämliche Nachlässigkeit bezüglich Gottes heiligstem Vermächtnis an die Menschen ist auch sonst zu beklagen. Wir suchen noch heute den Berg in der Gebirgsgruppe der Sinaihalbinsel, der zu allem, was erzählt ist, passt, und während wir über unendlich gleichgültigere Dinge, wie zum Beispiel die Ringe und Stangen des Kastens, der den zwei Tafeln zur Aufbewahrung diente, eingehendst unterrichtet werden, erfahren wir über die äussere Beschaffenheit der Tafeln selbst, ausser dass sie auf beiden Seiten beschrieben waren, rein gar nichts. Als die Philister die Bundeslade erbeuten und in den Dagonstempel zu Asdod bringen, da liegt am übernächsten Morgen das Bildnis des Gottes Dagon zertrümmert vor der Lade Jahves (1 Sa. 5 f.). Als diese dann nach dem kleinen judäischen Grenznest Bêth-Schemesch gebracht wird und die Bewohner sie angucken, büssen es siebzig, nach einer andern Erzählung 50000(!) Mann mit dem Tode (1 Sa. 6, 19). Selbst wer aus Versehen die Lade berührt, wird vom Zorn Jahves getötet (2 Sa. 6, 7 f.). Sobald wir aber den Boden der historischen Zeit betreten, schweigt die Geschichte. Wir erfahren detailliert, dass die Chaldäer die Tempelschätze Jerusalems und die goldenen, silbernen, kupfernen Tempelgeräte, die

Becken und Schalen und Schaufeln fortführten (2 Kön. 24, 13. 25, 13 ff.), aber nach der Lade mit den zwei Gottestafeln fragt niemand, der Tempel stürzt in Flammen zusammen, aber dem Geschick der zwei wunderwirkenden Tafeln des allmächtigen Gottes, dieses grössten Heiligtums des Alten Bundes, ist auch nicht Ein Sterbenswörtchen gewidmet.

Wir wollen nach der Ursache von all dem nicht forschen, sondern nur konstatieren, dass Moses von dem nach dem Wortlaut der Thora ihn treffenden Vorwurf durch die Pentateuchkritik freigesprochen ist. Denn wie neben vielen andern Gelehrten auch Dillmann (*Kommentar zu den Büchern Exodus und Leviticus* S. 201), diese selbst von katholischer Seite höchst gewertete Autorität, feststellt, liegen uns die zehn Gebote in »zwei verschiedenen Rezensionen vor, die überhaupt nicht unmittelbar auf die Tafeln, sondern auf anderweitige Aufzeichnungen zurückgehen«. Und so sind uns auch alle übrigen sogenannten mosaischen Gesetze in zwei verhältnismässig späten, durch Jahrhunderte von einander getrennten Rezensionen überliefert, wodurch sich alle Differenzen leicht genug erklären. Und auch dies wissen wir, dass die sogenannten mosaischen Gesetze Satzungen und Gebräuche darstellen, die teils von altersher bei den Kindern Israel Geltung besassen, teils aber auch erst nach der Sesshaftmachung des Volkes in Kanaan rechtliche Geltung erhielten, und dann *en bloc* auf Moses und zwecks noch höherer Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit auf Jahve selbst als den höchsten Gesetzgeber zurückgeführt wurden, wie wir dies bei den Gesetzen andrer alten Völker — ich erinnere an das Gesetzbuch des Manu — beobachten, und wie es genau so bei der babylonischen Gesetzgebung der Fall ist.

Als ich im vergangenen Jahr die Ehre hatte, an dieser Stelle zu sprechen, wies ich darauf hin, dass wir in Babylonien schon um 2250 v. Chr. einen hochentwickelten Rechtsstaat finden, und sprach von einer grossen Gesetzsammlung Hammurabis, die das bürgerliche Recht in allen seinen Zweigen fixiere. Was damals nur aus zerstreuten, obwohl untrüglichen Einzelheiten geschlossen werden konnte — dieses grosse Gesetzbuch Hammurabis ist jetzt im Original gefunden, und mit ihm die Wissenschaft, vornehmlich die Kulturgeschichte und vergleichende Rechtswissenschaft, um einen Schatz allerersten Ranges bereichert. In den Ruinen der Akropolis von Susa war es, dass auf der Scheide der Jahre 1901 und 1902 der französische Archäolog de Morgan und der Dominikanermönch Scheil das Glück hatten, einen 2,25 Meter hohen Dioritblock des Königs Hammurabi zu finden, der augenscheinlich von den Elamiten nebst andrer Kriegsbeute aus Babylonien weggeschleppt worden war und auf dem in sorgsamster Weise 282 Gesetzesparagraphen eingegraben sind (Abb. 15). Es sind, wie der König selbst sagt, »Gesetze der Gerechtigkeit, die Hammurabi, der mächtige und gerechte König, festgesetzt hat zu Nutz und Frommen der Schwachen und Unterdrückten, der Witwen und Waisen. »Der Geschädigte« — so lesen wir —, »der einen Rechtsstreit hat, lese dieses mein Schriftdenkmal und vernehme meine kostbaren Worte; mein Schriftdenkmal kläre ihn auf über den Rechtsfall, und er sehe dessen Entscheidung! Aufatmenden Herzens spreche er dann: ‚Hammurabi ist ein Herr, der wie ein rechter Vater ist seinem Volke!'« Aber obschon der König sagt, dass er, die Sonne von Babylon, die Licht ausstrahlt über Süd und Nord seines Landes, diese Gesetze niedergeschrieben habe, so hat



15. Kleiner Inschriftteil des Gesetzblockes Hammurabis.

er sie doch seinerseits empfangen von dem höchsten Richter Himmels und der Erde, dem Inhaber alles dessen, was recht heisst, dem Sonnengott, und darum trägt der mächtige Gesetzesstein an seiner Spitze das schöne Basrelief (Abb. 16), darstellend Hammurabi, wie ihm die Gesetze offenbart Schamasch, der höchste Gesetzgeber.

Nicht anders verhält es sich mit der Gesetzgebung vom Sinai, der sogenannten Bundesschliessung Jahves mit Israel. Ist doch der rein menschliche Ursprung und Charakter der israelitischen Gesetze noch leicht genug durchschaubar! Oder sollte jemand wagen zu behaupten, dass der dreimal heilige Gott, der mit seinen eignen Fingern *lô tirzach* »du sollst nicht töten« in die Steintafel gegraben, im selben Atemzug die Blutrache sanktioniert habe, die bis heute wie ein Fluch auf den Völkern des Ostens lastet, während schon Hammurabi »ihre Spuren fast völlig getilgt hatte«? Oder sollte jemand daran festhalten, dass die Beschneidung, die von alters her bei den Aegyptern und arabischen Beduinen Sitte gewesen, Zeichen sei eines besonderen Bundes Gottes mit Israel? Wir begreifen nach orientalischer Denk- und Redeweise sehr wohl, dass die mancherlei Satzungen für alle möglichen kleinsten Vorkommnisse des täglichen Lebens, wie wenn ein stössiger Ochse einen Menschen oder einen andern Ochsen tötet (2 Mo. 21, 28 f., 35 f.), dass die Speiseverbote, die minutiösen medizinischen Vorschriften für Hautkrankheiten, die detaillierten Bestimmungen für die priesterliche Garderobe hingestellt werden als von Jahve selbst herrührend, aber das ist eine rein äussere Form — der Gott, dem die liebsten Opfer sind »ein geängsteter Geist, ein geängstetes und zerschlagenes Herz« (Ps. 51, 19) und der an dem ganzen Opferkult nach Art der

»heidnischen« Völker kein Gefallen hatte (Ps. 40, 7), hat sich gewiss nicht die Rezepte für Salböl und Räucherwerk »nach Apothekerkunst«, wie es heisst (2 Mo. 30, 25. 35), ausgedacht. Es wird Sache zukünftiger Forschung sein, festzustellen, inwieweit die israelitischen Gesetze, die bürgerlichen wie priesterlichen, spezifisch israelitisch oder allgemein semitisch oder durch die so viel ältere und gewiss über die Grenzen Babyloniens hinaus vorgedrungene babylonische Gesetzgebung beeinflusst sind. Ich denke zum Beispiel an das Wiedervergeltungsrecht Auge um Auge, Zahn um Zahn, an die Neumondfeier, die sogenannten »Schaubrote«, das hohepriesterliche Brustschild und vieles andre. Einstweilen müssen wir dankbar sein, dass die Institution des Sabbattages, deren Ursprung den Hebräern selbst unklar war, als in dem babylonischen *šabattu,* dem »Tage κατ' ἐξοχήν,« wurzelnd erkannt ist. Dagegen hat niemand behauptet, dass die zehn Gebote auch nur teilweise aus Babylonien entlehnt seien, vielmehr wurde nachdrücklich darauf



16. Hammurabi empfängt die Gesetze vom Sonnengott.

hingewiesen, dass Verbote wie das 5., 6., 7. einem allen Menschen gemeinsamen Selbsterhaltungstrieb entspringen. In der Tat sind die meisten der zehn Gebote den Babyloniern ebenso heilig wie den Hebräern: Unehrerbietigkeit gegen die Eltern, falsches Zeugnis, jegliches Trachten nach fremdem Besitz wird auch nach babylonischem Brauch schwer, zumeist mit dem Tode bestraft. So zum Beispiel lesen wir gleich als dritten Gesetzesparagraphen Hammurabis: »wenn jemand in einem Rechtsstreit als Zeugenaussage Lügen ausspricht und kann seine Aussage nicht beweisen, so soll er, wenn dabei das Leben des andern auf dem Spiele steht, mit dem Tode bestraft werden«. Spezifisch israelitisch ist das zweite Gebot, das Verbot jedweden Bilderdienstes, das in seiner näheren Ausführung eine direkt antibabylonische Spitze zu haben scheint. Mit dem eminent israelitischen ersten Gebot aber: »Ich bin Jahve, dein Gott, du sollst keine andern Götter neben mir haben«, sei es mir gestattet, auf einen Punkt näher einzugehen, der alle, die sich für Babel und Bibel interessieren, fortdauernd auf das tiefste bewegt — auf den alttestamentlichen Monotheismus. Ist es doch vom Standpunkt der alttestamentlichen Theologie begreiflich, dass sie, nachdem sie einmütig und mit Recht die Verbalinspiration des althebräischen Schrifttums preisgegeben und damit vielleicht ungewollt, aber durchaus folgerichtig den für unser Glauben, Wissen und Erkennen schlechterdings unverbindlichen Charakter der alttestamentlichen Schriften als solcher anerkannt hat, nunmehr den sie durchwehenden Geist als göttlichen in Anspruch nimmt und den »sittlichen Monotheismus Israels«, den »Geist des Prophetentums« als »eine wirkliche Offenbarung des lebendigen Gottes« mit um so grösserer Einstimmigkeit predigt.

Geradezu bestürzend haben die in meinem vorjährigen Vortrag erwähnten Personennamen gewirkt, welche wir bei den um 2500 v. Chr. in Babylonien zugewanderten nordsemitischen Nomaden in überraschend grosser Zahl finden: »El d. i. Gott hat gegeben«, »Gott sitzt im Regiment«, »Wenn Gott nicht mein Gott wäre«, »Gott! sieh mich an!« »Gott ist Gott«, »Jahu (d. i. Jahve) ist Gott«. Man begreift die Beängstigung eigentlich nicht. Denn da das Alte Testament selbst bereits Abram im Namen Jahves predigen lässt (1 Mo. 12, 8), Jahve bereits der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs gewesen, so sollten jene alten Namen wie *Jahu-ilu,* d. i. Joel, eigentlich freudig begrüsst werden. Und speziell jenen sich positiv wähnenden Theologen, die »alle göttliche Offenbarung sich allmählich geschichtlich entwickeln« lassen, den kirchlichen Offenbarungsbegriff ebenhiermit, wie mir scheint, in das Gegenteil verkehrend, sollten jene Namen recht gelegen kommen. Indes, die grosse Mehrheit der Theologen fühlt und fürchtet dennoch mit Recht, dass diese Namen, die um mehr denn ein Jahrtausend älter sind als die entsprechenden alttestamentlichen Namen und die Verehrung nur Eines Gottes (Stammesgottes, oder wie man sonst annehmen mag) namens Jahu »der Bleibende« bezeugen, noch dazu in sehr viel weiteren Kreisen als speziell innerhalb der Nachkommenschaft Abrams den Ausgangspunkt bezeichnen könnten für eine geschichtliche Entwickelung des Jahveglaubens, eben dadurch aber dessen Offenbarungscharakter ernstlich in Frage stellen. Und deshalb müht und quält man sich, jene Namen hinwegzudeuten, dabei vor keinem Mittel zurückschreckend — aber ob auch die Wogen speien und schäumen, bleiben gleich einem Leuchtturm in dunkler Nacht die Namen der Abkömmlinge nordsemitischer

Beduinen um 2300 v. Chr. bestehen: »Gott ist Gott«, »Jahu ist Gott«.

Mir scheint, man sollte sich nach der einen wie nach der andern Seite hin vor Uebertreibungen hüten. Ich habe nie unterlassen, den »krassen« Polytheismus der Babylonier zu betonen und fühle mich nichts weniger als gemüssigt, denselben zu bemänteln. Nur halte ich das sumerisch-babylonische Pantheon und seine Darstellung in der Poesie, speziell der Volkspoesie, für so wenig geeignet, als Zielscheibe seichter Witze und spöttischer Uebertreibungen zu dienen, als wir solchen Spott, etwa geübt an den Göttern Homers, gebührend brandmarken würden. Auch die Verehrung der Gottheiten unter Bildern von Stein und Holz soll in keiner Weise beschönigt werden. Nur vergesse man nie, dass sogar die biblische Schöpfungserzählung den Menschen im Ebenbilde Gottes geschaffen sein lässt, was, wie mit Recht schon von theologischer Seite hervorgehoben worden ist, der immer wieder betonten »Geistigkeit« Gottes schnurstracks zuwiderläuft. Da ist es doch immerhin begreiflich, wenn die Babylonier umgekehrt sich ihre Götter unter dem Ebenbilde des Menschen vorstellten und darstellten. Die alttestamentlichen Propheten machen es ja wenigstens im Geiste genau so. In vollständiger Uebereinstimmung mit den Babyloniern und



17. Assyrische Gottheit mit »Hörnern an ihrer Seite«.

Assyrern sieht der Prophet Habakuk (Kap. 3) Jahve herannahen mit Pferden und Wagen, Bogen und Pfeilen und Lanze, ja sogar (Vers 4) »Hörnern an seiner Seite«, mit Hörnern, dem Symbol der Hoheit, Stärke und Sieghaftigkeit (Am. 6, 13, vergl. 4 Mo. 23, 22), dem üblichen Schmuck der Kopfbedeckung (Abb. 17) auch der babylonisch-assyrischen, höheren wie niederen Götter. Und die Darstellungen Gottes des Vaters in



18. Der vierte Schöpfungstag (nach Julius v. Schnorr).

der christlichen Kunst: bei Michelangelo, Raffael, in allen unsern Bilderbibeln — derjenigen Julius v. Schnorrs ist diese Darstellung (Abb. 18) des vierten Schöpfungstages entnommen — gehen alle auf eine Vision Daniels (7, 9) zurück, der Gott schaut als einen »Alten an Tagen, sein Gewand wie weisser Schnee und das Haar seines Hauptes wie reine Wolle«. Den ermüdenden Spott aber der alttestamentlichen Propheten

auf die babylonischen Götzen, die Augen haben und nicht sehen, Ohren und nicht hören, eine Nase und nicht riechen, Füsse und nicht gehen, können die Babylonier ebenso leicht ertragen wie die katholische Kirche. Denn genau so wie die denkenden Katholiken im allgemeinen in den Bildern lediglich die Repräsentanten Christi, Mariä und der Heiligen sehen, so taten dies auch die denkenden Babylonier: kein Hymnus, kein Gebet, das an das Bild als solches gerichtet wäre — sie wenden sich stets an die jenseits alles Irdischen thronende Gottheit.

Auch in der Beurteilung des »sittlichen Monotheismus« Israels dürfte sich eine gewisse Mässigung empfehlen. Zunächst ist zu einem guten Teil die vorexilische Zeit auszunehmen, während deren Juda wie Israel, Könige wie Volk einem ebenso unausrottbaren wie erklärlichen Hang zum heimisch kanaanäischen Polytheismus verfallen waren. Sodann aber scheint es mir besonders unklug gehandelt, wenn etliche Heisssporne das sittliche Niveau Israels, auch das der vorexilischen Zeit, als hoch erhaben über dem der Babylonier hinstellen. Gewiss! die Kriegführung der Babylonier-Assyrer war eine grausame, mitunter barbarische. Aber auch die Eroberung Kanaans durch die hebräischen Stämme war von einem Strom unschuldig vergossenen Blutes begleitet: der Einnahme »der fremden grossen und schönen Städte, der mit allem Gut gefüllten Häuser, der Brunnen, Weinberge, Oelpflanzungen« (5 Mo. 6, 10 f.) ging das »Bannen« von Hunderten von Ortschaften jenseits und diesseits des Jordan voraus, das heisst: die schonungslose Niedermetzelung aller Bewohner, auch der Frauen und kleinen und kleinsten Kinder. Was aber Recht und Gerechtigkeit in Staat und Volk betrifft, so

lassen die fortgesetzten Strafreden der Propheten Israels und Judas wider die Bedrückung der Armen, Witwen und Waisen, im Verein mit Erzählungen wie jener vom Weinberge Nabots (1 Kön. 21) in eine schwere Korruption der Könige wie des Volkes blicken, während der nahezu zweitausendjährige Bestand des Staates Hammurabis es doch wohl rechtfertigen dürfte, auf ihn das Wort anzuwenden: »Gerechtigkeit erhöhet ein Volk«. Besitzen wir doch eine Tafel, welche den babylonischen König selbst eindringlichst vor jeglicher Ungerechtigkeit warnt: »Nimmt der König Geld der Bewohner Babylons, es seinem Schatz einzuverleiben, und hört dann den Rechtsstreit von Babyloniern und lässt sich zu Parteilichkeit umstimmen, so wird Marduk, der Herr Himmels und der Erde, seinen Feind wider ihn setzen und seinen Besitz und Schatz an seinen Feind geben.« Auch im Kapitel der Nächstenliebe, des Erbarmens mit dem Nächsten, ist, wie schon einmal bemerkt worden, keine Kluft zwischen Babel und Altem Testament zu entdecken. Auf Eines sei im Vorbeigehen hier hingewiesen. Ueber die babylonische Sintfluterzählung mit ihrem Polytheismus machen sich die alttestamentlichen Theologen weidlich lustig, und doch enthält sie einen Zug, der sie uns sehr viel sympathischer macht als die biblische. »Die Sturmflut — so erzählt Xisuthros — hatte ein Ende. Ich blickte hin auf das weite Meer, laut schreiend, da alle Menschenwesen umgekommen waren.« Schon Eduard Süss, der gefeierte österreichische Geologe, bekennt, dass in Zügen wie diesen »die einfache Erzählung des Xisuthros den Stempel ergreifender Wahrheit trage« — von einem Mitgefühle Noahs lesen wir nichts. Der babylonische Noah wird mitsamt seiner Frau zu den Göttern versetzt — auch das wäre in Israel nicht denkbar. Von der Wallfahrt nach

Jerusalem zum Erntefest heisst es 5 Mo. 16, 11 (vgl. 12, 18): »Und du sollst fröhlich sein vor Jahve, deinem Gott, du und dein Sohn und deine Tochter und dein Knecht und deine Magd« — wo bleibt die Frau? Die Stellung der Frau in Israel war anerkanntermassen eine niedrige von Kindesbeinen an. Wir kennen aus dem Alten Testament kaum einen einzigen Mädchennamen, der in herzhafter Weise, wie das bei den Knaben der Fall ist, freudigen Dank gegen Jahve für die Geburt des Kindes bezeugte: alle die zärtlichen Benennungsweisen der Mädchen, wie »Geliebte«, »Duftige«, »Taugeborene«, »Biene«, »Gazelle«, »Mutterschaf« (Rahel), »Myrte« und »Palme«, »Koralle« und »Krone« können meines Erachtens nicht darüber hinwegtäuschen. Die Frau ist Eigentum ihrer Eltern und später ihres Mannes, sie ist eine wertvolle Arbeitskraft, der in der Ehe ein grosser Teil der schwersten häuslichen Geschäfte auferlegt ist, sie ist obenan, wie im Islam, zur Ausübung des Kultus unfähig. All das war in Babylonien anders und besser: wir lesen zum Beispiel in der Zeit Hammurabis von Frauen, die sich ihren Sessel in den Tempel tragen lassen, finden die Namen von Frauen als Zeuginnen unter Rechtsurkunden und dergl. mehr. Gerade auf dem Gebiet der Frauenfrage lässt sich klar erkennen, wie tief die babylonische Kultur von der nichtsemitischen der Sumerer beeinflusst war. — Wie verschieden besaitet doch das menschliche Gemüt ist! Während Koldewey und andre mit ihm immer von neuem staunen, dass die Ausgrabungen drüben gar keine obscönen Figuren zu Tag fördern, kennt ein katholischer Alttestamentler »unzählige in Babylon gefundene Statuetten, die keinen andern Zweck haben, als der rohesten, gemeinsten Sinnlichkeit zum Ausdruck zu dienen«. Du arme Göttin der

Geburt, arme Göttin Istar! Indes, magst du gleich nur in Ton gebildet sein, so magst du doch getrost in diesem Kreise erscheinen (Abb. 19), denn ich bin gewiss, du wirst keinen Anstoss erregen, so gewiss als wir alle keinen Anstoss nehmen, vielmehr uns immer wieder gern versenken in das wohlbekannte herrliche Marmorbild Evas mit ihren Kindern (Abb. 20).



19. Babylonische Tonfiguren der Göttin der Geburt.

Und wenn ein evangelischer Alttestamentler auf Grund einer noch lange nicht endgültig gedeuteten Stelle einer babylonischen Dichtung mit gleicher sittlicher Entrüstung ausruft, man »müsse die gemeinsten Winkel Vorderasiens durchsuchen, um Analogien dazu zu finden«, so kann ich mit gleicher Lokalkenntnis ja freilich nicht dienen, aber erinnern möchte ich ihn

daran, aus welchen Gründen denn unsre Schulbehörden so dringlich nach Auszügen aus dem Alten Testament verlangt haben, und ihn warnen, mit Steinen zu werfen, dass nicht im Nu sein Glashaus klirrend zusammenbricht.

Indes unendlich wichtiger als diese von meinen Gegnern provozierten Plänkeleien, betreffend das sittliche Niveau jener beiden Völker, scheint mir eine Schlussbetrachtung, welche bei der Verkündigung des »ethischen Monotheismus« Israels oder des »Geistes des Prophetentums« als »einer wirklichen Offenbarung des lebendigen Gottes« meines Erachtens noch nicht die gebührende Würdigung gefunden.

Fünfmal des Tags und noch öfter betet der gläubige Muslim das Vaterunser des Islam, die erste Sure des Koran, welche mit den Worten schliesst: »führe uns (Allah) den rechten Weg, den Weg derer, die du begnadet hast, die nicht vom Zorn getroffen sind [wie die Juden] und nicht irregehen« [wie die Christen]. Der Muslim allein ist der von Allah Begnadete, er ist allein von Gott auserwählt, den wahren Gott anzubeten und zu verehren, alle übrigen Menschen und Völker sind *kâfirûn,* Ungläubige, welche Gott zum ewigen Heil nicht prädestiniert hat. Genau so und nicht anders, zugleich tief begründet in der Veranlagung des Semiten, gibt sich der Jahvismus Israels in der vor- wie nachexilischen Zeit. Jahve ist der alleinig wahre (bezw. höchste) Gott, aber er ist zugleich der Gott einzig und ausschliesslich Israels, Israel ist sein auserwähltes Volk und sein Erbteil, alle andern Völker sind *Gojim* oder Heiden, von Jahve selbst der Gottlosigkeit und dem Götzendienst preisgegeben. Das ist eine mit unserm geläuterten Gottesbewusstsein schlechterdings unvereinbare Lehre, die aber mit nackten Worten

ausgesprochen ist in dem — gleichzeitig das Trugbild der »Uroffenbarung« mit Einem Schlag vernichtenden — 19. Vers des 4. Kapitels des 5. Buches Mosis: »damit du deine Augen nicht himmelwärts richtest und sehest die Sonne und den Mond und die Sterne, das ganze Heer des Himmels, und sie anbetest und verehrest, sie, welche Jahve, dein Gott, zugeteilt hat allen Völkern unter dem ganzen Himmel, aber euch hat Jahve genommen und herausgeführt aus Aegypten, ihm zu sein zu einem Volke des Eigentums«. Der Gestirn- und Götzendienst der Völker unter dem ganzen Himmel ist hiernach von Jahve selbst gewollt und verordnet. Um so furchtbarer ist es, wenn 5 Mo. 7, 2 Jahve Befehl gibt, die sieben grossen und starken Völker, welche Israel in Kanaan vorfinden werde, wegen ihrer Gottlosigkeit erbarmungslos auszurotten, wie es denn in Vers 16 heisst: »und du sollst fressen alle die Völker, welche Jahve, dein Gott, dir gibt; nicht soll dein Auge Schonung mit ihnen haben.« Diesen national-partikularistischen Monotheismus, welcher naturgemäss in Abschnitten wie der Weltschöpfungserzählung nicht hervortreten kann, aber sonst unleugbar das



20. Adolf Brütt: Eva mit ihren Kindern Kain und Abel.

ganze Alte Testament durchzieht vom Sinai an: »Ich bin Jahve, dein Gott« bis zu Deuterojesaias »Tröstet, tröstet mein Volk« und Zacharias Prophetenwort (8, 23): »So spricht Jahve Zebaoth: In jenen Tagen geschieht's, dass zehn Männer aus allen Zungen der Völker *(Gojim)* sich festklammern werden an den Rockzipfel eines jüdischen Mannes, bittend: lasst uns mit euch gehen, denn wir haben gehört: Gott ist mit euch!«, diesen Monotheismus, welcher, wie zum Beispiel noch Paulus (Eph. 2, 11 f.) annimmt, alle übrigen Völker der Erde Jahrtausende hindurch »ohne Hoffnung« sein liess und »ohne Gott in der Welt«, hält es schwer, für »offenbart« zu halten von dem heiligen und gerechten Gott! Und doch sind wir alle von Jugend auf von diesem Dogma des »alleinigen Bürgerrechtes Israels« (Eph. 2, 11) dermassen hypnotisiert, dass wir die Geschichte der alten Welt unter einem ganz schiefen Gesichtswinkel betrachten und uns auch jetzt noch gern mit der Rolle des »geistlichen Israel« begnügen, dabei der gewaltigen historischen Umwälzung vergessend, welche sich in der mit Johannes dem Täufer und Jesu Predigt anhebenden neutestamentlichen Zeit vollzog, jenes dramatischen Kampfes zwischen Judentum, Judenchristen- und Heidenchristentum, bis Petrus ausrufen konnte (Apostelgesch. 10, 34 f.): »Ich fasse in Wahrheit, dass Gott nicht auf die Person siehet, sondern wer in irgend einer Nation ihn fürchtet und Gerechtigkeit übt, der ist ihm angenehm«, damit die Scheidewand zerreissend zwischen orientalisch-israelitischer und christlich-philosophischer Weltanschauung.

Ich für meine Person lebe des Glaubens, dass das althebräische Schrifttum, auch wenn es seinen Charakter

als »offenbarter« oder von »offenbartem« Geist durchwehter Schriften verliert; dennoch seine hohe Bedeutung immer behaupten wird, insonderheit als ein einzigartiges Denkmal eines grossen, bis in unsre Zeit hineinragenden religionsgeschichtlichen Prozesses. Die erhabenen Stellen in den Propheten und Psalmen, erfüllt von lebendigem Gottvertrauen und von Sehnsucht nach dem Frieden in Gott, werden auch trotz der partikularistischen Umgrenzung ihres Wortlautes und Wortsinnes, welche ohnehin in unsern Bibelübersetzungen grossenteils verwischt ist, allezeit ein lebendiges Echo in unserm Herzen finden. Ja, Worte wie jene des Propheten Micha (6, 6—8): »Womit soll ich treten vor Jahve, mich beugen vor dem Gott droben? Soll ich vor ihn treten mit Brandopfern, mit einjährigen Kälbern? Hat Jahve Gefallen an Tausenden von Widdern, zahllosen Bächen von Oel? Soll ich meinen Erstgeborenen geben als Sühne, meine Leibesfrucht als Busse meines Lebens? Er tut dir hiermit kund, Mensch, was frommt, und was Jahve von dir fordert: nichts als Recht zu üben und Liebe zu pflegen und demütig zu wandeln vor deinem Gott!« — solche auf sittliche Betätigung der Religion dringende Worte (die sich übrigens auch im babylonischen Schrifttum finden) sind noch heute allen religiös Denkenden aus der Seele gesprochen.

Aber andrerseits lasst uns nicht blind festhalten an veralteten, wissenschaftlich überwundenen Dogmen, etwa gar aus Angst, es möchte hierdurch unser Gottesglaube und wahrhafte Religiosität Schaden leiden! Bedenken wir, dass alles Irdische in lebendigem Fluss ist, Stillstehen gleichbedeutend mit Tod. Schauen wir hin auf die gewaltig pulsierende Kraft, mit welcher die deutsche Reformation grosse Nationen der Erde

auf allen Gebieten menschlicher Arbeit, menschlichen Fortschritts erfüllt! Aber auch die Reformation ist nur eine Etappe auf dem Wege zu dem uns von Gott und in Gott gesteckten Ziele der Wahrheit. Ihm streben wir nach in Demut, aber mit allen Mitteln der freien Forschung der Wissenschaft, freudig uns bekennend zu der von hoher Warte mit Adlerblick geschauten und hochgemut aller Welt kundgegebenen Losung der Weiterbildung der Religion.



Anmerkungen.

Der vorstehend veröffentlichte Vortrag wurde am 12. Januar 1903 in der Singakademie zu Berlin im Beisein Seiner Majestät des Kaisers und Königs und Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin vor der Deutschen Orient-Gesellschaft gehalten.

Dass auch dieser zweite Vortrag über »Babel und Bibel« vor der Deutschen Orient-Gesellschaft gehalten wurde, war ich ihr wie mir schuldig wegen der mancherlei Gegenäusserungen, welche der erste Vortrag während meines siebzehnwöchentlichen Aufenthaltes in Assyrien-Babylonien* gefunden. Dass die Deutsche Orient-Gesellschaft mit meinen persönlichen religionsgeschichtlichen Ansichten nicht das mindeste zu tun hat, wurde, obwohl es selbstverständlich sein sollte, in der Neuausgabe meines ersten Vortrags S. 57 noch besonders hervorgehoben und wird meinerseits zu noch entschiedenerem Ausdruck gelangen.

Dass die Aufrollung dieser bedeutsamen theologischen, beziehungsweise religionsgeschichtlichen Fragen auch nur bei einiger Besonnenheit als eine Verletzung oder gar Beleidigung des Judentums, am allerwenigsten des modernen jüdischen Glaubens,

* Ankunft in Mosul 27. April, Abfahrt von Bassora 23. August 1902.

nicht dauernd betrachtet werden wird, ist meine festeste Ueberzeugung. Leidenschaftslose, streng objektive Erörterung des Ursprungs der Sabbatinstitution, der Stellung der Frau in Israel wie in Babylonien und andrer derartiger Fragen kann unser Urteil nur schärfen, die Wahrheit nur fördern. Ebenso wird im eignen jüdischen Lager betreffs des Wertes des alttestamentlichen Monotheismus die zurzeit noch fehlende Einmütigkeit gewiss allmählich erzielt werden. Gegenüber dem in mehr denn Einem »offenen Briefe« durch Schriftstellen, wie man meint, bewiesenen Universalismus des alttestamentlichen Gottesglaubens haben sich andre Stimmen welt- und bibelkundiger Israeliten vernehmen lassen solch bedeutsamen Inhalts, wie er etwa in den folgenden Worten eines Privatbriefes (vom 14. Jan. 1903) ausgesprochen ist: »Unwiderlegbar ist Ihre Behauptung, der jüdische Monotheismus sei ein egoistisch-partikularistisch-exklusiver, ebenso unwiderlegbar ist es aber meines Erachtens, dass es nur dieser ganz partikularistische Monotheismus vermocht hat, das Judentum durch Jahrtausende inmitten von Verfolgungen und Anfeindungen aller Art als Nation und Religion zu erhalten. Vom jüdischen Standpunkte aus besehen, hat sich also der National-Theismus glänzend bewährt; ihn aufgeben, heisst das Judentum aufgeben, und wenn dafür auch vieles spricht, so spricht doch auch manches dagegen«. Was allerdings die Göttlichkeit der Thora betrifft, so wird diese von wissenschaftlicher Diskussion ausgeschlossen bleiben müssen, solange auf jüdischer Seite völlige Ignorierung der Ergebnisse der Pentateuchkritik für »exakt wissenschaftlich« gehalten und dementsprechend eine auf solcher Ignorierung ruhende Besprechung von »Babel und Bibel« durch die Blätter weit und breit als eine »wissenschaftliche Kritik« vertrieben wird.

Mit tiefem Schmerz erfüllt mich, der ich selbst einem strengst orthodox-lutherischen Hause entstamme, der wahre Abgrund von Unklarheit, Halbheit, Uneinigkeit, von Schlimmerem hier zu geschweigen, in welchen die Stellungnahme der evangelischen Orthodoxie zu den durch »Babel und Bibel« neu angeregten Fragen hineinblicken lässt. Von allen Ecken und Enden schallt es mir entgegen, dass ich »nichts wesentlich Neues« gesagt — woher dann diese hochgradige Erregung? Und während aus Aachen tiefe

Klage und bittere Anklage der Assyriologie verlautet, da »in dem Vortrag ohne weiteres behauptungsweise alttestamentliche Ueberlieferungen als aus babylonischen Mythen entlehnt hingestellt werden, zum Beispiel Nebukadnezars Wahnsinn«, ruft in einer mitteldeutschen Zeitung ein »orthodoxer Pastor« aus, »ich kämpfe gegen einen blinden Feind«, denn die biblischen Geschichtsbücher enthielten »weder die Geschichte von Bileams Esel, noch von der stillstehenden Sonne, noch von dem Einfall der Mauern Jerichos, noch von dem Fisch, der Jona verschlingt, noch von dem Nebukadnezar-Wahnsinn — alles Erzählungen, deren geschichtliche Glaubwürdigkeit auch nach orthodoxer Ansicht angefochten werden könne«. Also auch die evangelische Orthodoxie beseitigt »Offenbarungen«, die ihr nicht mehr zeitgemäss dünken: wird sie sich nicht endlich zu einem offenen Bekenntnis herbeilassen und in unzweideutiger Weise erklären, welche Bücher und Erzählungen sie selbst aus der »heiligen Schrift« zu streichen für gut findet? Wenn einer der ersten und verdienstvollsten sogenannten positiven Forscher auf alttestamentlichem Gebiet, Professor Ernst Sellin in Wien, in seinen »Randglossen zu Babel und Bibel« (*Neue Freie Presse* vom 25. Januar 1903) einerseits zwar »die geradezu unzähligen Förderungen, Aufschlüsse und Korrekturen, welche die alttestamentliche Forschung in grammatikalischer und lexikalischer, in kulturhistorischer und historischer Beziehung der Entzifferung der babylonischen Keilinschriften verdankt«, freudig anerkennt, andrerseits aber meint, dass ich, wenn ich »gegen das Faktum einer göttlichen Offenbarung in der Bibel mit dem Hohen Liede und mit dem Zusammenwachsen der Ueberlieferung aus verschiedenen Quellen argumentiere, wohl gerade hundert Jahre zu spät aufgetreten« sei, so dürfte dies wohl eine der grössten Uebertreibungen sein, die ausgesprochen werden konnte. Als mein teurer Vater Franz Delitzsch sich gegen sein Lebensende durch die Wucht der Tatsachen der alttestamentlichen Textkritik bewogen sah, in der Genesis auch nur die kleinstmögliche Konzession zu machen, wurde er noch auf seinem Sterbebett (1890) von Warnungen ganzer Synoden verfolgt. Und die gewaltige Erregung, die mein zweiter Vortrag hervorgerufen, lehrt doch wahrlich überzeugend genug, dass man an den Stellen, von denen aus Kirche und Schule

regiert werden, wesentlich andrer Ansicht ist als mein hochgeschätzter Kritiker. Jeder einzelne Pfarrer, der auf der Universität fleissig gelernt hat, huldigt wohl freieren Anschauungen, aber Kirchenlehre und Religionsunterricht bleiben von alledem unberührt — das eben ist der kaum länger ertragbare Zwiespalt, auf welchen Seite 4 meines ersten Vortrags hinzielte. Und dieser Zwiespalt klafft immer tiefer. Denn wenn man mir von gleich hochachtbarer theologischer Seite schreibt (26. Januar 1903): »Sie polemisieren gegen einen Offenbarungsbegriff, den kein vernünftiger Protestant mehr teilt, es war der der alten lutherischen Dogmatiker . . . Alle göttliche Offenbarung ist natürlich eine menschlich vermittelte und muss sich deshalb allmählich geschichtlich entwickelt haben«, so ist das vollständig der Standpunkt, den ich selbst vertrete, nur dass ich den Begriff »göttlicher Offenbarung« im Sinne der Kirche und »allmählich geschichtlicher (menschlicher) Entwicklung« für denkbar schroffste, sich schlechterdings ausschliessende Gegensätze halte. Entweder — oder! Ich glaube, dass wir es im Alten Testament mit einem gleich allem Irdischen von Gott gewirkten oder zugelassenen, aber im übrigen menschlichen religionsgeschichtlichen Entwicklungsgang zu tun haben, in welchen Gott durch »besondere, übernatürliche Offenbarung« nicht hineingegriffen hat: gerade der alttestamentliche Monotheismus erweist sich als ein solcher Prozess mit Fortschritt vom Unvollkommenen zum Vollkommneren, vom Falschen zum Richtigeren, da und dort wohl gar zeitweiligem Rückschritt, und es scheint mir undenkbar, in diesen seinen einzelnen Entwicklungsstadien jedesmal eine »Offenbarung« der absoluten vollkommenen Wahrheit, die Gott heisst, zu erblicken. Jene Verwässerung des ursprünglichen, tief in altorientalischer Vorstellung wurzelnden Offenbarungsbegriffs, welche mit der Preisgabe der Verbalinspiration seitens der evangelischen wie katholischen Theologie, ja sogar Kirche ihren Anfang nahm und das Alte Testament seines Charakters als des »Wortes Gottes« unwiederbringlich entkleidete, bedeutete, scheint mir, das Ende der theologischen und den Anfang der religionsgeschichtlichen Betrachtungsweise des Alten Testaments. Auch die katholische Kirche wird sich wenn auch ungleich viel langsamer, den Ergebnissen der modernen

Wissenschaft auf die Dauer nicht verschliessen können, wie vielleicht schon jetzt allerlei schüchterne Anzeichen dartun.

Die gewiss nicht ohne Gottes Willen in unsrer Zeit sich vollziehende Wiedererstehung des babylonisch-assyrischen Schrifttums, welches plötzlich dem bis dahin einzigsten Schrifttum der untergegangenen vorderasiatischen Welt, dem althebräischen, zur Seite tritt, zwingt immer von neuem unwiderstehlich zu einer Revision unsrer mit dem Alten Testament verknüpften Offenbarungsvorstellung. Möchte sich doch mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn brechen, dass eine leidenschaftslose, historisch-kritische Wiedervornahme der betreffenden Akten allein zum Ziel zu führen vermag und dass, weder solange die Streitfrage schwebt, noch wenn sie ihrer Lösung näher gebracht sein wird, die Religiosität unsers Herzens, unsre Herzensgemeinschaft mit Gott irgendwelchen Schaden erleidet!

* * *

Zu S. 4 Abb. 2: Die Photographieen des Briefes aus Chalach verdanke ich der Güte des Direktors der ägyptisch-assyrischen Abteilung des Britischen Museums, Dr. E. Wallis Budge.

Zu S. 12: »Kraftvoll schreitet der Wildochs« u. s. w. — die von mir citierten Worte stammen aus einer Abhandlung Walter Andrae's in welcher dieser die emaillierten Ziegelreliefdarstellungen des Wildochsen sowie des Drachen *(ṣirruš)* eingehend schildert.

Zu S. 15: Eberhard Schraders Abhandlung: *Die Sage vom Wahnsinn Nebukadnezars* findet sich in den Jahrbüchern für protestantische Theologie Band VII S. 618—629. — Dan. 4. 16 lautet: »Da nahm Daniel das Wort und sprach: Mein Herr, der Traum gelte deinen Feinden und seine Deutung deinen Widersachern!«

Zu S. 17: »Mitternachtssonne«, der Name des Schiffes, welches die Vertreter der evangelischen Kirchenregierungen nach Palästina brachte.

Zu S. 34 unten: Obwohl Kaulen (Sp. 464) von »unzähligen in Babylon gefundenen Statuetten« u. s. w. spricht, kann er damit

doch nur solche, die man in Babylonien überhaupt gefunden hat, meinen. Deshalb durfte ich in Abb. 19 drei Tonfigürchen mitteilen, von welchen zwei in Tel Mohammed unweit von Bagdad ausgegraben und in Layards *Nineveh und Babylon* Tafel VII H. I. veröffentlicht worden sind (»einige rohe Bilder der assyrischen Venus, von gebranntem Ton, wie man in den meisten Ruinen aus dieser Periode findet«), während das dritte Léon Heuzeys *Catalogue des Antiquités Chaldéennes*, Paris 1902, p. 349 (Nr. 213) entnommen ist. Sobald gute Photographien der von unsrer Expedition gefundenen, völlig gleichartigen Figuren verfügbar sein werden, werden diese an Stelle der jetzt veröffentlichten treten.

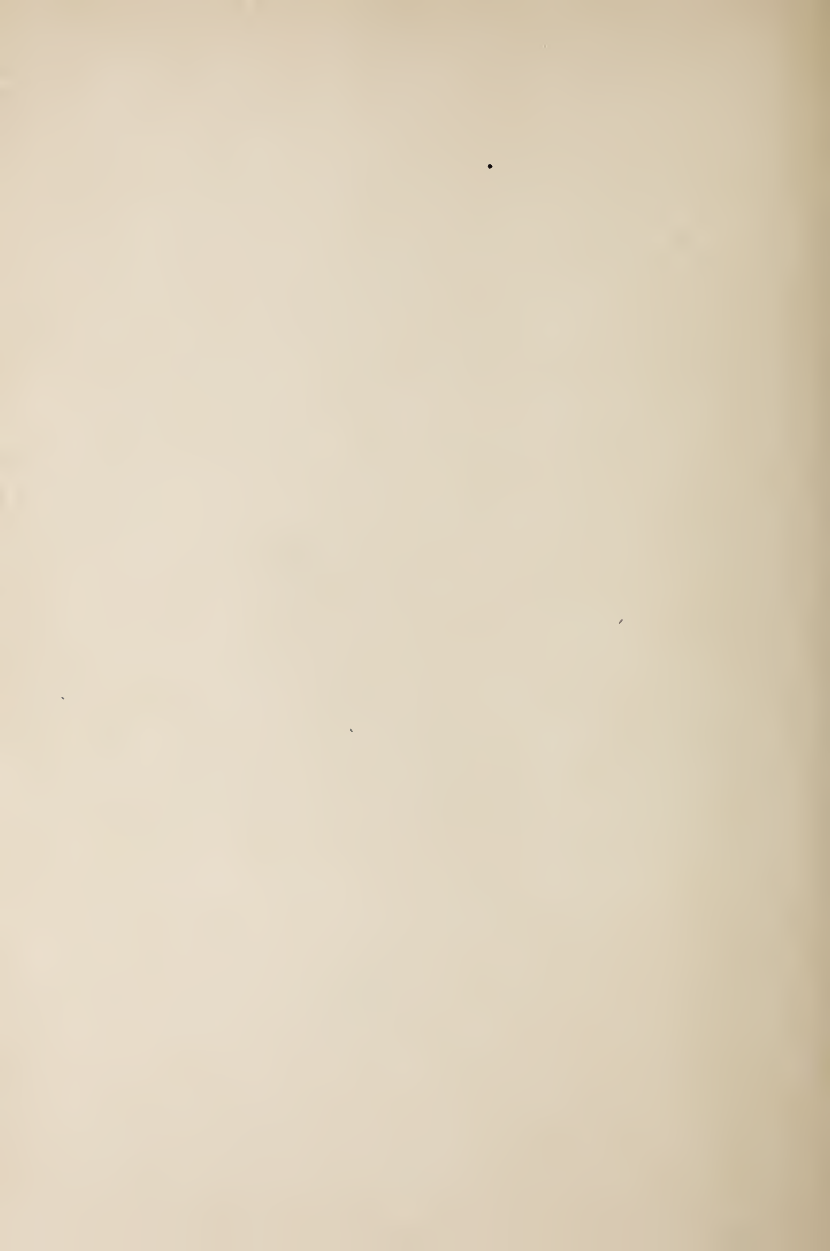
Zu S. 35 Z. 7 von unten: Eduard König, *Bibel und Babel*, 6. Aufl., S. 57.

* * *

Der dritte (Schluss-) Vortrag über »Babel und Bibel« wird gehalten werden, sobald die Ansichten über die in meinem ersten und diesem zweiten Vortrag dargelegten Anschauungen sich geklärt und gefestigt haben werden. Er wird lehren, dass mir Erhalten und Bauen weit mehr am Herzen liegt als Erschüttern und Abtragen wankend gewordener Pfeiler.







Die russischen Kämpfe um Recht und Freiheit



Professor M. v. Reusner
Lehrer des russischen Staatsrechts

Die russischen Kämpfe um Recht und Freiheit

Halle a. S. Gebauer-Schwetschke
Druckerei und Verlag m. b. H. 1905



Inhaltsverzeichnis.







Einleitung.

Rußland und modernes Staatswesen.

In ihren berühmten Instruktionen (Nakas) an die russischen Stände, die 1776 versammelt waren, erklärte Kaiserin Katharina II.: „Rußland ist ein europäischer Staat."

Die russische Geschichte ist die Geschichte eines europäischen Volkes. Ähnlich wie das westliche Europa durchlebte auch Rußland die Zeit eines patriarchalischen Fürstentums, wo die Ältesten des Stammes, von ihren tapfersten Kriegern und ihrem Volke umgeben, mit ihnen gemeinsam sowohl über Krieg und Frieden als auch über die allgemeine Wohlfahrt entschieden. Wie dort, gab es auch hier späterhin eine Epoche feudaler Anarchie unzähliger Fürsten und Fürstchen, welche die ganze Zeit über miteinander in Streit lagen und auf Kosten der ansässigen friedliebenden Bevölkerung lebten. Hier muß erwähnt werden, daß sich neuerdings in der russischen Wissenschaft eine äußerst interessante Strömung auf dem Gebiete der Erforschung des russischen Feudalismus bemerkbar macht, die auf Grundlage sicherer, wissenschaftlicher Tatsachen bemüht ist, eine vollständige Analogie zwischen dem russischen und westeuropäischen Feudalwesen darzulegen. Grundbesitz war in Rußland die Grundlage der Staatsgewalt, und das Patrimonialprinzip umfaßte gleichzeitig auch die militärische



Organisation, das Gerichtswesen und die Verwaltung. Aus diesem Feudalwesen hervorgegangen, erweist sich die ständische russische Monarchie wieder als eine den westeuropäischen Einrichtungen vollkommen analoge. Die in einzelnen Ortschaften ausgebildete Selbstverwaltung, unter Teilname der besteuerten Stände und der Vorherrschaft eines von Steuern befreiten Landadels, die über ungeheuren Grundbesitz verfügende Kirche, die, mit einem Patriarchen an der Spitze, einen selbständigen und mächtigen Organismus darstellte, schließlich die „Landesversammlungen", dieses ständische Parlament, bestehend aus einer Vertretung von vier Ständen, welches sich den englischen mittelalterlichen Volksvertretungen und den französischen Etats-generaux vollkommen gleichartig erweist — alles dieses veranlaßte schon längst unsere russischen Gelehrten, ihre Aufmerksamkeit ernstlich der Analogie dieser Einrichtungen mit denen des westlichen Europa zuzuwenden, und die russische Wissenschaft besitzt in dieser Richtung viele erschöpfende Werke. Noch näher traten wir dem Westen in der Zeit des absoluten Regimes. Hier stoßen wir sogar auf Fakta, die direkt deutschen und schwedischen Einrichtungen entlehnt sind und sich mit derselben Notwendigkeit vollzogen haben, mit welcher die Verfassungsformen des absoluten Frankreichs von verschiedenen germanischen Staaten angenommen wurden. Auch unser Absolutismus begann, ähnlich wie der deutsche und der französische, mit der Aufhebung der Stände und des Landtags. Auch unser Absolutismus bezahlte den Verlust der ständischen Vorrechte mit der wirtschaftlichen Unterjochung der



Volksmassen durch den hohen Adel. Unsere Selbstherrscher trieben, gleich den deutschen und französischen, eine energische Handelspolitik, unterstützten die Entwickelung der Städte und des dritten Standes, nivellierten nach westlichem Muster die politische Macht des Landes, zentralisierten die Reichsverwaltung und schufen eine neue Reichskraft in der Form einer gemischten ständischen, kräftig organisierten und berufsmäßig vorbereiteten Bureaukratie.

Es ist wahr, das russische Volk entwickelte sich langsamer als die Völker des Westens. Die gewaltige Ausdehnung Rußlands und seine geographische Lage beeinflußte ungünstig seine soziale Entwickelung. Erst die Eisenbahnen, der Telegraph und das Telephon vermochten in letzter Zeit, wenn auch nur zum Teil, die gewaltigen Entfernungen in Rußland zu bewältigen und die Breschen seiner unübersehbaren Wälder und Wüsten zu überschlagen. Anderseits bildete die geographische Lage Rußlands – auf der Grenze zwischen Europa und Asien – einen natürlichen Schutzwall für die europäische Zivilisation den mongolischen Horden gegenüber, und das tatarische Joch hat wohl auf ein Jahrhundert den normalen Zutritt des Fortschritts gehemmt. Aus diesen Gründen muß die russische Verzögerung auf der Arena der politischen Geschichte auf den ununterbrochenen und unvermeidlichen Assimilationsprozeß der fremden Stämme und Völker zurückgeführt werden, welche die natürliche Folge der Ausdehnung des Reiches nach Süden, Osten und Westen ist. Der Urkern des slavischen Wesens im Reiche mußte große Kräfte auf die



Ausgleichung der Interessen so verschieden gearteter Nationalitäten aufwenden, wie es z. B. die Finnländer, die deutschen Balten, die Polen, die Mordwinen an der Wolga, die sibirischen Samojeden und die griechischen Taurier sind. Man darf aber ja nicht übersehen, daß trotz aller dieser geographischen und ethnographischen Hindernisse Rußland seine Aufgaben ganz vorzüglich erfüllt und, wenigstens bis auf die jüngste Epoche des russischen Lebens, seine westlichen Brüder mit schnellen Schritten eingeholt hat; umsomehr als es ihm an jenem wichtigen Vorrat der Kultur gebrach, welcher den europäischen Völkern die Griechen und Römer hinterlassen haben.

Im Gegensatz zu den alten Germanen und Galliern hat Rußland nichts von den Schätzen der antiken Kunst, Sprache und Literatur, nichts von den Schätzen des römischen Rechts und des Reichtums der Städte, von den Gaben der südlichen Natur und Sonne erhalten. Jene Schätze fielen vielmehr den Barbaren des Nordens anheim, als sie die Trümmer Roms überfluteten. Rußland mußte sich hingegen mit dem demoralisierten und verderbten Epigonentum der Byzanz begnügen und seine Kenntnisse der antiken Kultur byzantinischen Gebetbüchern und Kirchenchroniken entnehmen.

Die römischen Cäsaren ließen den Slaven nur das zukommen, was ihnen im Interesse ihrer Autorität und der slavischen Schwäche rätlich schien. Die Russen waren die Stiefkinder der Geschichte, sie mußten sich mit den rauhen Gegenden des Nordens, den Überbleibseln byzantinischer Weisheit und der Herrschaft über halbasiatische Völker be-



gnügen. Die Russen waren ausgeschlossen von den üppigen Gastmälern der Griechen und Römer, und das Zeitalter der Renaissance eilte an ihnen spurlos vorüber. Auf dem beschwerlichen und langwierigen Wege unausgesetzter Kriege und verheerender Kämpfe, welche in der Epoche der ständischen Monarchie in Rußland alle Kräfte des Volkes in Anspruch nahmen, retteten die Russen ihr Vaterland vor dem Untergange und brachten es auf jene Stufe der Entwickelung, welche vor hundert Jahren für die Mehrzahl der europäischen Völker die allgemeine war. Nachdem sich aber den großen Philosophen des westlichen Europa solche russische Denker wie Leo Tolstoi angereiht haben, nachdem die russische Literatur sich zu einem vollberechtigten Glied im Pantheon der europäischen Kunst aufgeschwungen hat, nachdem die russischen Gelehrten nicht mehr nur indirekt an den wissenschaftlichen Forschungen Europas teilnehmen (viele von ihnen zählen zu den großen Stützen der europäischen Wissenschaften), darf niemand mehr behaupten, daß es der russischen Nation an dem geistigen Leben eines großen Volkes mangelt, daß es solcher schöpferischen Leistungen, die das Ziel jedes Fortschritts sind, unfähig sei, und daß ihre Söhne entweder zu blinder Nachahmung oder zu sklavischer Unterwerfung unter ihre älteren europäischen Brüder verurteilt wären. Nein, die Russen sind ein großes, reich begabtes europäisches Volk, Rußland liegt nicht in Asien, sondern in Europa, und selbst die Leiden und die drückenden Ereignisse der Neuzeit sind nur ein Prozeß, der den Beweis liefert, wie gewaltig die Kraft ist, die es birgt, und die in ihm



ringt, wie groß die Zukunft ist, zu der es sich rüstet.

Um die Katastrophe, welche Rußland gegenwärtig durchzumachen hat, ganz zu verstehen, muß man sich vor allen Dingen die eigenartige Entwickelung des bureaukratischen Absolutismus dieses Landes vollkommen klar machen. Dieser Absolutismus, der in allen seinen Zielen, Bestrebungen und Entwickelungsphasen mit dem des westlichen Europas identisch ist, unterscheidet sich nichtsdestoweniger von dem letzteren durch einige ganz eigenartige Züge: Es ist ein Regime, welches die Idee des 18. Jahrhunderts mit allen den Mitteln und all der Energie verwirklicht, die das 20. Jahrhundert hervorgebracht hat. In bezug auf die technische Organisation und die Konstruktion des polizeilichen und militärischen Apparates findet unser Absolutismus in Europa nicht seinesgleichen. Er war in dieser Hinsicht sehr progressiv und war unablässig bemüht, vom Westen zu lernen und Anleihen bei ihm zu machen, wenn auch stets nur einseitige. Während aber hier die kolossale militärische und organisatorische Macht des Staates, seine finanzielle Kraft und seine administrative Gewalt parallel gingen mit der Entwickelung einer gut durchgeführten Volksvertretung, einer allgemeinen Selbstverwaltung und einer breiten Öffentlichkeit, so wurden bei uns dagegen diese letzteren Seiten eines gesunden öffentlichen Lebens vollständig ignoriert; und das in einer Zeit, wo die Entwickelung des administrativen Apparates mit gigantischen Schritten vorwärts ging. Auch in dieser Beziehung gelangte Rußland zu ganz außerordentlichen Resul-



taten. Es konnte mit seinen Erfolgen auf diesem Gebiete vor jedem europäischen Reisenden und jedem Kenner der Staatswirtschaft glänzen. In militärischer Beziehung nahm Rußland nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1874, was die Größe der Armee anbetrifft, die erste Stelle in der Welt ein. Rußland rüstete seine Soldaten mit den neuesten Schnellfeuerwaffen und Kanonen aus, versorgte die Flotte mit starken Panzerschiffen, führte eine ganz großartige Disziplin ein und schmiedete Millionen von Leuten an einen einzigen Mechanismus. Es schien eine unüberwindliche Macht zu sein. Nächst der deutschen hielt man die russische Armee bis jetzt für die erste der Welt. Man konnte sich in Rußland erlauben, die Engländer sowohl als auch die Franzosen von oben herab zu kritisieren. Nicht minder hervorragend waren die Erfolge auf dem Gebiete der Polizei. Tausende von geheimen und öffentlichen Agenten sind nicht nur über Rußland, sondern auch über das Ausland ausgestreut, Tausende von Augen, denen alle Geheimnisse offenbar werden, denen nichts verborgen bleibt, weder am Hofe des Zaren, noch in der Hütte des Jakuten. Ein unglaubliches System der Spionage und der Bestechung, das gewaltige Werkzeug polizeilicher Nachstellung, polizeilicher Aufsicht, der Ausweisung und der Verschickung. Diese Polizei erstreckt sich sogar auf die Schulen, die Kirchen, die Banken und die Familien. Ist das nicht geradezu die Organisation eines Hirngespinstes? Sind Fouché und Taillerand nicht das Ideal für die Entwickelung der Polizeimacht, wo man in der Polizei eine Stütze der Regierungsform und



der allgemeinen Wohlfahrt sieht. Aber auch in finanzieller Beziehung haben die Russen die Europäer geschlagen. Die Russen entlehnten von Europa das System der Budjets und der indirekten Steuern und entfalteten eine großartige Organisation des Finanzwesens. Sie begründeten im größten Maßstabe einen Staatshaushalt und gerieten sogar auf die Bahnen eines staatlichen Sozialismus. Den westeuropäischen Kapitalisten flößt Rußland mit seinem Finanzsystem so großes Vertrauen ein, daß die Bürger Westeuropas es mit ihren Ersparnissen wie mit einem Goldstrom überfluteten. Auf ihre Kosten erblühte in Rußland eine große kapitalistische Industrie, ein umfassender internationaler Handelsverkehr, grandiose Verkehrswege, die ganze Teile der Welt durchqueren. So gelangten die technischen Fortschritte und die technischen Kenntnisse zu einer in Rußland noch nicht dagewesenen Blüte.

Wenn der europäische Reisende aus Rußland heimkehrte, konnte er nicht umhin, zu sagen: Es ist bei ihnen alles wie bei uns, – eine organisierte kräftige Armee, ein geregeltes staatliches Finanzsystem – beiläufig bemerkt, mit einer sicheren baren Valuta. Sie besitzen eine großartig organisierte Polizei, eine wie bei uns streng zentralisierte Hierarchie und eine ausgebreitete, gewandte und professionelle Bureaukratie.

Es schien, daß der russische Staat eine unauflösbare Aufgabe gelöst hatte. Er hatte es verstanden, das ganze Gebäude einer westeuropäischen Administration aufzuführen, ohne irgend welche Merkmale einer parlamentarischen Kontrolle und



eines parlamentarischen Budjets; ohne irgend welche Anzeichen von solchen Dingen wie Freiheit des Gewissens und des Wortes, Unantastbarkeit der Person, Versammlungsfreiheit usw. Und fügt man noch hinzu, daß die bürgerlichen Gerichte in Rußland ihre Tätigkeit tadellos ausübten und ausüben, daß die Haushaltung der Provinzen bis zu einem gewissen Grade von einem Ausschuß kontrolliert wird, der sich aus Land- und Stadtbewohnern zusammensetzt, so läßt die Ordnung in Rußland nichts zu wünschen übrig. Unzählige Ausländer blickten mit solchen Augen auf Rußland, und das allgemeine Urteil lautete fast überall übereinstimmend: Rußland ist ein mächtiger und reicher Staat, der sich in starken Händen befindet, und es ist wohl geraten, sich mit ihm einzulassen . . . . . . Und tatsächlich flossen Rußland immer neue Ströme europäischen Goldes zu, die auf den Bahnen, welche die russische Verwaltung ihnen bereitet hatte, in ihre Kassen rollten und so neue Reservoirs für die Staatsschulden bildeten. Es war schwierig, das Ende dieses übergroßen Wohlstandes vorauszusehen, dieses Anwachsens der Schulden und des neuen Kapitals auf Kosten des Volkes, dieser Glanzperiode des russischen Absolutismus und der Bureaukratie.

Und jetzt welche Enttäuschung! Wie ist dieser Glanz und diese Macht in Einklang zu bringen mit den Tatsachen, die in letzter Zeit ans Licht treten? Womit ist dieser plötzliche und unerwartete Umschwung zu erklären?

Die russische Regierung und ihre ausländischen Verbündeten vergaßen das eine, daß außer der



Regierung auch noch ein Volk existiert und außer der Bureaukratie — eine Gesellschaft. Krankhaft an dem Mechanismus der Vervollkommnung der neuen Reichsmaschine arbeitend, ignorierten sie das Faktum, daß diese Maschine im Westen nur ein Werkzeug der lebenden Volksmacht ist, daß hier mit den Rädern und den Kolben der Maschine das warme Blut der Volksmassen in Bewegung gesetzt wird, das zarte Gewissen der freien, öffentlichen Meinung, der glühende Enthusiasmus der politischen Führer und Tribunen. Es war kein weiser Mechaniker, der diese Maschine erdachte, um damit die herabstürzenden Soldaten zu zerstampfen, um aus den Mitteln des Volkes unzählige Goldmünzen zu prägen und die Kräfte des Volkes auf das Prokrustesbett einer augenblicklichen Laune der regierenden Persönlichkeiten zu spannen. Hier im Westen ist diese Organisation dem Herzen des Volkes entsprungen; sie ist von freien Bürgern erschaffen und wird nicht durch die intensive Unterdrückung der Masse erhalten, sondern durch die lebendigen Grundsätze einer aktiven allgemeinen Arbeit.

Nur eine Gesellschaft, die sich aus einsichtsvollen und rechtschaffenen Individuen, aus Persönlichkeiten und nicht aus einer Herde zusammengesetzt, vermag auch dem heutigen Staatsmechanismus Leben einzuhauchen. Dieser Mechanismus ist ganz und gar auf persönliche Energie berechnet, auf eine Energie, die bestrebt ist, mit dieser Kraft alles um ihrer eigenen Bedürfnisse und Ziele willen zu erreichen. Es liegt ihm das individuelle Gewissen zugrunde, das selbst zwischen Gutem und Bösem zu entscheiden vermag, das sich autonom und selbständig



höhere moralische Gesetze gibt, sich Ideale bildet und sich eine eigene Norm für sein persönliches Leben aufstellt. Der zeitgemäße technische Apparat verlangt ferner nicht nur eine mechanische Ausbildung und affenartige Nachahmungsweise des Handwerkers, er setzt auch eine ganz neue Weltanschauung und wissenschaftliche Kenntnisse der sozialen Kämpfe und der allgemeinen Interessen voraus, und er fordert eine politische Ideologie. Schließlich darf man nicht übersehen, daß nur eine freie, bewußte Persönlichkeit mit Erfolg an dem Bildungsprozeß der Parteien und Klassen und der geistigen Auslese der heutigen Gesellschaft teilnehmen kann.

Wenn aber die moderne Staatsform sich auf einer selbständigen, moralisch entwickelten und politisch erfahrenen Persönlichkeit aufbaut und nur in ihr eine sichere und zuverlässige Stütze findet, so darf man anderseits nicht vergessen, daß die europäische Gesellschaft zugleich ein Organismus von hervorragender Mannigfaltigkeit und einem großen Reichtum an gesellschaftlichen Gruppen und Schichten ist. Ein reich entwickeltes soziales, religiöses, materielles und geistiges Leben ist da möglich, für soziale Gegensätze und Kämpfe Raum geschaffen.

Schließlich, um von der Statik zur Dynamik der gesellschaftlichen Entwickelung überzugehen, beobachtet man, wie in den westeuropäischen Staaten der soziale Kampf bestimmte historische Formen annimmt und uns Bilder von einem großen sozialen Fortschritt aufweist, der jedem Jahrhundert sein besonderes Gepräge verleiht. Aus der alten Gesellschaft entwickeln sich hier frei und mächtig die



Klassengegensätze, wächst ein neuer gesellschaftlicher Aufbau empor. Bei der Abschaffung des alten Rechts zugunsten der Ideen, der Humanität und der Freiheit, entstehen immer neue Forderungen, die sich auf das natürliche Recht der Zukunft berufen. Allmählich werden die Einrichtungen des persönlichen Eigentums und der sozialen Gesetzgebung umgeformt, neue Institutionen gebildet mit den neuen Grundsätzen der sozialen Jurisdiktion und einer neuen wirtschaftlichen Verwaltung. In ihnen tritt wieder ganz besonders das Prinzip der Selbstverwaltung mit ihren kolossalen Mitteln an Staatsgewalt und an Geldmacht hervor.

Der europäische Staatsapparat ist nicht abgetrennt, nicht losgelöst von diesem gesellschaftlichen Leben. Bei der Entwickelungsfähigkeit der westeuropäischen Gesetzgebung ist jeder Bürger Gesetzgeber, unmittelbarer Teilnehmer an der Regierung und Justiz des Landes. Auf seinem Patriotismus beruht der gesunde und normale Gang der Staatsmaschine. Von seiner Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit hängt der zuverlässige Verlauf und die Wohlfahrt der Staatswirtschaft ab, weil er selbst die Staatskassen kontrolliert, weil er selbst die Regierung beeinflussen kann, weil er schließlich tausend Mittel besitzt, um in Volksversammlungen, in der freien Presse oder vor dem öffentlichen Tribunal des gesetzmäßigen Gerichts die Unwahrheit und das Verbrechen zu verfolgen und diejenigen mit Schimpf und Schande zu bedecken, die um ihres persönlichen Vorteils willen die Volksinteressen verraten und Feinde der Freiheit und der Humanität sind.



In Rußland ist das Gebäude des Staates nach dem neuesten Typus aufgeführt, aber ganz und gar auf ein altes, zerfallenes und morsches Fundament gesetzt. Der Staatsmechanismus ist dort mit den neuesten technischen Ausrüstungen für die Finanz-, Kriegs- und Polizeiverwaltung versehen, aber er wird nicht durch die Kraft eines freien Bürgertums getrieben, sondern durch eine passive und unrationelle Arbeit geknechteter Massen. Auch arbeitet die großartige bureaukratische Verwaltung, die dort die Wirtschaft eines Volkes von hundert Millionen umfaßt, nicht im hellen Lichte einer allgemeinen Kontrolle und einer breiten Öffentlichkeit, sondern im Dunkel des Kanzleigeheimnisses, der kleinlichen Lüge und der Räuberei.

Tatsächlich besteht die große Menge des russischen Volkes aus Ackerbautreibenden und Bauern, welche bei ihrer Befreiung eine kleine Parzelle Landes zugewiesen erhielten, die sie dem Gutsherrn mit schwerem Gelde bezahlen mußten. Ein großer Teil dieser Ländereien war indessen noch im 17. Jahrhundert ihr Eigentum gewesen, und erst durch einen willkürlichen Akt der Gesetzgebung dem Gutsbesitzer zuerkannt worden. Nach der Befreiung begann der Prozeß der allmählichen Aushungerung der Bauern, der um so entsetzlichere Dimensionen annahm, als diese an ihre Dorfgemeinde gebunden waren, nicht das Recht der Freizügigkeit besaßen, und die Hausindustrie nur einem geringen Teil von ihnen den Unterhalt verschaffen konnte. Mit dem Anwachsen der bäuerlichen Bevölkerung verringerte sich der Anteil, der jedem einzelnen zukam, dermaßen, daß nach



einem charakteristischen Ausspruch des russischen Bauern „der Hund auf dem Stück Land saß, sein Schwanz sich aber auf dem Grundstück des Nachbarn befand.“ Hier muß noch hinzugefügt werden, daß die Bauern absolut rechtlos sind, und dieses im buchstäblichen Sinne des Wortes, denn das bürgerliche Gesetzbuch befaßt sich im allgemeinen garnicht mit ihnen. Ihre Familien- und ihre Vermögensangelegenheiten regulieren sich nach dem Gewohnheitsrecht. Dieses Recht ist aber niemand bekannt, folglich auch nicht dem Bauern. Es wird durch die Willkür besonderer Beamten vertreten, die dazu angestellt sind, die Rechte der Bauern wahrzunehmen, und nach eigenem Ermessen ihre Angelegenheiten zu erledigen. Es gibt auch ein besonderes Disziplinar- und Kriminalverfahren für Bauern, bei welchem den Beamten das Recht zusteht, die Strafe nach eigenem Ermessen zu bestimmen. Bis auf die letzte Zeit unterlagen die Bauern der Prügelstrafe, heute aber können sie auch ohne jede Schuld, ja sogar ohne verdächtigt zu sein, falls sie sich in der Gemeinde durch irgend etwas mißliebig gemacht haben, und nicht nur in Fällen politischer Unzuverlässigkeit, auf administrativem Wege nach Sibirien verschickt werden. Daß der russische Bauer des Lesens und Schreibens unkundig ist, weiß man in der ganzen Welt. Ihre Lektüre und ihre Bücher unterstehen einer besonderen vierfachen Zensur, die ihnen nicht einmal solche Büchelchen zukommen läßt, die jeder russische Gymnasiast zu lesen bekommt. Sogar das Lesen der Bibel in russischer Sprache wird vonseiten der Geistlichkeit nicht unterstützt, und der russische Bauer



würde als ein vollkommener Barbar, ein Wilder dastehen, wenn die Propaganda gesetzwidriger politischer Blätter der religiösen Sektierer und der gesetzlich verfolgten Aufklärer und Intellektuellen nicht existierte. Zu gleicher Zeit erhält jedoch der Aberglaube des Volkes durch die Entdeckung neuer „Heiliger“ eine kräftige kirchliche Unterstützung. Und doch ist es niemand anders als gerade der russische Bauer, der alle die drückenden Lasten des grandiosen Staatshaushalts auf sich zu nehmen hat; der bei der Kriegsaffäre der Gegenwart sein Blut hinopfert, unermüdlich zahllose Eisenbahnen und Festungen baut, mit seinen elenden Pferden die Militärtransporte besorgt, die Armee verpflegt, die Flotte unterstützt und die Mittel herbeischafft, um die russische Goldwährung und den Kredit des russischen Staates aufrecht zu erhalten.

Aber auch das gesellschaftliche Leben läuft in Rußland in keinen besseren Bahnen. Unser Landadel lebt gewissermaßen von der ihm halb umsonst gelieferten Arbeit der verarmten Bauern, von den staatlichen Subsidien bei Verpfändung seiner Güter, von Staatsämtern und Pensionen. Schon vom 18. Jahrhundert ab hat der Adel an der Eigenart seines Standes, an politischer Bedeutung und an Selbständigkeit verloren und führt jetzt auf Kosten der Regierung ein klägliches Dasein.

Die besten Elemente des russischen Adels, soweit sie sich in der Selbstverwaltung der Semstwo gekräftigt haben, sind unter Plehwe nicht nur persönlichen Verfolgungen ausgesetzt gewesen, sondern auch dadurch, daß die Kompetenz der Semstwo auf das äußerste eingeschränkt, ihres Einflusses



beraubt wurde. Infolge des Widerstandes der Staatsgewalt haben sich auch die Bestrebungen der Semstwo, dem Volke ärztliche Hilfe und Bildung zukommen zu lassen, zerschlagen.

Neuerdings gibt es in Rußland Kapitalskreise, die durch die niedrigsten Maßnahmen eines Protektionssystems, durch das Anwachsen der Staatsschuld, entstanden sind. Der neue russische Kapitalist steht in so nahen Beziehungen zum Staatshaushalt, entfaltet sich auf künstliche und ungeheuerliche Weise infolge polizeilicher Monopole, Konzessionen, allerhöchster und staatlicher Aufträge dermaßen, daß es hier weder eine freie Entwickelung einer privaten wirtschaftlichen Tätigkeit gibt, noch Kapitalien geben kann, welche das russische wirtschaftliche Leben zu befruchten imstande sind. Der durch den Schutzzoll sichergestellte und durch die Tarife der Staatsbahnen beschränkte russische Kapitalist kann seine Geschäfte nur dank dem Almosen führen, das er von den Kanzleien der Ministerien und durch die Beihilfe der Bureaukratie erhält. Noch mehr beengt wird der russische Unternehmer durch das äußerst veraltete Aktienrecht, und man könnte den gegenwärtigen Aufbau des russischen Kapitalismus am besten mit einem maskierten Pachtsystem vergleichen, durch das die russische Volkswirtschaft privaten Händen übertragen wird, damit die Kapitalisten die allmächtige Bureaukratie mit den Einnahmen ernähren.

Einen ebenso geringen Grad an Freiheit des geistigen Lebens genießt die russische Gesellschaft. Der russische Journalismus und die russische Presse befinden sich in der Gewalt eines unerhörten



Systems von Zensurwillkür. Nicht nur Zeitungen, Bücher und Journale, sondern auch Typographien, Photographien, Lithographien, Buchhandlungen, Fabriken von Schreibmaterialien, Bibliotheken, Lesehallen und sogar Privatbibliotheken stehen unter besonderer polizeilicher Aufsicht. Auf einem eigenartigen sozialen Prinzip begründet, ist dieses System konsequent und bewußt darauf gerichtet, um die weniger gebildeten Klassen des Volkes in Unwissenheit zu erhalten. Auch die Wissenschaft und die Bildung befinden sich in Rußland nicht in der günstigsten Lage. In den Gymnasien ist die ganze Pädagogik auf einen einzigen Punkt gerichtet, nämlich auf die Ermittelung politischer Tendenzen und Ideen, auf die Verhaftung und Bestrafung aller Kinder, die eine verdachterregende Denkungsart kundgeben. Zehnjährige Knaben werden Helden politischer Verfolgungen und Teilnehmer an den Ideen politischer Freiheit. Über die russischen Universitäten werde ich an einer besonderen Stelle sprechen, weil mich das ganz besonders angeht und mir das Herz mit schwerem Kummer erfüllt. Wer, wie ich, Plätze vor sich gesehen hat, die mit einer unbewaffneten Menge von Jugend angefüllt waren, der gehört hat, wie sie ihre Studentenlieder gesungen hat, und die kalten Bajonette der Soldaten erblickte, die auf die teueren Schüler gerichtet waren; wer, wie ich in seinem Hause Freunde und Schüler beherbergt hat, die durch die Straßentumulte mit Blut und Schmutz bedeckt waren; wer, wie ich, noch bis auf den heutigen Tag in seinen Albums wie ein Heiligtum die Portraits edler Jünglinge aufbewahrt, die nicht das geringste Ver-



brechen begangen und sich in keiner Weise schuldig gemacht haben, nichtsdestoweniger aber in das Gefängnis geworfen und zu langsamem Tode in die Polarwüste der Jakuten geschickt worden sind: dem wird man es verzeihen, wenn er die verlassenen Universitäten, die verödeten Auditorien, die für immer begrabene Wissenschaft nicht mit einem Worte abtun will.

Nur das eine will ich hier sagen: Wir waren immer den Idealen der wissenschaftlichen Wahrheit treu, die uns die großen Göttinger Sieben gelehrt haben, die uns der tiefe Kant und der feurige Fichte überlieferten. Wir sind den Vorschriften des Rechtsstaates gefolgt, haben der Gerechtigkeit und der politischen Freiheit treu gedient, die deutsche Universitäten, deutsche Katheder uns überliefert haben. So sei es denn hiervon genug.

Es ist noch hervorzuheben, daß die russische Kirche sich seit langer Zeit in eine monopolistische Staatsanstalt verwandelt hat, in ein besonderes Departement der geistlichen Polizei, das unter der Knute der staatlichen Fürsorge die letzten Merkmale eines selbständigen Lebens, den letzten Schimmer einer religiösen Idee verloren hat. Sie ist ein vollständig toter, verknöcherter Organismus, dem die feurige Verkündigung der sittlichen Wahrheit, das Streben nach der Befriedigung der geistigen Bedürfnisse und Anforderungen des Volkes fremd geworden sind. – Eingehüllt in die reichen Gewänder der staatlichen Subsidien und der Kirchenschätze, durch die Polizeigewalt vor jeder Konkurrenz gesichert und vor jeder unbequemen Bewegung von außen her bewahrt, ist dieser Organismus



schon lange dem Todesschlafe anheimgefallen; und an seine Stelle sind neue Götter getreten, die Prinzipien der politischen Zuverlässigkeit, die polizeiliche Aufsicht den Verdächtigen gegenüber, leere äußere Zeremonien und lügnerische, kalte Heuchelei. Ohne Übertreibung muß ich sagen, daß der neue russische Staat dem russischen Volke Religion und Kirche geraubt hat. Die Folgen einer solchen Sachlage sind aber schwer vorauszusehen.

So hat der allmächtige Staat, durch den alleinigen Willen des absoluten Zaren zusammengehalten, in Rußland einen großartigen Apparat finanzieller, technischer und militärischer Organisation hervorgebracht, diesen riesigen Bau aber nicht auf die Schultern eines lebendigen, bewußten Volkes gestellt, sondern auf die traurigen Überreste einer hungernden Bauernschaft, einer niedergedrückten Gesellschaft und auf tote kirchliche Formen. Als notwendiges Ergebnis davon erscheint die Entdeckung, die nicht nur in Rußland, sondern in letzter Zeit auch hier gemacht wurde: Der staatliche Apparat hat den Beweis geliefert, daß das Fundament, auf welchem er ruht, unhaltbar ist. Ein Sklave kann einem freien Bürger niemals gleichkommen, und erzwungene Arbeit vermag die Lasten der Aufgaben und Ziele, die ihr das Schicksal auferlegt, nicht zu tragen. Der russische Riese, der Luft und des Lichtes und der Bewegungsfreiheit seiner gigantischen Glieder beraubt, durch den andauernden Aufenthalt in seinem großen Gefängnisse lahm gelegt, ist jetzt nicht mehr imstande, das Schwert zu erheben, das ihm die derzeitigen Finanzen und die Technik geschmiedet haben. Kraft-

II*



los weicht er seinem östlichen Gegner. Seine Reichtümer erweisen sich als zerstört, er bekundet weder Enthusiasmus noch Leidenschaft, den Kampf auszufechten, der ihm durch die allmächtige Staatsgewalt auferlegt wurde.

Der Zwiespalt zwischen der Gesellschaft und dem Staate in Rußland und die vollständige Unfähigkeit eines ohne die Gesellschaft wirkenden Staates hat sich vollkommen klar herausgestellt, Rußland steht vor einer unvermeidlichen Alternative: es muß entweder den Volkskräften Raum gewähren, der Gesellschaft Recht und Freiheit geben und damit dem staatlichen Mechanismus eine entsprechende Handhabe und Grundlage schaffen oder sich allendlich durch eine chinesische Mauer den Anforderungen der Neuzeit verschließen, seine Stellung in der Welt aufgeben und sich in einen finsteren Kerker sperren, um die unzufriedenen und für ihn unbrauchbaren Elemente zu unterdrücken.



I. Die Mächte der Reaktion.

Kapitel 1.

Zar, Dynastie und Hof.

Die schrecklichen Ereignisse der letzten Zeit lassen den Gedanken aufkommen, daß in Rußland Unholde oder Irrsinnige herrschen. Man könnte glauben, die Natur habe in unbegreiflicher Laune ein



besonderes Geschlecht von zweibeinigen Tieren geschaffen und ihnen das Schicksal des Riesenreichs ausgeliefert. Die Trennung zwischen dem Volke und den Machthabern ist hier so groß, daß es scheinen könnte, als ob eine besondere Rasse von Menschen von einem unbekannten Planeten herabgestiegen wäre und durch Schrecken die friedlichen russischen Slaven besiegt hätte.

Diese Annahme wäre jedoch von Grund aus falsch. Eine der sonderbarsten Eigentümlichkeiten des russischen Lebens besteht nämlich darin, daß Verbrechen hier von friedliebenden und sogar aufgeklärten Menschen begangen werden, daß an der Spitze eines blutigen Systems der Urheber der Friedenskonferenz steht, daß nicht einmal schlechte oder verderbte Menschen Metzeleien, Massenmord usw. veranstalten. Wer sich da einen russischen Gouverneur als einen türkischen Baschibosuk und einen russischen Polizeimeister als einen Piraten vorstellt, irrt gewaltig. Die Lage ist darum entsetzlich, weil hier ein guter Familienvater Kinder niederschießen läßt, weil ein guter Erzieher sich in einen Spitzel verwandelt und ein eifriger Staatsanwalt seine Rolle mit der eines Henkers und Mörders vertauscht.

Um dieses merkwürdige Rätsel zu begreifen, muß man sich vor allem Klarheit über den Geist und die Atmosphäre verschaffen, die an dem russischen Hofe, in den Kanzleien der Ministerien und bei zahllosen provinziellen Behörden herrschen.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Hierarchie, von dem Zaren bis auf den letzten Beamten, lehrt, daß alle gemeinsame Züge aufweisen, die im



Grunde genommen von der individuellen Psychologie der einzelnen Person unabhängig sind. Eine Art Mystik des gesamten russischen „Tschins“ (Beamtentum), der übermenschliche Typus der Rangordnung tritt hier an den Tag. Der Staat ist hier nichts weniger als eine Korporation, welche über Gewalt und Untertanen erhaben ist. Der Staat erscheint hier vielmehr als eine geheimnisvolle, fremde Kraft, als eine irdische Kirche irgend eines fürchterlichen Gottes, als ein Wesen aus dem Jenseits, das die Erde unterjocht hat. Und jeder, der dieser Gewalt teilhaftig wird, der eine Uniform anzieht, wird dadurch vom Leben und vom Volke abgeschnitten und in ein verwunschenes Reich von geheimnisvollen Zielen und Absichten gehoben. Ein anderer bemerkenswerter Zug kommt noch hinzu – auf jeden Beamten geht plötzlich die ganze Würde und Herrlichkeit des Ranges über. Sein individuelles Ehrgefühl erhält neuen Inhalt und gebärdet sich als die Ehre des Reiches! seine persönliche Würde wächst in die Würde des ganzen Landes um; sogar sein Gewissen verzichtet auf individuelle Existenz: es fügt sich ohne weiteres den Geboten und Sitten des Milieus, so gemein und unsittlich sie auch sein mögen. Der Beamte hört auf, als ein vernunftbegabtes Wesen, als ein Mensch, der seinen freien Willen hat, zu existieren; er geht restlos in dem dunklen, niederziehenden Sumpfe der Bureaukratie unter, wird ein Wurm, der an dem Organismus des Volkes nagt.

Und über all dem schwebt und herrscht in diesem sonderbaren Milieu das Symbol der irdischen Gottheit, der kaiserlichen Majestät. Der russische



Beamte machte aus der kaiſerlichen Macht einen Fetiſch, in deſſen Namen er handelt, auf deſſen Willen er den geſamten Inhalt des Staatslebens zurückführt. Der Staat iſt der Zar. Alle Ziele und Aufgaben der ſtaatlichen Entwickelung räumen dem Geſpenſt der kaiſerlichen Gewalt den Platz, die geſamte Politik und das geſamte Verwaltungs-weſen beſtehen in den Verordnungen dieſes irdiſchen Götzen.

Die Kirche des ruſſiſchen „Tſchins" hat alſo ihren Gott. Und gleich allen lebendigen und toten Götzen iſt er der Mittelpunkt eines gotteslaͤſter-lichen, verſchwenderiſchen Kultus. Die Geburts- und Namenstage erſcheinen als die feierlichſten Momente des zariſchen Götzendienſtes. Hundert-tauſende von Prieſtern der Bureaukratie verſam-meln ſich an dieſen Tagen in den Tempeln der Gottheiten, die im ruſſiſchen Staatsdienſte ſtehen, und bringen dort vor dem Altar des Zaren unter Abſingen von Kirchengebeten und Hymnen in ver-ſchiedenen Sprachen die Opfer ihrer unausrottbaren Ergebenheit und Vergötterung „dem allergerech-teſten und allerherrlichſten Monarchen" dar. . . . . An dieſen Tagen empfindet ſogar der letzte ruſſiſche Beamte ſeine Zugehörigkeit zum großen Orden des offiziellen Rußland. An dieſen Tagen fühlt er ſeine Würde als Bonze, der dem großen Dalai-Lama dient. In glänzender, mit Orden und Bän-dern geſchmückter Uniform gibt er ſich ſo, als wolle er ſagen: „in mir ſeht ihr die Verkörperung der kaiſerlichen Macht. Der Kaiſer — ſind wir."

Ein Fall, der ſich etwa vor fünf Jahren in Kamtſchatka ereignete, beſtätigt in glänzender



Weise diese Theorie. Ein Beamter, der dort als Organ der Polizei funktionierte, erklärte eines schönen Tages, er sei der Zar und Gott selbst. Und er hatte unter den fremden Völkerschaften, die dort wohnen, großen Erfolg. Die Heiden brachten ihm reichliche Opfer dar und bildeten eine bewaffnete Wache um ihren neuen Gott. Was die russischen Christen betrifft, so ließen sie sich ohne weiteres die göttliche Würde des Polizeibeamten gefallen. Man brauchte zuletzt eine ganze bewaffnete Expedition, um den polizeilichen Gott aus der fernen Gegend fortzuschaffen. Er wurde gefangen genommen und für verrückt erklärt. Wir halten den Gegenstand seines Wahnsinns für äußerst charakteristisch. Die ganze Armee der russischen Polizeipaschas ist mehr oder minder von diesem Wahnsinn angesteckt.

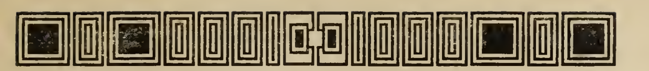
Ferner ist es nur naturgemäß, daß die russische Brudergemeinschaft vom heiligen Tschin mit gewöhnlichen Sterblichen keine Normen oder Gesetze gemeinsam haben kann, nichts, was für den Beamten und den einfachen Bürger gleich bindend wäre. Während es z. B. für das Volk verschiedene sogenannte Gesetze oder sogar ganze Kodexe bürgerlicher, Finanz-, Straf- und Polizeigesetze gibt, existieren diese Antiquitäten für den Beamten fast garnicht; täglich bekommen sie geheimnisvolle Pakete mit der Aufschrift „diskret“, täglich erhalten sie dienstliche Verordnungen von ihrer Obrigkeit, und aus diesem Meere von geheimen Erlassen, Verordnungen, diskreten Bestimmungen, Anweisungen, Zirkularen usw. fischen sie weise die eigentlichen Absichten der Regierung heraus, die ihnen



ja alle Gesetze und Kodexe ersetzen. Ich selbst habe einen Minister darüber klagen hören, daß keine seiner Verfügungen in ursprünglicher Gestalt ihren Bestimmungsort erreicht hat. Und das wunderte mich garnicht. Im Reiche des Tschins ist jede Verfügung einer künstlichen Kaskade gleich, die von Stufe zu Stufe fällt und in zahllose kleine Wasserstrahlen zerstiebt. Der Zar teilt dem Minister seine Absichten mit. Der Minister deutet sie in einem Geheimschreiben an die Gouverneure um. Der Gouverneur setzt durch ein Geheimschreiben die Polizeimeister, Bezirksbeamten, Itprawniks usw. davon in Kenntnis. Die Itprawniks und Polizeimeister verfassen ihrerseits Zirkulare an die Pristaws (Polizeikommissare) und die ihnen Untergebenen. Diese letzteren suchen schließlich die Absichten der Regierung in gebührender Weise praktisch zu verwerten. In jedem Ministerium dieselbe Geschichte. Geheime Zirkulare folgen in Massen aufeinander und bilden ganze Berge von Papier. Nachdem sie dann der verschiedensten Auslegung unterzogen waren und die publizierten Gesetze annulliert haben, bestimmen sie das Leben und Schicksal des Volkes. Die Absichten der Regierung verwandeln sich also in die Absichten der unmittelbaren Obrigkeit. Diese räumt ihrerseits den ihr untergeordneten Behörden den Platz. Das Gesetz — bin ich — das ist die Grundformel für jeden russischen Beamten, auch für den kleinsten. Jener russische Beamte, von dem alle russischen Blätter vor kurzem erzählten, hat nur konsequent gehandelt, als er dachte: „die publizierten Gesetze schaden nur der administrativen Tätigkeit.“ Darum ließ er das Gesetzbuch als unnützes Zeug fortschaffen.



Da die Gesetze so gut wie nicht existieren und nur administrative Verordnungen herrschen, hat die persönliche Unabhängigkeit des Beamten von der Obrigkeit eine große Bedeutung. Es gibt kaum ein zweites Land, wo die sklavische Ergebenheit des Dieners an seinem Herrn so verbreitet wäre, wie in Rußland. Auf der anderen Seite ist kaum ein Staat zu nennen, wo Sekretäre und Kammerdiener so ungehindert herrschen wie hier. Die Gewalt des unmittelbaren Vorgesetzten dem Untergebenen gegenüber ist hier unbeschränkt. Er kann ohne weiteres seinen Untergebenen fortjagen, sogar wenn dieser sich nichts zuschulden kommen ließ. Der Untergebene hat kein Recht, sich darüber zu beschweren. Es ist daher eine einfache Notwendigkeit, für den Beamten alles zu tun, um nur der Ungnade seines Vorgesetzten nicht anheimzufallen. Wer das nicht tut, der verliert seine Gage und seinen Rang. Der Staatsdienst verwandelt sich also in einen Dienst für die einzelnen Vorgesetzten. Jeder Beamte hat nur eins im Sinne: Wie soll er sich bei diesem und diesem Vorgesetzten einschmeicheln, und nicht nur bei ihm allein, sondern auch bei seinen Angehörigen, Freunden und Maitressen. Durch Klatsch, Verleumdung, Servilismus und rohe Liebedienerei erkauft sich der Beamte die Gnade seines Vorgesetzten, und sucht nun seinerseits, ihn zu beeinflussen. Er studiert alle Gewohnheiten und Schwächen seines Herrn und versteht es mit der Zeit, nicht nur seine gefährlichen Konkurrenten zu beseitigen, sondern vielmehr der alleinige Herrscher über das Vertrauen des Vorgesetzten zu werden. Nach und nach nimmt er den Gebieter in seine



Hände und lehrt ihn, nur mit seinen Augen zu sehen, nur mit seinen Ohren zu hören. Schließlich wird er der Herr, während der Vorgesetzte sich in ein blindes Werkzeug seines Willens verwandelt. Der unbemerkte Sekretär gewinnt also Macht über eine ganze Verwaltungsbehörde, mitunter über ein ganzes Landgebiet. Dann wird der Sekretär seinerseits der Gegenstand von Schmeicheleien und Huldigung; er benutzt seine Macht, um sich selbst auf Kosten seines Gebieters zu bereichern und andere sich bereichern zu lassen. Die Geliebten „ihrer Exzellenzen" spielen manchmal dabei eine Rolle; dann bemühen sich die Untergebenen und die Bewerber um die Gunst einer solchen Dame, schmeicheln ihr und machen ihr Geschenke. Wie weit diese Macht der Sekretäre in der russischen Bureaukratie geht, zeigt eine Tatsache, die mir von einem Moskauer Freunde erzählt wurde. In der Kanzlei des allmächtigen Generals Trepow in Moskau verkauften Beamte Zeugnisse „über politische Loyalität", die mit der Unterschrift des Generals selbst versehen waren. Für die bescheidene Bestechung von 10 Rubel konnte der ärgste Revolutionär ein solches Zeugnis haben. Die Beamten paßten die gute Laune des Generals ab und ließen ihn dann diese Zeugnisse, die er garnicht las, unterschreiben. So kam es, daß Trepow selbst, der Schrecken der Revolutionäre, ihnen die besten Zeugnisse ausstellte.

Die völlige Abgeschlossenheit und Isoliertheit der Gewalt vom Volke, die völlige Gesetzlosigkeit und Willkür auf dem Gebiete der Verordnungen, schließlich die wirkliche Tyrannei, welche die Hier=



archie des Tschins durchdringt – das sind die allgemeinen Züge, die den gesamten russischen Regierungsapparat von unten bis oben charakterisieren. Verweilen wir nun bei den einzelnen Stockwerken dieses ungeheuerlichen und düstern Baues.

Der höchste Bureaukrat des Landes ist selbstverständlich der Zar. Die Minister bilden seine Kanzlei. Das einzige, was den Zaren von allen anderen Beamten unterscheidet, besteht darin, daß er außer Gott keinen höheren Vorgesetzten hat und daß er im Besitze eines Hofes ist. Das eine und das andere übt den ungünstigsten Einfluß auf jeden Zaren. Vor allem fällt er der Ketzerei der Selbstvergötterung anheim. Ein Mensch, der jeden Tag zu hören bekommt, daß er ein großer Selbstherrscher, ein uneingeschränkter Gebieter eines nach hundert Millionen von Köpfen zählenden Volkes sei, daß ihm göttliche Weisheit und göttliche Gnade innewohne, kann leicht den Grad des Wahnsinns erreichen, den die Ärzte als Größenwahn bezeichnen. Ein Autokrat, der auf eine schwindelnde Höhe gehoben wird, beginnt sich in der Tat als eine Gottheit zu betrachten, die mit allen Eigenschaften eines höheren Wesens ausgestattet ist. Unter dem Einflusse seiner sonderbaren Lage und Umgebung beginnt er sich wirklich für allmächtig, allwissend und unfehlbar zu halten. Kaiser Nikolaus II. ist am wenigsten vor dieser Selbstüberhebung geschützt. Er duldet ebenso wenig Widerspruch wie seine Ahnen. Er haßte Witte wegen seines selbstbewußten Auftretens. Er jagte wohlverdiente Staatsmänner fort, sobald sie das Gefühl der persönlichen Men-



schenwürde äußerten. General=Adjutant Wannowsky, der frühere Kriegsminister und dann Kultusminister, klagte nach seiner Entlassung über den Zaren: „Der Kaiser ist so jung und will keinen Älteren über sich haben. Er fürchtete, daß ich, als Greis, ihn lehren und leiten würde. Er will alles selbst machen.“ . . . . In der Person Nikolaus II. führt der Größenwahn zu den traurigsten Folgen. Ohne jeden politischen Sinn und ohne jede politische Begabung sucht er Charakterstärke durch läppischen Starrsinn zu ersetzen, und Selbständigkeit durch – passiven Widerstand gegen alle, die er als für sich gefährlich erachtet. Mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit klammert er sich an die Idee des Absolutismus, obwohl er selbst sehr gut einsieht, daß sie nicht mehr zu verwirklichen ist. Er ist jetzt nicht in der Lage, die Revolution zu bekämpfen und bekämpft sie auch nicht – aber er nimmt zu einer höchst sonderbaren Taktik Zuflucht. Hinter den Mauern des Palastes sich verbergend, sitzt er und wartet. Er weiß sehr wohl, daß sie kommt, diese fürchterliche, unabwendbare Macht. Er sieht es sehr gut, daß sie mit jeder Stunde näher und näher kommt. In ihr kommt vielleicht sein eigener Tod, der Tod seiner Dynastie, allein . . . wie unter einem Alpdruck befangen, wie von Entsetzen unterjocht, sitzt er und wartet und hat keine Kraft, um der Gefahr vorzubeugen; er kann sich nicht entschließen und wird sich auch nicht entschließen; er wird den Absolutismus bis zum letzten Augenblick nicht aufgeben. In dieser Lage verharrend, wird er den letzten Ausbruch des Sturmes abwarten, und dieser Sturm wird ihn ins Verderben stürzen



– und dennoch will er ihm nicht aus dem Wege gehen. Was für ein tragisches und jämmerliches Bild zugleich: ein gekröntes Kaninchen vor dem Rachen der Revolution, ein Zar, durch den Absolutismus an die Guillotine gebunden . . . .

Der Hof des Zaren ist am wenigsten geeignet, den Selbstherrscher zur Besinnung zu wecken und ihn zu veranlassen, eine Verfassung zu geben. Der Hof ist ausschließlich darauf bedacht, daß der Monarch vom realen, lebendigen Leben abgeschnitten bleibe. Der Hof ist eine Organisation der Lüge, ist eine heilige Kaste, wo alle Begriffe und Beziehungen absichtlich entstellt werden. Der Hof ist ganz und gar für sich abgeschlossen. Nur diejenigen, welche seit Generationen hindurch in Vergötterung der hohen Persönlichkeiten und in sklavischer Verehrung für den Thron erzogen wurden, haben darin Zutritt. Die Hofchargen – sind wohlerzogene Sklaven, die sich als Gentlemen gebärden. Sie können schmeicheln, indem sie sich den Schein des Unabhängigen geben und vornehm tun, sie kriechen und sehen doch dabei aus, als wären sie voll aufrichtigster Begeisterung, sie lügen immer, fälschen die Tatsachen und verstehen zugleich, als aufrichtige und wahrheitsliebende Menschen zu erscheinen. Die Schauspielkunst und das Komödiantentum ist nirgends so entwickelt wie am Hofe. Und alle Ziele, alle Bestrebungen dieser Menschen sind nur auf das Eine gerichtet: um die Hoheiten eine undurchdringliche Hülle zu weben, die sie von der Gesellschaft und dem Volke trennt; mit eigenen Mitteln eine Fälschung des öffentlichen Lebens vorzunehmen und die Hoheiten daran glauben zu



lassen, sie an den rosigen Nebel des Luxus und der Huldigung zu gewöhnen, um dann diese Menschen mit atrophiertem Willen und Geist ganz und gar in die eigenen Hände zu bekommen. In der nächsten Umgebung des Kaisers und der Kaiserin genießen manche Persönlichkeiten Achtung und Ehre wegen ihrer unabhängigen Gesinnung und Vornehmheit ihres Charakters, wegen der Geradheit und Aufrichtigkeit ihres Wesens. Ich kenne so eine Persönlichkeit. Sie erfreut sich gar des Rechtes, dem Zaren die Wahrheit ins Gesicht sagen zu dürfen; aber, mein Gott, was ist das für eine jämmerliche Wahrheit; was für eine tiefe Unwissenheit spricht aus jedem ihrer Worte, was für eine fanatische Vergötterung steckt in jedem ihrer Sätze! Launischer Starrsinn und Servilismus, Unwissenheit und Phantasterei, Geradheit und Unmittelbarkeit des Gefühls – alles vereinte sich hier, um das Muster eines Höflings zu bilden. Das ist ein Mann, der durch und durch von seiner Atmosphäre angesteckt und von Vorurteilen erfüllt ist. Die Gesellschaft und das Volk – sind für ihn Menschen aus einem ganz fremden Planeten, der sich irgendwo weit vom Hofe und von „unserer“ Gesellschaft befindet. Für diese Gesellschaft kommen die Menschen aus jenem fernen Planeten garnicht in Betracht.

Das Leben des Hofes selbst wird von einem zwar latenten, aber dennoch äußerst erbitterten Kampf der verschiedenen Parteien um Besitz und Herrschaft bestimmt. Man darf nicht vergessen, das Kaiser Nikolaus II. die brutale Gewalt seines Vaters nicht besitzt und daß er es nie vermocht



hat, die äußerſte Zuſpitzung von Parteiſtreitigkeiten und Zwiſtigkeiten innerhalb der Mitglieder der Dynaſtie hintanzuhalten. In dieſen Kreiſen wütet ſchon lange der Kampf zwiſchen dem rechten und linken Flügel, zwiſchen der Partei der *patriarchalen Deſpotie* mit der Kaiſerin-Mutter an der Spitze und der des polizeilichen Abſolutismus, den der Zar und ſeine Frau bevorzugen. Die liberale und kulturelle Tendenz, die ſich in der großfürſtlichen Linie der „Konſtantine“ mehrere Generationen hindurch geltend machte, iſt hingegen ſchon längſt verſchwunden. Schon unter Sipjagin wurde der letzte Sprößling dieſes Hauſes, Großfürſt Konſtantin Konſtantinowitſch, als Vorſitzender der Akademie der Wiſſenſchaften öffentlich beleidigt, und . . . er mußte nicht nur krank werden und die zugefügte Beleidigung in Kauf nehmen, ſondern noch dazu nach wie vor das Amt des Vorſitzenden beibehalten. Konſtantin hatte nämlich vorgeſchlagen, Gorki als Ehrenmitglied der Akademie aufzunehmen, und mußte es ſich gefallen laſſen, daß der Polizeiminiſter aus eigener Macht und in geſetzwidriger Weiſe den neuen Akademiker aus der Milgliederliſte ſtrich und davon, ohne die Akademie in Kenntnis zu ſetzen, anonym in den Blättern Mitteilung machte . . . Seinerzeit bildeten ſich ganze Legenden über die mannhafte und liberale Geſinnung des Konſtantin Nikolajewitſch, dieſes „roten“ Onkels in der Familie Romanow, der mit ſeinem Geiſte die ganze ruſſiſche Flotte und ihre altehrwürdigen Helden angeſteckt haben ſollte. Allein, wir wiederholen, dieſe Tradition iſt gegenwärtig verſchwunden;



„rote“ Romanows existieren nicht mehr. Umsomehr entwickelte sich der Gegensatz der rein persönlichen dynastischen Interessen innerhalb der „patriarchalen“ und „polizeilichen“ Hofpartei. Die Kaiserin-Mutter, die an der Spitze der patriarchalen Reaktion steht, kann sich bis jetzt noch nicht über den Tod des Bauernzaren tröſten und sieht gleich Pobjedonoszew die Ursache alles Übels darin, daß auf dem Thron nicht mehr ein Mann von starkem Willen und mit eiserner Faust sitzt, der den Hof, die Minister, die Armee in seinen festen Händen halten, und dadurch dem Volke das Schauspiel einer strengen aber gnadenvollen Gewalt bieten könnte. Wiederholt wurde es versucht, Nikolaus für krank zu erklären und Michail auf den Thron zu setzen, da der letztere, wie es der Mutter scheint, eine starke, unmittelbare Natur ist, unberührt von irgendwelchem verderblichen Einfluß, frei von inneren Schwankungen und unzugänglich für Frauenintriguen; allein diese Versuche stoßen auf harten Widerstand seitens der Kaiserin und des Zaren, die ihre Nachkommenschaft um jeden Preis auf dem Thron der russischen Selbstherrscher sehen wollen. Es ist geradezu unglaublich, wie weit die Feindseligkeit dieser beiden rivalisierenden Parteien geht; und da jede Partei viele Anhänger in den höheren Kreisen der Gesellschaft zählt und ihrer hohen Stellung gemäß über ungeheuer große Mittel verfügt, so äußert sich der Kampf mitunter in den sonderbarsten Formen. So z. B. wurde in den Hofkreisen erzählt – hegte die Partei der Zarin Alexandra eine Zeitlang – noch vor der Geburt des Thronfolgers Alexei – den Plan, die



Thronfolge zugunsten der Töchter von Nikolaus II. völlig zu ändern und auf diese Weise dem damaligen Thronfolger Michail den Thron zu entreißen. Ein hervorragender russischer Jurist konnte mir sogar den Entwurf einer rechtlichen Begründung dieses Umwälzungsplanes mitteilen. Der Versuch ist aber mißlungen. Die Geburt Alexis machte den Plan überflüssig, aber bis jetzt noch ist nicht nur der Hof, sondern die Garde selbst in zwei feindliche Parteien geteilt, so daß Kaiserin Maria gleich Kaiserin Alexandra über eigene Lieblingsregimenter verfügt.

Noch weniger als in den „großen Höfen" der Kaiserinnen kann der Zar in den „kleinen Höfen" der Großfürsten und Großfürstinnen Unterstützung finden. Durch die undurchdringliche Mauer des Hofstaates vom wirklichen Leben getrennt, sind die Mitglieder der Kaiserfamilie von vornherein zur Untätigkeit mit all ihren Folgen verdammt. Wir wollen hier selbstverständlich nicht von dem Leben der hohen Petersburger Gesellschaft und von den Liebesaffären verschiedener Hoheiten erzählen. In dieser Hinsicht erfreut sich das Haus Wladimir dank den Heldentaten des Großfürsten Boris eines besonderen Ruhmes. Ist es doch nicht möglich, einzelne Personen für die soziale Atmosphäre einer bestimmten sozialen Gruppe verantwortlich zu machen. Luxus und Nichtstun haben überall Trunksucht und Laster zur Folge. Und es ist nur natürlich, daß die Großfürsten bei Nikolais Schwäche, bei ihrer Unverantwortlichkeit vor dem Gesetze und bei ihren ungeheuren Geldmitteln Unerhörtes in dieser Hinsicht leisten. Keine Tochter



aus anständigen Familien in Petersburg, besonders keine Schülerin der Mädcheninstitute, ist sicher vor heimtückischem Überfall seitens der Eunuchen und Agenten ihrer Hoheiten. In Moskau, besonders zur Zeit der Herrschaft des Großfürsten Sergius, waren dieser Gefahr auch junge Männer, besonders seine Adjutanten ausgesetzt. . . . Aber weiter, weiter . . . Wir wiederholen, die Verhältnisse des russischen Hoflebens können nichts anderes bieten.

Viel wichtiger sind die Versuche, welche die Großfürsten auf dem Wege der administrativen und kriegerischen Tätigkeit in letzter Zeit gemacht haben. Der alte Graf Palen sagte noch: „Verantwortliche Ämter dürfen unverantwortlichen Personen nicht anvertraut werden." Der Großfürst Wladimir wurde mit dem Bau eines Tempels zu Ehren Alexanders II. beauftragt. Vom Baukapital wurde dann, man weiß nicht wie, eine Million gestohlen. Dem Großfürsten Alexander wurde der Seehandel anvertraut; die Folge war, daß das Budget dieses Departements sofort um grandiose Summen anwuchs. Und im Roten Kreuze konnte sogar die allerhöchste Kontrolle der Kaiserin Maria nichts helfen. In der schwierigsten Zeit wurde diese Einrichtung um viele Millionen bestohlen. . . . . Das typischste Beispiel großfürstlicher Verwaltungskunst aber bietet die Herrschaft des Großfürsten Sergius in Moskau. Als General-Gouverneur Moskaus erkannte er keine Gesetze und keine höheren Staatsbehörden an. Die Erlasse des Senats, dem er unterworfen war, nahm er nicht an und schickte sie mit frechen und für den



Senat beleidigenden Bemerkungen zurück. Der Senat konnte nichts anfangen mit dem rebellischen Gouverneur und mußte, seine eigenen Grundgesetze verletzend, bezüglich der Ansichten des Moskauer General-Gouverneurs sich mit dem Minster des Innern in Verbindung setzen. Der Senat war gezwungen, im Gegensatz zu seinen Traditionen, zuerst den Minister über die Meinung des General-Gouverneurs zu befragen und daraufhin Beschlüsse zu fassen. Sergius äußerte seine Meinung nur dann, wenn er wollte und entzog sich vollständig der Kontrolle des Senates, in dem der Zar selbst Vorsitzender ist. Nicht weniger entschieden handelte Großfürst Sergius, als es ihm einfiel, einen polizeilichen Sozialismus einzuführen. Er organisierte mit Hilfe Subatows eine ganze Armee „zuverlässiger" Arbeiter und bezahlte ihre Treue mit Konzessionen auf Kosten der Fabrikanten. Er leitete unmittelbar die Streiks und terrorisierte die Unternehmer mit Hilfe der Polizei. Nur der Großindustrielle Gouge (der Besitzer eines Eisenwerkes und der Hauptaktionär der Seidenfabrik Mussi) ließ seine Fabrik nicht schließen. Er wurde trotzdem nicht nach dem Auslande ausgewiesen, da er als französischer Bürger von der französischen Botschaft in Schutz genommen wurde.

Allgemein bekannt ist auch die Geschichte mit den Decken, die der bekannte Großindustrielle Sawwa Morosow dem Roten Kreuz geschenkt hatte. Anstatt in die Hospitäler der Mandschurei gerieten sie in die Läden der Trödler in Nischni-Nowgerod, Wenigen hingegen ist bekannt, daß auf dem grandiosen Denkmal für Alexander II. der ganze



Mosaikschmuck einen Monat nach der Enthüllung zerfiel. Die Niedermetzelungen von Arbeitern und Studenten auf den Straßen Moskaus, die mit merkwürdiger Regelmäßigkeit sich jedes Jahr widerholten, führte endlich dazu, daß der Großfürst alle seine Gewalttätigkeiten und Verbrechen mit seinem Leben bezahlen mußte. Als sich im Lande die Nachricht verbreitete, daß Großfürst Sergius getötet sei, atmete alles erleichtert auf. Und das war ein Mann, der wenigstens etwas von politischer Überzeugung hatte, das war die Hauptstütze der alten Hofpartei, ein fanatischer Anhänger der Idee des Despotismus. Der Großfürst Wladimir, der hartnäckig als Ursache des Blutbades vom 22. Januar bezeichnet wird, ist ebenfalls eine bemerkenswerte Gestalt der Holstein-Gotorpdynastie. Gegenwärtig ist er jedoch in den Hintergrund getreten.

Besondere Erwähnung verdient noch das Hofministerium, das die kolossalen Reichtümer des Zaren und der Dynastie verwaltet und über den Etat jener Kreise verfügt, die unmittelbar die Gesellschaft der Majestäten und Hoheiten bilden. Die Hauptaufgabe des Ministeriums ist die leibliche nnd sitttliche Bewachung der Dynastie vor allen gefahrdrohenden Elementen. Auf der einen Seite wird dafür Sorge getragen, daß die hohen Persönlichkeiten in vollständiger Sicherheit leben, auf der anderen, daß die Harmonie der Hofatmosphäre nicht durch das Eindringen des wirklichen Lebens, der wirklichen politischen und sozialen Beweguugen von außen her gestört wird. Der Hofminister muß alle kennen, die nur in entfernteste Berührung mit den Hofsphären



kommen, er muß nicht nur über ihre Mittel und ihre Lebensweise, über ihre Bekanntschaften und Beziehungen unterrichtet sein, sondern auch die intime Seite ihrer häuslichen Beziehungen, ihre Gefühle, Gedanken und Stimmungen kennen. Der russische Hofminister muß besondere Fähigkeiten auf dem Gebiete der polizeilichen Organisation und Intrige besitzen. Er steht an der Spitze des alles durchdringenden Systems häuslicher und diplomatischer Spionage; er kennt jedes Wort, das im Schlafgemach eines Mitgliedes dieser Gesellschaft gesprochen wird, er ist über alles unterrichtet, was im cabinet particullier aller fashionablen Kneipen und Lusthäuser Petersburgs geschieht. Und neben den Wirtinnen der Lusthäuser und den Kokotten sind seine Agenten oft Träger glanzvoller Namen, Vertreter der höchsten Aristokratie. . . . . So wird die schwüle Atmosphäre des Hoflebens von jeden frischen Luftzug bewahrt, so finden jene verdächtige Personen Zutritt zum Hofe, die dem Hofminister ergeben sind und die bald die Gestalt des großen Wahrsagers und Weisen à la Philipp annehmen, bald als mystische Gottseher erscheinen und die düstere Atmosphäre religiöser Heuchelei verbreiten. Eine hochgestellte Persönlichkeit aus der Petersburger Aristokratie erzählte mir vor kurzem von dem Eindruck, den ihr ein Besuch beim Zaren machte. Der Kaiser zeigte ihm die Kinderstube und die Wiege des Thronfolgers Alexis. Alle Wände und die Wiege selbst waren mit Gottesbildern behängt. In den Händen des Säuglings war ebenfalls ein Gottesbild. Der Kaiser nahm mit aufrichtiger Ehrfurcht



das Gottesbild aus der Hand des Kindes, küßte es und schenkte es als Zeichen seiner Gnade dem Gaste .... Man könnte fast glauben, daß der Zar ein Opfer religiösen Wahnsinns geworden ist .....

Kann der Zar unter dem Einfluß des Hofes und seiner Angehörigen eine Verfassung geben? Das ist eine Frage, die unbedingt verneint werden muß. Die Ereignisse der letzten Zeit haben zwar eine entscheidende Wendung in den Meinungen der einzelnen Mitglieder aus der hohen Gesellschaft und des Hofes hervorgerufen. Zum Teil aus Angst für ihr eigenes Schicksal, zum Teil infolge des Wunsches, die Verantwortung für ihre Sünden auf andere zu wälzen, entstand innerhalb der „Oberen Zehntausend" Petersburgs eine eigenartige Opposition, die nicht einmal Baron Frederix mit seinem ganzen wunderbaren Apparat hintanhalten kann. In den Hofkreisen und in den Kreisen der höchsten Aristokratie macht man den Kaiser Nikolaus für den Krieg verantwortlich, der den „ruhmreichen" russischen Waffen und der kriegerischen Ehre des Adels soviel Schmach zugefügt hat. Jedes sozialen Verständnisses für die Geschichte bar, machen diese Kreise mit umso größerer Erbitterung den Zaren für alles verantwotlich, was in seinem Namen in Armee und Flotte, in Staats- und Finanzverwaltung geschah. Vor seinen Augen wurde der Generalstab, dieses Lieblingskind des Generals Obrutschew, zugrunde gerichtet. Während seiner Regierung wurde die alte verdiente Flotte von Seeleuten besetzt, die in dem albernen System des „Marinezensus" erzogen wurden. Während



seiner Regierung wurde die landwirtschaftliche Grundlage der russischen Finanzen künstlich im Nu zu einer „industriellen“ umgestempelt. Während seiner Regierung begann die Komödie der sozialen Gesetzgebung, und auf Kosten der Bauern und Gutsbesitzer wurde ein Goldfonds angehäuft, der nur den Krämern und Kaufleuten zugute kommt. Mit dem Namen Nikolaus ist die Politik der Schwankungen und Feigheit, polizeilichen Druckes und blutiger Massakres verbunden. Nicht den Absolutismus, nicht das System der bureaukratischen Zentralisation, das von oben mit dem Schmutz des Hofsumpfes bedeckt ist, halten sie für die Ursache aller letzten Mißerfolge. Nikolaus allein wollen sie für ihre eigene Schuld verantwortlich machen, sie sind der aufrichtigen Meinung, daß Alles im Nu anders wird, sobald an die Stelle Nikolaus Wladimir oder Michail treten würde. Nicht eine Verfassung, sondern eine dynastische Umwälzung erscheint ihnen als der einzige Ausweg aus der gegenwärtigen schmachvollen Anarchie. Anderseits müssen sie doch einsehen, daß Nikolaus sich in einer Lage befindet, die jede energische und konsequente Politik seinerseits ausschließt. Ohne die Kraft zu besitzen, etwas zu unternehmen, verbirgt er sich in der Frauenabteilung des Palastes vor seinen Pflichten als Souverän. Er ahnt das heranbrechende Unheil, hat aber nicht die Kraft fortzulaufen und sucht Rettung in der Mystik, in hysterischen Gebeten, in Scheinheiligkeit und Götzendienst. Nikolaus ist nicht mehr in der Lage, die feindselige Strömung einzudämmen, die unvermeidliche Kluft lockt ihn hinab, und unwillkürlich



drängt sich den Höflingen der Gedanke von der Möglichkeit einer Palastrevolution auf.

In der Geschichte Rußlands kommen diese Bilder nicht selten vor. Durch Verschwörung und Verrat brachte die Kamarilla nicht nur einmal die verhaßten Zaren zur ewigen Ruhe. In den Kasematten der Schlüsselburg schmachteten nicht nur die „Rebellen" aus dem Adel und dem Volk. Dieses Gefängnis sah auch gekrönte Gefangene, die dort in schmutzigen und kalten Kammern unter dem Messer gedungener Mörder gestorben sind. Über dem Michailowsky-Palast in Petersburg schwebt noch bis jetzt der Schatten des wahnsinnigen Kaisers Paul, der im Einvernehmen mit seinen Angehörigen und mit der stillschweigenden Zustimmung seines leiblichen Sohnes und Thronfolgers Alexanders I. so verräterisch von seinen Würdenträgern erwürgt wurde. . . . Dieses Ende beeinflußte zweifellos in der traurigsten Weise die Geschicke des Reiches. Wenn in einer geheimen Ecke des Winterpalais der feige und niederträchtige Hofverrat seinen Dolch zückte, so müßte das mit Abscheu aufgenommen werden, da sich dadurch in die Reihen der Kämpen für Recht und Freiheit die Träger niederträchtiger Intrige und enger dynastischer Interessen mischen konnten. Wir wünschen Nikolaus von ganzem Herzen, daß er bis zum Tage der Nemesis des Volkes am Leben bleibe, von ihrem Munde das Urteil des großen Gerichtes höre und aus ihren Händen die Krone oder die Verbannung entgegennähme. Wir werden uns aber nicht wundern, wenn die Blätter einmal folgende Nachricht bringen werden: „Am Tage so und so, als Kaiser Nikolaus



die Kirche des Regimentes so und so zu Ehren des Feiertages aufsuchen wollte, verfiel Seine Majestät in Wahnsinn, weswegen der Kaiser dem Leibpsychatren so und so übergeben wurde. Laut Grundgesetz des Reiches und laut Erlaß Seiner Majestät wurden seit dem Tage . . . . die Regierungsgeschäfte von . . . . übernommen".

Man sieht, solche Sachen können äußerst einfach gemacht werden.



Kapitel 2.

Die Bureaukratie und die Ministerien.

Gegenwärtig lesen wir täglich von den Beratungen des Ministerkomitees, von verschiedenen Reformprojekten, die Gesetzlichkeit, Unantastbarkeit der Person und Freiheit zu sichern haben. Jeden Tag erzählen ganze Ströme schwerfälliger Kanzleiberedsamkeit der Welt von der völligen Unbrauchbarkeit der herrschenden Staatsordnung, der völligen Anarchie in allen Zweigen der Administration, von dem grandiosen Reiche der Bestechungen und Willkür, dem der russische Staat anheimgefallen ist. Wenn das deutsche Publikum bis jetzt die Enthüllungen der russischen Rechtlosigkeit mit einem gewissen Mißtrauen aufnahm und darin subjektive Motive seitens gewisser Unzufriedener sah, so ist jetzt für Zweifel und Schwankungen kein Raum mehr geblieben. Die offiziellen Protokolle des Ministerkomitees übertreffen in ihren Schilderungen die glühendsten Phantasien „der inneren Feinde"



Rußlands. Es stellt sich heraus, daß es in Rußland kein Gesetz gibt, da dafür keine formalen Garantien vorhanden sind. In Rußland gibt es kein Recht, da der Beamte für seine Handlungen unverantwortlich ist. Endlich gibt es in diesem unglücklichen Lande weder Glaubenstoleranz noch die geringste Preßfreiheit, noch die Unantastbarkeit der Person, noch die Möglichkeit, zu lehren und zu lernen. Unerhörte Finsternis, schwere, düstere Nebel umhüllen den Organismus des russischen Volkes.

Nun faßten die Minister zum ersten Male den Beschluß, dem Lande Licht und Recht zu sichern. Wohlan! Diesen hohen Zielen muß unsere Sympathie gehören. Es fragt sich nur, ob man von russischen Ministern irgend welche positive Leistung erwarten kann, ob all ihre Vorsätze nicht zu denjenigen gehören, mit denen der Weg zur Hölle gepflastert sein soll?

In der Regel gehen die russischen Bureaukraten höheren Ranges unmittelbar aus den Reihen der „höheren Gesellschaft" hervor, oder sie sind die Nachkommenschaft verschiedener Würdenträger, von den Ministern bis auf die Gouverneure. Die Kinder solcher Persönlichkeiten werden für den späteren kommandierenden Beruf speziell dressiert. Sie genießen ihre Erziehung in besonderen geschlossenen, bevorzugten Instituten, wo sie mit den Wissenschaften nicht geradezu belästigt werden, dafür aber angenehme Manieren, fremde Sprachen und die Kunst, zu gefallen und gefällig zu sein, studieren. Da sie ihre Zeit nicht sowohl der Schule, als vielmehr den Kneipen und Kokotten widmen, holen sie sich auch hier ihre administrativen Fähigkeiten.



Nach der Absolvierung des Instituts glänzen diese jungen Leute mit ihrem Leichtsinn und ihrer Unwissenheit sowohl, als auch mit der Kunst, das Monocle zu tragen und der Obrigkeit zu gefallen. Ihre Lebensaufgabe ist – Reichtum und Karriere. Und dieses Ziel heiligt alle Mittel. Für sie gibt es keine Sachkenntnisse. Sie sind immer für alles zu haben und gehen mit beneidenswerter Leichtigkeit von einem Beruf zum andern über. Wenn der Vorgesetzte befiehlt, wird der Geburtshelfer Astronom und der Geologe – Nationalökonom. Es ist selbstverständlich, daß diese bewunderungswürdige Biegsamkeit nur noch bei einer äußerst vereinfachten Auffassung der Verwaltungsaufgaben möglich ist. Diese bestehen auch in mehr oder weniger stilgerechtem und geschicktem Abfassen von Kanzleischriften. Das Leben, das außerhalb der Kanzlei, der Salons und Kneipen fließt, bietet für sie kein Interesse. Dort fristet sein Dasein „unser gutes Volk“ oder anders – eine Arbeiterherde, die dazu da ist, um geschoren zu werden. Bei dieser Einfachheit der professionellen Vorbildung und der administrativen Anschauungen machen die bevorzugten Säuglinge sehr leicht Karriere; sie bekleiden bald ehrenvolle Posten, ohne von Arbeit belästigt zu werden; aus ihren Kanzleien machen sie Klubs für Klatsch und Verleumdung; die Obrigkeit behandelt sie sehr nachsichtig und überschüttet sie mit Auszeichnungen; inzwischen sind die Großmütterchen und Tantchen gar sehr beschäftigt; bittend und flehend oder, wo es geht, drohend suchen sie ihre Zöglinge nach oben zu fördern, ohne jedoch dabei das Fach zu berücksichtigen; von Stufe zu Stufe,



von einem Departement ins andere hüpfend, gelangt also der junge Mann an einen neuen, einflußreichen Vormund und wird selbst eine wichtige Persönlichkeit; die weniger Begabten sind mitunter gezwungen, in die Provinz zu gehen, um dort die großen Administratoren zu spielen; die Geschickteren und Biegsameren verstehen ihre Geschäfte vorzüglich in Petersburg zu besorgen; in gewissem Alter wird ein so bevorzugter Tschin Würdenträger und beginnt die Geschicke des russischen Reiches zu leiten; das ist der übliche Weg zum Staatsmann in Rußland. Es ist nur hinzuzufügen, daß für den Ministerposten der Einfluß des Hofes und die Unterstützung seitens der Großfürsten in Betracht kommen; es versteht sich von selbst, daß nur Leute „aus unserer Gesellschaft" als würdig erscheinen, en chef Rußlands zu kommandieren. Unter den gegenwärtigen Ministern haben jedoch nicht alle in üblicher Weise ihren Weg gemacht. Lamsdorf, Frederiks, Bulygin und Kokowzew bilden die Regel, – Jermolow und Chilkow – sind hingegen im Besitze einer speziellen Vorbildung.

Einen zweiten Typus des russischen Bureaukraten, der vorzugsweise niederere Ämter bekleidet, bietet die Nachkommenschaft einer ganzen Beamtengeneration. Diese Sorte von Menschen machen auf andere Weise Karriere. Sie liebedienern und schreiben und schreiben ohne Ende; sie schreiben, wie und was man will; für eine Maßregel und mit demselben Erfolge gegen diese Maßregel. Das sind im wahren Sinne des Wortes Tintenseelen, für die das ganze Land in Gestalt von Nummern, Zahlen, Buchstaben und Paragraphen



erscheint. Was sich unter diesen Zahlen und Buchstaben birgt, interessiert den Beamten absolut nicht; die Menschen existieren für ihn nicht; ihr Kummer und Leid, ihre Bedürfnisse und Rechte – sind nur Karten für ein unterhaltendes Spiel. Papiere existieren um der Papiere willen. Und wenn dieses Spiel ein Volksunglück, die Unzufriedenheit der sozialen Klassen und Gruppen oder sogar die hereinbrechende Revolution zur Folge hat – bleibt dennoch der Beamte ruhig an seinem Tische sitzen und fährt fort zu schreiben und zu schreiben. Er weiß nur eins: Im papiernen Reiche kann er alles. Was hat das viel zu sagen, wenn im Lande Hungersnöte oder Epidemien ausgebrochen sind? Der Bureaukrat kann befehlen, daß es so was nicht mehr gebe; wenn es notwendig ist, kann er auf dem Papiere feststellen, daß es Hungersnot und Epidemien garnicht gegeben, garnicht hat geben können. Was hat es viel zu sagen, daß unleugbare Tatsachen eine Kriegsgefahr oder einen internationalen Konflikt bestätigen? Der Beamte wird auf dem Papiere feststellen, daß nichts derartiges war, und niemand wird in der Lage sein, ihm das Gegenteil zu beweisen. In seinem phantastischen, papiernen Reiche macht der Beamte Geschichte, ruft Ereignisse hervor oder läßt sie verschwinden, schafft nach eigenem Ermessen Leben, verkündet Tod, läßt auferstehen, stürzt ins Verderben, trennt und bindet zusammen, korrigiert und formt um – und das alles je nach dem Befehle des Vorgesetzten. Und so lange die Mauern des Ministeriums noch stehen, so lange die Diener Kuverte und Pakete befördern, so lange Bittsteller vor der Obrigkeit er-



scheinen, so lange endlich Federn schreiben und Tinte fließt, hat nichts die Macht, den Gang dieser blöden, methodischen Maschine zu stören, die mit sinnloser Regelmäßigkeit einen Bogen nach dem anderen fertigt, die für niemand brauchbare Mythen von einem unbekannten Lande, das sich, man weiß nicht warum, das russische Reich nennt, erzählt. In dieser schwülen Welt selbstzufriedener, stumpfsinniger Beschränkheit entstehen sogar eigenartige Talente, deren papierenen Fanatismus und unüberwindliche Lebensverachtung nichts übertreffen kann. Lebendigen Leichen gleich bewegen sich und handeln diese Gespenster der Kanzleiroutine und verleihen der ganzen Umgebung das Gepräge des Todes, der Unwissenheit und des Hochmuts. Rußland kennt die Staatsmänner dieses Typus' allzugut. Unzugänglich und aller menschlichen Gefühle bar, gelten sie in den leitenden Kreisen als Stützen des „prinzipiellen“ Bureaukratismus. Unter den heutigen Staatsmännern zählte zu dieser Kategorie zweifellos Bogoljepow, dieser Kanzleimensch bis auf die Knochen, der es vermocht hatte, mit dem Fanatismus des Beamten noch spezielle Kenntnisse auf dem Gebiete des römischen Rechts zu vereinen.

Überhaupt muß man sagen, daß die Wissenschaft und Aufklärung, die D. Tolstoi als Klassizismus nach Rußland verpflanzte, den sinnlosen und toten Bureaukratismus ganz besonders gefördert haben. Schon auf der Schulbank fand eine eigenartige Zuchtwahl statt, der Kinder und Jünglinge mit beispielloser Grausamkeit zum Opfer fielen. Die ganze Mittelschule war eine entsetzliche Kanzlei, wo die Kinder die Rolle der Beamten spielten und die



Lehrer die verhaßte Obrigkeit. Der Studienplan war rein formalistischer Natur und bestand in einem ganzen System von Kanzleibetrug. Die blöden, zusammenhangslosen, oberflächlichen und rein mechanischen Lehrmethoden führten bei den strengen Forderungen, die an den Schüler gestellt wurden, zu einem kolossalen und systematischen Betrügen der Lehrer seitens der Schüler. Alle Lehrgegenstände waren derart inhaltslos und dennoch so umfangreich, daß der fleißige, korrekte Schüler mit Idiotismus oder Wahnsinn enden mußte. Auf der anderen Seite war das System der Lehrinquisition, der Strafen, der polizeilichen Kontrolle und Zensuren so grausam und konsequent durchgeführt, daß das Kind keine Möglichkeit hatte, sich vor diesem Hammer zu retten, der mit der Wucht einer Elementarkraft jeden lebendigen Gedanken und jedes lebendige Gefühl zertrümmerte. Das einzige, was noch retten konnte, war Betrug und Fälschung, die Jahre hindurch geübt wurden. In der Schule wurde alles gefälscht — Antworten, schriftliche Arbeiten und sogar das Examen. Die Lehrer, die ihrer Obrigkeit gegenüber in derselben Lage waren wie die Schüler ihnen gegenüber, schützten nicht nur mit allen Mitteln den Betrug, sondern betrogen auch ihrerseits. In formaler Hinsicht ging alles, wie es sich ziemte, vor sich, die eigentliche Schule aber verwandelte sich in eine Stätte sittlicher Verkommenheit und tiefgehenden Lasters, so daß nur Ausnahmenaturen sie verlassen konnten, ohne völlig verdorben zu sein. . . .

Als ich schon Professor war, begegnete ich einmal einem Schulkameraden, Militärarzt Dr. v. P.,



der, mit einem Orden für Tapferkeit, vom chinesischen Kriege zurückgekehrt war. Ich fragte ihn gelegentlich, was bis jetzt die schrecklichste Erinnerung in seinem Leben gewesen wäre. Er antwortete mir: „Weißt du, der schrecklichste Alpdruck, der mich noch jetzt quält, ist für mich die Erinnerung daran, was man im Gymnasium mit uns gemacht hat!"

Und dieses System zeitigte Früchte. Es bereitete für die russische Bureaukratie die unschätzbaren Helden „des grünen Tisches". An die Lüge gewöhnt, unehrlich und ehrlos, zu jeder Schandtat bereit, um ihr Schicksal zu retten, unwissend und dennoch selbstbewußt, hochmütig, solche, die alles wissen und nichts wissen, boten diese echten Zöglinge D. Tolstois schon auf der Schulbank den Typus des fertigen Kanzleimenschen. Es ist wahr, die meisten Schüler brachten es nicht bis zum Maturitätszeugnis. In Massen verließen jährlich das Gymnasium die Unbrauchbaren aus allen Klassen. Manchen, wie dem Schreiber dieser Zeilen, retteten Bekanntschaften und Beziehungen. Aber die meisten bezahlten mit ihrer ganzen Zukunft, oft sogar mit dem Leben ihren Durst nach echtem, lebendigem Wissen, ihren jugendlichen Drang nach Wahrheit und Gerechtigkeit. Mögen sie gesegnet sein, diese Opfer der russischen polizeilichen Schule; aus ihren Gräbern wuchs jener hohe Idealismus empor, der bis auf den heutigen Tag die lernende russische Jugend auszeichnet. . . . Man braucht darüber kein Wort zu verlieren, daß der Selbstmord der Kinder nirgends so verbreitet ist wie in Rußland; nirgends wiederholen sich die Fälle, wo



der Lehrer wegen einer schlechten Zensur von dem Schüler getötet wird. Das sind alles traurige Symptome des völligen Zusammenbruchs des russischen aufgeklärten Bureaukratismus und damit zugleich eine vorzügliche Charakteristik der Maßregeln, welche die russischen Tinten- und Kanzleibureaukraten geschaffen haben.

Allein die neueste Zeit hat noch einen neuen Typus russischer Staatsmänner geschaffen, die während der letzten Ereignisse eine bedeutende Rolle gespielt haben. Das sind Bureaukraten, die zugleich Henker sind, Männer der grausamen und verruchten Tat. Die verschiedenste soziale Atmosphäre erzeugt diese Menschen. Wir finden darunter Fürsten, wie Obolenski, und Sprößlinge des alten Adels, wie Tschertkow, Lopuchin und v. Wall; die meisten aber kommen aus den niedrigsten Schichten hervor, aus den sogenannten Deklassierten. Während verschärfter sozialer Kämpfe, wenn das System des Terrors und der nackten Gewalt zur Herrschaft gelangt, schafft die Geschichte wie absichtlich Menschen-Ungetüme, denen das Handwerk des Henkers sympathisch und verlockend scheint. Es ist gar kein Zweifel daran, daß die Psychologie dieser Ritter des Galgens Züge aufweist, die von Entartung und Atavismus zeugen. Es ist in der Regel schwer zu sagen, was hier vorherrscht: Perversität oder Tierheit. Eines charakterisiert sie alle in gleichem Maße: Das Menschenleben spielt für sie gar keine Rolle. Vergossenes Blut hat für diese Sorte von Menschen nicht viel mehr Wert als jede andere Flüssigkeit. Fremde Tränen und fremdes Leid regen sie eher angenehm



an. Kurz, das sind zweibeinige Tiere mit zottigem Herzen, primitiven Instinkten. Um ihre Ziele zu erreichen, schrecken sie vor nichts zurück. Aus ihrer Mitte holt sich die Bureaukratie jene Cadres der Gewaltmenschen und Unterdrücker, aus denen nun meistens das Heer der russischen Polizei besteht.

Jedesmal, wenn ich in einem Aquarium die allerschrecklichsten und abscheulichsten Schlangen beobachte, fällt mir eine Eigentümlichkeit auf. Mit todbringenden Giftzähnen ausgestattet, scheinen sie dennoch nicht böse, sondern harmlos, ja einfach dumm zu sein. Man merkt, daß das einfach ihr Element ist, daß das Böse an ihnen einfach Natur ist. Die Schlange kann nicht existieren, wenn sie nicht andere Geschöpfe mit ihrem Gifte tötet, wenn sie aus ihren Knochen das Mark nicht aussaugt und sie nicht in eine blutige, heiße Masse verwandelt. Ich hatte in meinem Leben oft die Gelegenheit, dem Henkertypus unter der russischen Polizei und Administration zu begegnen. Und ich war ebenfalls erstaunt über den sonderbar stumpfsinnigen und gutmütigen Ausdruck ihres Gesichts. Sie sind jeden Augenblick bereit, jemanden umzubringen, niederzustechen, zu verstümmeln. Und dennoch könnte man, wenn man sie noch eine Minute vor ihrem fürchterlichen Werke gesehen, nicht glauben, daß diese Augen vor dem plötzlich gefaßten grausamen Entschluß stehen bleiben werden, daß sich auf alle ihre Gesichtszüge die unheimliche Ruhe eines Steingötzen legen wird, und daß sie nicht ohne innere Genugtuung das Werk des Raubes und Mordes beginnen werden. Und man kann nicht sagen, daß diese Menschen mutig oder tapfer



wären. Eher das Gegenteil. Sie sind feig, aber sie kennen einerseits kein Mitleid und derartige Sentimentalitäten, anderseits glauben sie mit dem ganzen Fanatismus eines Wilden an die Macht der brutalen Gewalt, der Knute und Kanonen.

Außerdem sind sie voll tiefer Verachtung gegen die Menschheit. Da sie selbst kein moralisches Gefühl kennen, wollen sie von sittlichen Motiven der sie umgebenden Menschen auch nichts wissen. Eine Art Wolfsmenschen, halten sie aufrichtig alle Menschen für eine Herde von Tieren, die nur elementaren tierischen Instinkten folgen. „Dieses Viehzeug" muß man mit Stock und Knute behandeln. Das ist die Grundregel ihres barbarischen Verwaltungssystems. Das System ist höchst einfach. In revolutionären Übergangszeiten findet es leider bei den leitenden Kreisen Anerkennung, und die Wolfsmenschen schwingen sich dann zum Ministerposten usw. auf. . . . Wenn wir Vertreter für die verschiedenen bureaukratischen Typen unter den russischen Ministern der letzten Zeit suchen wollten, so könnten wir auf Sipjagin, Bogoljepow und Plehwe hinweisen. Alle drei sind in gleicher Weise von der rächenden Hand der Revolutionäre getötet worden.

Sipjagin war der Typus eines Würdenträgers und Grandseigneurs, ein Gastfreund und der Intimus der Zarenfamilie. Er hatte keine Ahnung davon, was in seinem Ministerium vorging, dafür aber besaß er das Talent, die Bittsteller zu empfangen, zu beruhigen und zu trösten. Er hielt es einfach für unanständig, den Zaren und den Hof mit irgend welchen unangenehmen Nach-



richten zu belästigen; darum befahl er ein für alle Mal, daß es niemals Hungersnöte, Volks-unglücke und -Aufstände und überhaupt unangenehme Nachrichten aus seinem Ministerium gebe. Mit den Revolutionären machte er ebenfalls kurzen Prozeß. Alle Feinde des Vaterlandes — und als solche galten bei ihm alle, die aus irgend einem Grunde ihm unangenehm und unbequem waren — ließ er ohne weiteres zu Tausenden auf administrativem Wege verbannen. An Unordnung und brutaler Unwissenheit ließ sein Ministerium nichts zu wünschen übrig. Ich glaube, wenn man ihm sein eigenes Todesurteil vorgelegt hätte, würde er es, ohne zu lesen, unterschrieben haben. Ich kann mich an den folgenden merkwürdigen Fall aus seiner Praxis erinnern: In einer kleinrussischen Stadt geriet die Polizei wegen der Brandwache mit dem Magistrat in Streit. Die Polizei zeigte den Bürgermeister und die Mitglieder des Magistrats wegen Rebellion dem Ministerium an. Sipjagin ersuchte ohne jede Untersuchung den Zaren um Genehmigung, die Rebellen zu verbannen, und erhielt den entsprechenden Erlaß . . . . Zum Glück befand sich unter den „Rebellen“ ein Freund von Sipjagin, der ihm den wahren Sachverhalt auseinandersetzte. Um den Zaren ein überflüssiges Mal nicht zu belästigen, vernichtete dann Sipjagin eigenhändig „den allerhöchsten Erlaß“. Damit war die Sache zu Ende. Die Rebellen sind unberührt geblieben, während der Zar glaubte, fürchterliche Staatsfeinde bestraft zu haben . . . . Dieses Verfahren hinderte jedoch Sipjagin nicht, alle politisch Verdäch-



tigen auf das grausamste zu verfolgen. Von der Höhe des Hofolymps erschienen diese Leutchen als schädliche Parasiten, die man nicht genug quälen kann .... Und in der Tat, während der wenigen Jahre von Sipjagins Herrschaft wurden rund 30 000 Menschen ohne Gerichtsverhandlung nach Sibirien und in andere entlegene Gegenden verbannt .... Ein Grandseigneur und Gentlemen dem Zaren gegenüber, war er ein leichtsinniger Tyrann für weite Kreise der russischen Gesellschaft und des russischen Volkes. Balmaschews Hand beendete das Leben dieses Freundes des Zaren und seiner Familie ....

Bogoljepow war ein Mensch ganz anderer Art. Er stammte aus der Familie eines kleinen Polizeibeamten. Seine Stellung verdankte er in erster Linie dem Umstande, daß er Lehrer in der Familie des durchlauchtigsten Fürsten Liven war. Er heiratete die Tochter des Fürsten, die nicht mehr jung war, und gewann auf diese Weise gute Beziehungen für seinen künftigen Staatsdienst. Als Dozent des römischen Rechts faßte er festen Fuß auf der Universität zu Moskau, wo er dann in rascher Folge Professor, Dekan und Rektor wurde. Als Rektor zeichnete er sich durch seinen Antisemitismus und seinen Haß gegen die Studenten aus. Es war nun natürlich, daß er Prokurator des Moskauer Lehrkreises wurde, wo er sich unter dem Einflusse des Großfürsten Sergius alle Mühe gab, auf der Universität die Lehrfreiheit und die Freiheit der Wissenschaft zu unterdrücken, und alles, was der Polizei verdächtig schien, davon zu entfernen. Sein unvergänglicher Ruhm endlich be=



steht darin, daß er für die Heranbildung einer ganzen Reihe junger Professoren sorgte, die Gelehrsamkeit und Lakaientum in einer Person zu vereinen hatten. Das gelang ihm bis zu einem gewissen Grade, und er verstand es, durch seine Schüler nicht wenig Korruption in die akademischen Sitten Rußlands zu bringen. Nun sollte dieser Mann für Rußland nicht verloren gehen. Auf das Ansuchen des Großfürsten Sergius wurde er Minister.

Bogoljepow war ein schwerer, trockener, düsterer Mensch. Ich erinnere mich lebhaft an den Empfang, den er mir gewährte, als ich zum Professor der Universität Tomsk ernannt wurde. Ich beobachtete mit besonderem Interesse, wie er die zahlreichen Bittsteller behandelte. An den Minister wandten sich meistens gequälte, unglückliche Menschen, die von ihm die Entscheidung ihres Schicksals erhofften. Das waren Studenten, welche die Polizei aus der Universität entfernt hatte, das waren Professoren, die von Spionen und Kollegen verleumdet wurden, das waren endlich Eltern von zahlreichen Kindern, die aus verschiedenen Schulen relegiert und bestraft worden waren, für die das Diplom eine Frage über Leben und Tod war. Ich fühlte in jedem Worte, das die Bittenden sprachen, in jedem Ausdruck ihres Gesichtes und in jedem Blicke ihrer Augen eine Tragödie. Alle diese Menschen waren Opfer der Gesetzlosigkeit und Willkür, und sie alle konnte ein Wort des allmächtigen Ministers retten. Mit raffiniertem Gleichmut, mit toter Unbeweglichkeit im Gesicht, den schweren bleiernen Blick auf den Bittenden geheftet, gab der All=



mächtige jedem dieselbe Antwort: „Ihre Sache wird laut Gesetz entschieden werden". „Laut Gesetz" — so sprach derjenige, der besser als alle anderen wußte, daß es in Rußland kein Gesetz gibt: daß jene kleinen Diebe und Tyrannen, derentwegen diese bejammernswerte, flehende Menge ihn um Schutz bat, keine Gesetze anerkennen wollen. „Laut Gesetz" — und Bogoljepow zeigte bald, daß er sich sehr gut auf spezifisch russische Gesetzlichkeit verstand. Während seiner Herrschaft kamen die „zeitweiligen Maßregeln" heraus, kraft deren Studenten in Disziplinarbataillone gesteckt wurden. Diese Maßregeln sprachen nicht nur den elementarsten Forderungen der Humanität und Volksaufklärung Hohn, sondern waren noch der Gipfel juristischen Blödsinns und logischer Unzulänglichkeit. Diesen Maßregeln zufolge konnte man jeden Studenten, der mit einer größeren Gesellschaft (44 Personen) einen Spaß auf der Straße machte oder andere zur Verletzung der Ruhe anspornte, in das Disziplinarbataillon stecken. Bei der Qualifikation der Ordnungsverletzung wurde nicht einmal darauf hingewiesen, daß sie die akademischen Regeln zum Gegenstande haben mußte. Die eigentliche Bestrafung aber — die Einsteckung in die Kasernen — war nur eine latente Todesstrafe. Blinde, gelähmte, kranke und vollständig unbrauchbare Menschen, wurden zu Soldaten gemacht. Kinder, die das gesetzlich bestimmte Alter nicht erreicht hatten, wurden in die Kasernen gesteckt. Sie büßten ihre Vorrechte ein und wurden unter die Obhut besonders brutaler und grausamer Feldwebel gestellt, sie durften die Kasernen nicht ver-



lassen und mußten schwere Arbeiten leisten. Während des chinesischen Krieges mußte mancher Student sein junges Leben einbüßen. Wir wiederholen, dem Wesen nach war diese Strafe eine Todesstrafe auf Befehl des Kultusministers. Und das Originellste dabei war, daß diese Bestimmung im völligen Widerspruch mit den „russischen Gesetzen“ über den Militärdienst stand. Alexander II. bestimmte: Alle Gesetze, welche den Militärdienst betreffen, müssen dem Staatsrat vorgelegt werden. Bogoljepow verzichtete auf diese überflüssigen Formalitäten und veröffentlichte gesetzwidrig seine Maßregeln. 183 Studenten der Kiewer Universität wurden nach diesem gesetzwidrigen Gesetze bestraft. — Der Schuß von Karpowitsch beendete das Leben dieses sonderbaren Vertreters russischer Gesetzlichkeit. Mit Bogoljepow fiel einer der typischsten Repräsentanten der absoluten Bureaukratie, die das Leben um des Papieres willen verneint und es mittelst Erlassen und Maßregeln tötet.

Als Professor des Staatsrechts war ich verpflichtet, die berühmten Maßregeln den Studenten in einem Vortrage auseinanderzusetzen. Das wurde von Spionen dem Prokurator des Lehrkreises angezeigt, und ich mußte diesbezügliche Erklärungen abgeben. Man legte mir die strenge Kritik dieser Regeln vor den Studenten zur Last. Ich lieferte dann dem Prokurator den Beweis, daß diese Maßregeln gesetzwidrig, sinnlos und schädlich seien. Als Jurist von Fach mußte mir Prokurator Lawrentjew recht geben, machte jedoch eine äußerst charakteristische Bemerkung.



„Das ist alles wahr, aber sie dürfen es nicht den Studenten sagen. Die Studenten dürfen nicht alles wissen, was in den Gesetzen steht. Sie können in ihnen Unzufriedenheit hervorrufen, und das ist für einen Staatsbeamten eine Verletzung seiner Pflicht." Ich beschwerte mich dann über die sonderbare Lage, in der ich mich als Professor der juristischen Fakultät befand. Der Herr Prokurator blieb unerbittlich.

Aus dem Vergleiche zwischen Sipjagin und Bogoljepow geht klar hervor, daß die Resultate ihrer Tätigkeit wie das Schicksal der beiden dieselben waren. Verschieden war nur das Verhalten des Zaren zu den Mördern dieser Minister. Während der noch nicht volljährige Balmaschew, der Sproß eines alten Adelsgeschlechtes, wegen der Ermordung des Zarenfreundes unbarmherzig aufgehängt wurde, wurde der Kleinbürger aus Homel Karpowitsch wegen der tötlichen Wunde, die er dem Sohne eines Polizeiaufsehers zugefügt hatte, zu lebenslänglicher Haft in eine Kasematte der Schlüsselburg „begnadigt".

Meiner Methode folgend, müßte ich nun den von Sasonow ermordeten Plehwe als den Typus eines Henker-Bureaukraten schildern. Allein diese Person verdient ein besonderes Kapitel. Hier möchte ich noch auf eine besondere Abart der russischen Bureaukratie hinweisen, nämlich auf den Liberalen unter den Beamten, auf den protestierenden Beamten, der in den Ministerien Petersburgs ziemlich häufig vertreten ist.

Die Menschen dieser Kategorie führen in der Regel ein doppeltes Dasein. Auf der einen Seite



erscheinen sie als aufgeklärte Europäer, als Kulturmenschen, und als solche schimpfen sie über das bureaukratische Regime und schrecken vor den bösesten Enthüllungen nicht zurück. Als ich am Anfang meiner schriftstellerischen Tätigkeit vielfach in den Kreisen der Petersburger Bureaukratie verkehren mußte, konnte ich höchst eigenartige Beobachtungen machen. In den Petersburger Salons der aufgeklärten Bureaukraten sprach man immer nur dasselbe, man erzählte fortwährend von grandiosen Bestechungen und Diebereien, von Fälschungen, gesetzwidrigen Handlungen und unerhörter Willkür. Kein Name eines mehr oder minder hervorragenden Würdenträgers wurde genannt, der nicht in Zusammenhang mit den schmutzigsten Details abscheulicher und verbrecherischer Affären gebracht worden wäre. Kein Ministerium — wo nicht Verbrechen oder Gesetzlosigkeit herrschte. Mit edlem Zorn, aufrichtiger Begeisterung und wahren Patriotismus wurde von den Sünden der Bureaukratie gesprochen; — und schließlich konnte man es gar nicht mehr aushalten. Es war, als stände man vor einer Mistgrube, aus der erstickende Miasmen heraufstiegen, das Bewußtsein betäubten und mit modrigem Nebel die Luft erfüllten . . . . Und das Schrecklichste dabei war, daß niemand von den Herren Geheimräten und Exzellenzen, die anwesend waren, irgend einen Ausweg aus dem Abgrunde zeigen konnte, in den das ganze Gebäude des russischen Staates unaufhaltsam zu stürzen drohte.

Auf der anderen Seite bezogen dieselben liberalen Herren gleich anderen regelmäßig ihre



Gagen und beteiligten sich nicht minder als die anderen an der allgemeinen Plünderungs- und Erniedrigungsorgie Rußlands. Und hätte man z. B. den liberalen Bureaukraten nicht als Freund, sondern als Bittender in Anspruch nehmen müssen, so würde er gewiß die ganze Macht der ihm anvertrauten Gewalt und die Größe seiner bureaukratischen Gelüste zeigen. Noch mehr. Diese Herren verstehen es außerordentlich geschickt, jeden zum Schweigen zu bringen, der die Pestilenz der Kanzleien wirklich enthüllen wollte. Ich erinnere mich, wie leidenschaftlich in den Kreisen der jungen Petersburger Gelehrten die Schrecknisse der Beamtenentlassung laut des berüchtigten dritten Punktes debattiert wurden. Als dann diese Frage der juridischen Gesellschaft in Petersburg vorgelegt wurde · wie inhaltsleer und träge waren die Reden unserer liberalen Bureaukraten: ihre Position war fest genug, üm den dritten Punkt nicht zu fürchten.

Als ein hervorragender Typus des liberalen Beamten erscheint S. J. Witte und eine Menge von Bureaukraten im Finanzministerium, die von ihm geleitet werden. Selbst das Ministerium erhielt „einen demokratischen Charakter“: die Beamten tragen anstatt der Uniformen Röcke, und anstatt schriftlich miteinander — von Tisch zum Tisch zu verkehren, bedienen sie sich der mündlichen Rede . . . . Auch die Laufbahn und die Politik Wittes trug nicht minder einen demokratischen Charakter. Er wurde bemerkt dank seiner Tätigkeit auf den süd-östlichen Eisenbahnen und besonders wegen des Berichtes über die Eisen-



bahnwirtschaft, den Professor Antonowitsch für ihn verfaßte. Offenbar besaß Witte schon damals die wunderbare Fähigkeit brauchbare Menschen ausfindig zu machen und ihr Wissen und Können zu kaufen. Als Witte dann Minister wurde, vermochte er in der russischen Gesellschaft ein merkwürdiges liberales Kunststück zu leisten. Der Hof und die Bureaukratie brauchten viel, sehr viel Geld. Witte unternahm es, das arme Land in einen reichen Staat und die chronischen Defizite in flüssiges Bargeld der Staatskasse zu verwandeln. Und er brachte es wirklich fertig. Um die Politik der Anleihen mit Erfolg zu beginnen, beschloß er mit Hilfe der ausländischen Kreditoren ein Vermögen zu schaffen, das man nachher verpfänden könnte. Das ist dasselbe Manöver, mittelst dessen arme Betrüger, die einen großen Namen haben, zu Gelde kommen, Ein arm gewordener Graf oder Fürst kauft so auf Kosten seines Titels Kostbarkeiten und Diamanten bei seinem Juwelier ein. Bringt dann die eingekauften Sachen in das Leihhaus und ist auf diese Weise in der Lage, wenigstens die erste Zeit die goldenen Ringe und Brillanten in Raten zu bezahlen. Ein Teil der gekauften Sachen können sogar dem Schufte als Schmuck dienen und neuen Kreditoren imponieren. Nicht weniger wichtig ist es für diese Art Operationen, eine große Wohnung und eine luxuriöse Einrichtung zu haben. Witte hat dann auch Rußland in einen luxuriösen Industriepalast verwandelt. Auf Grund der Anleihen wurden Schienenwege angelegt und darauf wieder neue Anleihen aufgenommen. Mit fremdem Kapital wurde eine



Industrie ins Leben gerufen, die mit Hilfe hoher Zinsen und Staatsbestellungen sich über Wasser halten konnte; und auf Konto dieser Industrie wurden wieder einmal neue Anleihen im Auslande aufgenommen. Auf Kosten der Franzosen, Deutschen und Holländer wurde eine Goldwährung eingeführt, das Budget in Ordnung gebracht, bares Geld und ein Vorrat von Gold geschaffen. Von diesem Glanz geblendet, erhöhten die Ausländer den russischen Kredit und überschütteten uns mit ihrem vollwertigem Golde. Offenbar ist darin nichts Demokratisches und Liberales zu finden. Eher ist das ein Kunststück eines heruntergekommenen Verschwenders. Aber Witte wäre kein Liberaler wenn er nicht vermocht hätte, die Ideologen und Demokraten der russischen Bureaukratie für sich zu gewinnen. Er gebärdete sich als Anhänger des Marxismus, er bohrte in der russischen Zensur einige Ritzen durch, und Marx konnte in russischer Sprache erscheinen. Die offiziellen Berichte beginnen sich auf die Theorie des progressiven Kapitals, als eines Faktors der kommenden Befreiung und Entwickelung, zu stützen. Durch eine unerhörte Fälschung des Marxismus ließ er die Hymne an den Kapitalismus und die fortschreitende Verarmung des Landes erschallen. Es stellte sich heraus, daß Marx den russischen Muschik zum Opfer des wohltätigen Kapitalismus bestimmt, daß Marx die Hungersnöte und vor allem den potemkinschen Kapitalismus in der Kasse der russischen Bureaukratie und des russischen Zarismus gesegnet hatte. Auf Kosten des Marxismus suchte Witte den russischen aufgeklärten und indu-



striellen Absolutismus zu retten! Eine ganze Generation des eigenartigen russischen Marxismus entstand dann mit Genehmigung der Zensur, und ein ganzes Gestirn russischer Ökonomisten erschien unter dem warmen Schutz des Finanzministeriums auf der Oberfläche. Die Marxisten waren zwar ebenso kurzlebig wie der industrielle Staat von Witte, dennoch lebt noch bis jetzt in der russischen Gesellschaft die Erinnerung an die Zeit des Witteschen Liberalismus. Schon damals verstand Witte, eine ganze Reihe gelehrter Ökonomisten und Finanzisten um sich zu scharen. Männer von europäischen Namen wie Professor Mendelejew, unabhängige Gelehrte wie Postnikow und Tschuprow dienten diesem Zauberkünstler. Wir sprechen nicht einmal von dem jungen Professor Oserow, der einen förmlichen Kultus für den liberalen Minister predigte. Männer mit schwachem Gewissen pflegte Witte einfach zu kaufen, starke und unverkäufliche zu hintergehen und zu betrügen. Noch „röter" wurde Witte, als er seines Postens enthoben wurde. Er soll sogar zu dieser Zeit gesagt haben, er würde sich gerne der konstitutionellen Partei anschließen. Doch ging ihm diese Lust bald vorüber, und jetzt sucht der liberale Witte den Absolutismus durch eine wunderbare Komödie von Reformen und Reorganisationsversuchen zu retten. In welcher Gestalt Witte morgen erscheinen wird, wissen wir nicht. Seine grandiose Herrschsucht kann aus ihm einen konstitutionellen Premierminister machen. Kaum jedoch wird er das Vertrauen der freien Gesellschaft so leicht gewinnen können, wie er es unter den Marxisten der russischen Zensur vermocht hatte.



Der liberale Witte hatte also auf seinem Gebiete Rußland ebenso plündern helfen, wie der Finsterling Bogoljepow und der Henker Sipjagin es auf ihre Weise getan haben. Und alle diese Minister verbindet in ihrer Tätigkeit nicht Wut und Grausamkeit, nicht Wahnsinn und Besessenheit — sie alle wollten nur eins — das ewige Ziel russischer Minister — ihre Position befestigen. Fürwahr, es gibt keine Opfer, keine Erniedrigungen, die man dieses erhabenen Zieles wegen scheuen könnte. „Die Position befestigen" — das bedeutet doch alles, das bedeutet Bereicherung auf Kosten der Staatskasse, den Gewinn von Palästen, Gütern und Millionen. Das bedeutet ferner den Titel eines Staatssekretärs (in Rußland ist es so viel wie General-Adjutant in Zivil), das bedeutet Orden, die Möglichkeit, seine Familie und seine Angehörigen in den engen Kreis der Hofaristokratie einzuführen; das bedeutet endlich die Möglichkeit, allen Verwandten, Freunden und Bekannten auf Kosten des Staates große Gehälter und Ämter zu sichern, die Möglichkeit, am Hofe und in der höchsten Bureaukratie eine eigene Partei zu gründen, unbeschränkten Einfluß auf den Zaren zu gewinnen, ein wirklicher, nicht phantastischer Selbstherrscher aller Russen zu werden, in seinen Händen die Fäden der Weltpolitik zu vereinen, der Besitzer der nationalen Güter zu werden. . . . Ja, um dieses Zieles willen lohnt es sich schon, Ehre und Gewissen zu opfern, die Überzeugungen zu verleugnen, wenn solche vorhanden sind, und mit Verbrechen und Laster sich auszusöhnen.



Und doch gibt es so viel Hindernisse auf diesem Wege, so viel Feinde. Wir sprechen nicht von dem Einflusse des Hofes. Damit hat jeder Minister zu rechnen, jeder Minister hat alles zu wagen, um Unterstützung bei einer einflußreichen Persönlichkeit zu finden. Plehwe weinte und flehte wie ein Kind, als es galt, sich bei einer allmächtigen Person einzuschmeicheln. Witte spielte den Privatlehrer für manche Großfürsten und hielt ihnen gratis Vorträge über Finanzrecht. Pobjedonoszew drückte Jesuiten die Hand und verfertigte für sie eigenhändig Übersetzungen aus russischen Büchern. Die Geschichte wird uns einmal ausführlich darüber berichten, wie Ministerportefeuilles in Rußland gewonnen werden. Hier wollen wir nur auf den Kampf der Minister untereinander hinweisen.

Jeder will hier seine Position befestigen, und jeder will dem andern eine Posse dabei spielen. Noch mehr. Jeder will ein Günstling und Liebling werden, die Stellung eines Vezirs unter den Dienern des Padischachs einnehmen. Bemerkenswert ist in dieser Beziehung der Kampf, der sich zwischen Witte und Plehwe um des russischen Vezirats willen entspann. Beide waren sie Emporkömmlinge, beide talentiert und gewissenlos. Zuerst gewann Witte die Oberhand. Er terrorisierte den Zaren und kaufte für bares Geld alle, die er brauchte. Triumphierend begab er sich nach der Mandschurei, um dort den Gebieter des russischen Ostens zu spielen. Während aber Witte in der Uniform eines General-Adjutanten (er war schon Staatssekretär) vor dem Heere des Finanzministeriums in der Mandschurei paradierte, versetzte ihm



Plehwe einen entscheidenden Schlag. Dank einer ganzen Armee von Spionen hatte er angeblich den Beweis geliefert, daß die Fabrikinspektion, die Witte oblag, die Revolution vorbereite. Das genügte; Witte fiel und kam erst nach dem Tode seines Besiegers wieder in die Höhe. So kämpfen ebenbürtige Gegner; die schwächeren handeln anders: sie suchen sich an einen mächtigen Kollegen zu halten und in seine Fußstapfen zu treten. So z. B. handelte Herr Senger, der sich allen, vorzugsweise aber Plehwe, gefällig zu erweisen bemühte. Er hielt sich auch nur so lange, als es seinem Mentor beliebte. Als dieser ihn nicht mehr haben wollte, jagte er ihn fort.

Den Feindseligkeiten der Minister gesellen sich die Feindseligkeiten und Streitigkeiten der einzelnen Departements zu. Manche stehen mitunter auf gutem Fuße miteinander, in der Regel aber streiten sie, spionieren und sinnen sich gegenseitige Rache. Es gibt kaum ein zweites Land, in dem die einzelnen Ministerien einander so heftig befehden, wie in Rußland. Nur drei Ministerien machen hier die Ausnahme — das Departement der orthodoxen Kirche, das Ministerium der Volksaufklärung und das Ministerium des Inneren. In diesem Bunde liegt etwas Unheimliches. Wo nur die Reaktion gewirtschaftet hatte, überall fand sie reichliche Unterstützung bei dem Kultusminister und der heiligen Synode. In Rußland war die Sache genau so. Das Ministerium des Inneren unterordnete sich die Kirche und die Schule. Nur unter Wannowsky erfreute sich das Kultusministerium einer relativen Selbständigkeit, aber es dauerte nur kurze Zeit.



Pobjedonoszew hingegen trennte sich nie von der Polizei. Dafür aber erreichte der Haß zwischen dem Ministerium des Inneren und dem Finanzministerium ungeheuere Dimensionen. Auf diesem Boden entstanden Erscheinungen, die erwähnenswert sind. Als Witte die Absicht hatte, ein polytechnisches Institut für die unmittelbaren Bedürfnisse des Finanzministeriums zu gründen, sicherte er demselben eine fast souveräne Autonomie innerhalb aller anderen Staatseinrichtungen. Das Polytechnikum wurde dem sehr ehrlichen und in den Hofkreisen sehr einflußreichen Fürsten Gagarin anvertraut, während die Verwaltung der Hochschule einem Professorenkollegium übergeben wurde, das meistens aus Leuten bestand, die für ihre Überzeugungen gelitten haben.

Das Institut selbst war in einer Vorstadt Petersburgs gelegen, inmitten von Wäldern und Parks, und bildete mit seinen Laboratorien, den Häusern für Professoren und Studenten gleichsam ein kleines selbständiges Reich. Dieses Territorium durfte der Fuß der Polizei nicht betreten. Witte wußte es sehr wohl, daß die erste Berührung des Institutes mit den Beamten des Ministeriums des Inneren der Wissenschaft und Aufklärung ein Ende machen und sein Lieblingskind in eine Stätte fortwährender „Studentenunruhen", Verhaftungen, Haussuchungen, Verbannungen usw. verwandeln würde. Anderseits war er fest davon überzeugt, daß die Jugend, die nun gute Professoren und ernste Wissenschaft hatte und das Recht besaß, Versammlungen abzuhalten und Proklamationen anzukleben, sich für lange Zeit mit theoretischem Proteste gegen



Gesetzlosigkeit und Willkür begnügen und trotz der Proklamationen ihren Studien nachgehen und ihre Prüfungen bestehen würde. Und Wittes System gelang vorzüglich. Trotz der ohnmächtigen Wut Plehwes isolierte er das Institut von der allgemeinen russischen Staatsordnung und hielt es fern von der Polizei und dem Ministerium des Inneren. Fürst Gagarin, der großen Einfluß am Hofe hatte, sicherte dem Institute die volle Lehrfreiheit, und diese Lehranstalt hörte im Gegensatz zu den anderen bis auf die letzten Ereignisse nicht auf zu wirken. Nur in der allerletzten Zeit, als die Polizei das Institut dennoch überfiel, beschlossen die Professoren und Studenten, die den Eindringlingen bewaffnet entgegentraten, die Vorlesungen einzustellen. Die Souveränität des Institutes bestand etwa vier Jahre und erfreute sich autonomer, exterritorialer Rechte. Das war eine Art Festung des Finanzministeriums gegen das Ministerium des Inneren.



Kapitel 3.

Die Polizei.

Absolutismus, Bureaukratie und Polizeistaat bilden ein unzertrennliches Trio. Die Polizei hatte in der Geschichte der absolutistischen Staaten je nach der Epoche eine verschiedene Bedeutung. Zuerst spielt sie die Rolle eines allmächtigen Vormunds der Volkswirtschaft und sucht ganz einfach Gemeinwohl und Reichtum mit der Knute zu verbreiten. In anderen Zeiten tritt die Polizei viel-



mehr als die Aufklärerin des Volkes in den Vordergrund. In Rußland haben wir entsprechende Epochen und analoge Erscheinungen aufzuweisen. Ihre höchste Entwickelung jedoch erreicht die Polizei dann, wenn sie sich zur Aufgabe macht, gewisse politische und Regierungsformen einzuführen. Dann erscheint sie als ein unmittelbares Werkzeug des politischen Kampfes und verwandelt sich aus einer schützenden Polizei in eine kämpfende, nimmt einfach einen terroristischen Charakter an.

Bei der modernen russischen Polizei sind die Ziele der wirtschaftlichen Bevormundung ganz und gar in den Hintergrund getreten. Die Volkswirtschaft wird bei uns von dem Finanzministerium verwaltet, welches das ganze Land zu einem Staatsgut machte, wo unter kultureller Maske eine primitive räuberische Wirtschaft auf Kosten des halbleibeigenen Volkes geführt wird. Die Sache der Aufklärung befindet sich ebenfalls in den Händen eines entsprechenden Ministeriums, das samt der Heiligen Synode dafür sorgt, daß sie so wenig als möglich die primitive Barbarei des russischen Volkes berühre. Nur in den entlegenen Gegenden verfügt noch die allgemeine Administration über Volkswirtschaft und Aufklärung. Ich kann nicht umhin, manche mir persönlich bekannten Tatsachen aus der modernen Wirtschaft in den Grenzgebieten dem Leser mitzuteilen.

Die Finanzpolitik der russischen Polizei wird prächtig durch die folgenden Tatsachen illustriert: Ein Gouverneur, in dessen Händen das Schicksal der fremden Völkerschaften im nördlichen Teil des Gouvernements Tomsk lag, zerbrach sich darüber



den Kopf, wie er die Staatseinkünfte vermehren sollte. Dabei hielt er, aus einem begreiflichen Irrtum, die Staatskasse für identisch mit seiner eigenen Tasche. Da aber die fremden Völkerschaften die Steuern mit Pelzwaren bezahlten, beschloß er, für die neue Art Steuer eine Form zu ersinnen, die den armen Wilden imponieren könnte. Und er tat's. Er schlug den Unglücklichen vor, Pelzwaren zu verschaffen, um daraus einen Mantel für den Finanzminister herzustellen. Mehrere Jahre zahlten die Wilden wirklich diese neue Steuer ein. Schließlich bemächtigte sich ihrer der Zweifel, und sie wandten sich an einen Polizeibeamten mit der Frage: „Wie groß mag denn der Minister sein, daß er einen so großen Pelz braucht?“ Der Beamte ließ sich nicht überraschen und sagte, auf den nächsten Glockenturm hinweisend: „Sehen Sie den Turm — dreimal so hoch!“

Die Zweifelnden gaben sich damit zufrieden und verstummten. . . . Vor kurzem ereignete sich ein anderer Fall. Ein Kaufmann trieb im Einvernehmen mit den Beamten einen unerlaubten Branntweinhandel innerhalb der fremden Völkerschaften. Selbstverständlich teilte er den Gewinn brüderlich mit den Beamten. Die letzteren waren jedoch mit dem Profit unzufrieden und beschlossen, den Kaufmann wegen unlauteren Erwerbs vor Gericht zu stellen. Für sich selbst hatten sie keine Angst, da die Obrigkeit sie in Schutz nahm. Der Kaufmann gab nach und machte sich auf die Reise, um sich von den Beamten loszukaufen. Zu seinem Unglück scheiterte das Schiff, das er benutzte, und alles, was darauf war, sank ins Wasser oder



schwamm fort. Auf dem Flusse entrollte sich ein sonderbares Bild. Kostbare Pelzwaren, Biber, Fuchs usw. schwammen in Massen stromabwärts. Das Schicksal wollte es, daß die für die Beamten bestimmte Steuer in vollem Umfange enthüllt wäre. Dieses Schauspiel rührte die Beamten, und dem Kaufmann wurde, soweit ich mich erinnern kann, eine neue Frist gewährt. . . . Die schrecklichsten Dinge wurden in ganz Sibirien darüber erzählt, wie die mandschurische Eisenbahn gebaut wurde. Aus zuverlässigen Quellen wurden Tatsachen mitgeteilt, die aller Beschreibung spotten. Der russisch-chinesische Krieg soll auf die Provokation der mandschurischen Baumeister zurückzuführen sein, die dadurch ihre kolossalen Plünderungen verhüllen wollten. Als der japanische Krieg begann, wußten alle Sibirier ganz genau, wie er enden würde. Der Weg hatte keine Schienen, keine Verwaltung, keine Beamten und Arbeiter. Die Eisenbahn, die Brücken und Stationen befanden sich in einem verzweifelten Zustande. Ganze Züge stürzten in den Baikalsee. . . . Wir wollen aber diese Erzählungen beiseite lassen. Anstatt dessen möchte ich mich an eine mir persönlich bekannte Tatsache aus der sibirischen Bergverwaltung erinnern. Ich hatte die Gelegenheit, auf Grund dokumentarischer Berichte zu erfahren, daß es in Sibirien außer einer speziellen Steuererhebung noch ein streng durchgeführtes Steuersystem zu Gunsten der Beamten gibt. Als Steuermaßstab erscheint da einerseits ein Solotnik verarbeiteten Goldes und anderseits die Zahl der Arbeiter in den Goldminen. Dieses System wurde von den Unternehmern sowohl als auch von der



Polizei heilig bewahrt. Groß war die Verwunderung des Gouverneurs und der Bergverwaltung, als ein Beamter die Gesetzlichkeit dieser Steuererhebung bezweifelte. Und nicht geringer war die Entrüstung der Obrigkeit, als ein anderer Beamter die „üblichen“ Steuern in etwas höherem und überhaupt in willkürlicher Weise zu erheben versuchte. Dieser Beamte wurde vor das Gericht gestellt.

Aus den Versuchen der spezifisch polizeilichen Aufklärung will ich der Kuriosität halber nur einen erwähnen, den ein mir persönlich bekannter General angestellt hatte, als er Gouverneur im Gouvernement Tomsk war. Bekanntlich umfaßt das Gouvernement Tomsk ein ungeheures Gebiet, das sich von der chinesischen Grenze bis zum Polarozean ausdehnt, und das teils mit Tundren, teils mit unverwüstbarem Walde bedeckt ist. Ein bedeutender Teil des Gouvernements ist von verschiedenen fremden Völkerschaften bewohnt, von den altaischen Tataren angefangen bis auf die Samojeden – die Bewohner der Tundra. Sogar das einfache Lesen und Schreiben ist hier kaum bekannt, trotzdem es in Tomsk eine Universität, ein Polytechnikum, Lehrerseminare und Seminare für Geistliche gibt. Als sich General L. von den schrecklichen Gefahren und der Unwissenheit des ihm anvertrauten Gouvernements überzeugt hatte, beschloß er, im Nu dieses grandiose Gebiet zu kultivieren. Vor allem wandte er sich an die Lehrer mit der Frage, wie man am schnellsten Bildung verbreiten könnte. Diese antworteten, daß man dazu Lehrer, Schulen und Bücher brauche. Zugleich sagten sie ihm, daß man dazu nicht wenig Zeit brauche. Der General



war verblüfft. Er wollte Bildung ohne Schulen haben. Er zog sich, ganz in Gedanken verloren, in sein Kabinett zurück. Zweitägiges Nachdenken hatte dann ein Zirkular zur Folge, in dem es allen Polizeibehörden des Gouvernements bis zum Polarozean strengstens vorgeschrieben wurde, unvorzüglich allen Bewohnern das Lesen und Schreiben beizubringen, und zwar dort, wo eine Schule vorhanden sei, durch die Schule, und wo keine da war, mit Hilfe der ausgedienten Soldaten und Gemeindeschreiber. Man kann sich denken, was für eine Überraschung diese Verfügung in dem ungeheuren Gebiete hervorrief. Um sich von der neuen Pflicht zu befreien, zahlte die Bevölkerung ungeheure Gelder an die Beamten, und Verzweiflungsgesuche überfluteten Petersburg. In Petersburg entschied man zuerst, daß General L. den Verstand verloren hätte. Doch gelang es durch allerhand Beziehungen die Sache ins Reine zu bringen, umsomehr, als der Erzbischof zu Tomsk den General in Schutz nahm und nach Petersburg schrieb, daß die Aufklärungsmethoden des Generals ganz verzüglich seien, und daß er selbst Kinder sah, die vortrefflich verschiedene Gebete konnten. Dennoch wurde von Petersburg aus verordnet, die Aufklärung einzustellen. Allein die Geschichte war noch nicht zu Ende. Als der General aus Tomsk nach dem Steppengebiet versetzt wurde, gab die Stadt zu seinen Ehren ein Abschiedsdiner, auf dem ihm ein Album mit gefälschten kindlichen Handschriften überreicht wurde. Aus den Erklärungen des Archimandriten, der hier anwesend war, ging hervor, daß diese Handschriften von niemand an-



deren als von den vielen Tausenden durch den General aufgeklärten Kindern stammten. Leider war es nicht möglich, diese Behauptung zu kontrollieren. Außer mit dem General L. kam ich in persönliche Berührung mit dem Bischof Makarius. Ich halte es für meine Pflicht, ihm hier einige Worte zu widmen.

Ein Finsterling und Scheinheiliger, ein Fanatiker und ein Polizeihund bis auf die Knochen, wurde er in Sibirien durch die schonungslose Verfolgung der Raskolinki berühmt. Er konnte seine Aufgabe um so leichter erfüllen, als die russischen Raskolinki bereits seit dem 16. Jahrhundert in Tomsk Rettung vor den religiösen Verfolgungen suchen. Das Tomskgebiet ist bis jetzt von Sektierern überfüllt, bei denen auch die zahlreiche Geistlichkeit der Sektierer und des Raskols, die religiösen Märtyrer und die Mönche des von der Regierung nicht geduldeten alten Glaubens Zuflucht finden. Alle diese Elemente retten sich dadurch, daß sie entweder in den unzugänglichen, dichten Wäldern sich verbergen oder die Beamten fortwährend bestechen. Nun beschloß Makarius, den „Aberglauben“ auszurotten. Er organisierte einen ganzen Stab, um auf die Ketzer Jagd zu machen und sie zu entdecken, er steckte die Märtyrer in Klostergefängnisse auf Jahrzehnte lang und übertrug ihnen die schwierigsten Arbeiten. Am eifrigsten jedoch suchte er die Heiligen unter den Raskolinki, die sich in unzugänglichen Wüsten oder auf Felsen verbargen, zu fangen. Bestechung, schmutzige Spionage, Verrat, Drohungen, Betrug und brutale Gewalt – alle Mittel waren ihm gut genug, um im Tomskgebiet



Orthodoxie und Heiligtum einzuführen. Vor kurzem jedoch lieferte Markarius etwas noch viel Schöneres. Er organisierte einen förmlichen Kreuzzug gegen die neue Ketzerei innerhalb der Kalmücken; er scharte um die Fahne des Kreuzes bewaffnete Bauern, und die Orthodoxen mordeten, plünderten und raubten während zweier Wochen zu Ehren Gottes und vernichteten die Ketzerei der Kalmücken nebst den Kalmücken selbst, nebst den geschändeten Frauen, dem gestohlenen Vieh usw. . Ich sehe noch jetzt lebhaft vor mir die kleine asketische Gestalt des frommen Priesters mit dem melancholischen Gesichtsausdruck und mit der leisen, kaum hörbaren Stimme; ich sehe, wie die Professoren aus Tomsk sich an ihn herandrängen und ihm die Hand küssen; ich höre, wie er in der Universitätskirche mit leiser, salbungsvoller Stimme zelebriert . . die blutige Frömmigkeit, die Demut des Henkers und Mörders. Wohl ist es mir jetzt, daß ich damals den Mut hatte, diesen Jäger auf harmlose Raskolniks, den Scheinheiligen, nicht zu grüßen. .

Selbstverständlich ist Makarius der geliebteste Freund Pobjedonoszews, und selbstverständlich ist er für seine Heldentaten und seinen Eifer mit dem größten Orden des Reiches – dem Stern Alexander Newsky – ausgezeichnet. Das sind also die Typen der russischen Polizeiaufklärung. Gehen wir jetzt zu der Polizei des Kampfes im eigentlichen Sinne, zu der politischen Polizei im wahren Sinne des Wortes über.

Als der Arm Bolmaschеffs Rußland von dem leichtsinnigen und beschränkten Henker Stipjagin gerettet hatte, eröffneten sich der Regierung zwei



Wege: entweder das Recht des russischen Volkes auf Ehre und Freiheit anzuerkennen und ihre Gewalt mit den Vertretern des Volkes zu teilen, oder aber die letzten Kräfte anzustrengen und im Reiche nicht nur die Opposition, sondern auch alles geistige Leben und jede öffentliche Bewegung zu erdrücken. Der letztere Weg wurde gewählt, und Plehwe kam ans Ruder.

Als Plehwe im Ministerkomitee sein Programm entwickelte, waren alle erstaunt: es war in der Tat ein grandioses. Der Staatssekretär, der in den politischen Prozessen und in der blutigen Atmosphäre der „dritten Abteilung“ (der geheimen politischen Polizei) seine Erziehung erhalten hatte, schlug nicht mehr und nicht weniger vor, als mit Hilfe der Polizei die Geschichte aufzuhalten! Das Selbstherrschertum um jeden Preis, ohne vor irgendwelchen Mitteln zurückzuschrecken, das war sein Programm, und es verschaffte ihm nicht allein den Posten des allmächtigen Polizeiministers, sondern auch die abergläubische Verehrung der unentschlossenen und schwankenden Anhänger des Absolutismus.

Seine Denkweise war sehr einfach. Da er den historischen Gang der Ereignisse und die Gesetze seiner Entwickelung für eine leere Erfindung beschäftigungsloser Köpfe hielt, sah er in der Gesellschaft nichts außer einer Masse von Einzelfaktoren, die in ihrer Majorität schwach und schlecht und nur in ihrer Minorität standhaft und sittlich sind. Der Klassenkampf, die wissenschaftliche Geschichtsauffassung erschienen ihm als Märchen, mit denen man Kinder erschreckt, vor denen aber sein eiserner



Wille, der sich auf die ungeheuere Macht des absolutistischen Regimes stützte, nicht Halt machen kann, und zur Erreichung dieses Zieles hatte er eine Waffe, an die er glaubte, wie an einen unüberwindlichen Talisman, mit dem er alles zu zerschmettern gedachte, was gewagt hätte, sich ihm zu widersetzen; als eine solche Waffe sollte ihm dienen die prächtig organisierte, mit allen Mitteln und allen Reichtümern eines viele Millionen umfassenden Landes versehene, die in der einen eisernen Faust des Machthabers vereinte, keine göttlichen noch menschlichen Rechte anerkennende, je nach Bedarf heimlich, bald offen, bald mit List und Betrug, bald mit Grausamkeit und Gewalttaten, allmächtige und allumfassende Polizei.

Und nun begann dieser schreckliche Apparat seine Tätigkeit, und in einer Hinsicht haben sich die Berechnungen Plehwes bewahrheitet: es gelang ihm mit der Hilfe von Schrecken und frechem Betrug eine solche Demoralisation in weite Kreise der Bevölkerung hineinzutragen, es gelang ihm die intelligenten und nichtintelligenten Kreise so zu korrumpieren, daß man seine Zeit ohne Übertreibung kennzeichen kann mit den Worten des russischen Poeten: „es hat wohl schlimmere, aber keine niederträchtigeren Zeiten gegeben". Die Spionage war in die Universitätsauditorien und selbst in den engen Familienkreis eingedrungen: die Bewohner Rußlands konnten sich weder im offenen Felde, noch in ihrem eigenem Schlafzimmer sicher vor dem geheimen Agenten fühlen. Die Verleumdung und der Klatsch erreichte nie dagewesene Dimensionen; die Denunziation ging über



in die Spalten der Zeitungen und begoß unter dem Schutze der Zensur mit ihrem giftigen Schlamme alle, welche die Polizei in lächerlicher oder schmutziger Beleuchtung dargestellt haben wollten. Die Väter fingen an gegen ihre Kinder Anzeigen zu erstatten, die Studenten gegen die Professoren, die Gymnasiallehrer gegen die Schüler, die Pfaffen gegen die Kirchengemeinde-Mitglieder, die Fabrikanten gegen die Arbeiter; es war, als ob ein schmutziger Ozean aus Lüge, Verrat und Denunziation sich aus allen niedrigen Geheimbehältern der menschlichen Seele ergossen und das ganze Land in einen Tummelplatz für Bacchanalien der Verkäuflichkeit und des Lasters verwandelt hatte. Aber auch an positiven Maßnahmen hat es das schöpferische Genie des Unterdrückers nicht fehlen lassen. Um den Hungersnöten in Rußland ein Ende zu bereiten, erfand er ein vorzügliches Mittel: er isolierte die Hungernden von irgend welcher Berührung mit der übrigen Welt und befahl zu schweigen; mit drakonischen Maßnahmen erstickte er das Geschrei und das Stöhnen der Hungers Sterbenden, und dann berichtete er alleruntertänigst: „es gibt keine Hungersnot", da kein Geschrei und kein Stöhnen der Hungernden zu hören sei. Und in der Tat, die Presse hatte den Befehl erhalten zu schweigen, das Semstwo wurde von jedweder Hilfeleistung für die Hungernden ferngehalten, und durch die Mauer von Polizeibehörden, mit denen die Bevölkerung umstellt wurde, drang kein einziger Laut: es schien, als ob ein Todesschweigen über allem throne: da erfolgten die Agrarrevolten. Aber auch jetzt verlor



Plehwe seine Geistesgegenwart nicht; mit der Knute und Bajonetten stellte er das Schweigen wieder her und trieb die Leute in den Tod. Das waren alles praktische Maßregeln. Ihre Tragweite wird man nur dann in vollem Maße übersehen können, wenn man sich nachmals über die theoretischen Prinzipien, die den sonderbaren Staatsmann leiteten, genügende Klarheit verschafft. Auf der Basis slawophiler Mystik und orientalischen Despotismus erlangte der russische Polizeistaat seine höchste Ausbildung. Die allmächtige Bureaukratie konnte ihr finsteres Werk nur auf dieser Grundlage verrichten. Sie verstand es, aus ihrer Mitte alle besseren und verdienteren Elemente zu entfernen — skrupellose homines novi füllten ihre Reihen. Sie verstand das Land in zwei feindliche Lager zu spalten, den Zaren fern von seinem Volke abzuschließen. Sie erklärte offenen Krieg nicht nur der neueren russischen Geschichte, sondern auch dem nach vielen Millionen Köpfen zählenden russischen Volk. Mit einer undurchdringlichen Mauer offizieller Lüge ward der Zar umgeben; unter der Autorität des Zaren wurden die engherzigen Polizeiverfügungen getroffen, eine Gewalt- und Willkürherrschaft entstand, wie sie kaum je ein Metternich oder ein Fouché zu etablieren imstande gewesen waren.

So sehr aber die praktische Durchführuug des Polizeistaates an Konsequenz und Unerbittlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, waren doch die prinzipiellen Grundlagen der althergebrachten Staatsordnung von manchen Elementen behaftet, die die cynische Nacktheit der Praxis nicht



immer genug verschleiern konnten. Plehwe faßte es als seine spezielle Aufgabe auf, auch diesen scheinbaren Widerspruch aus der Welt zu schaffen. Seine Ansprüche gingen ins Ungeheuerliche. Er hatte die grandiose Idee, noch einmal mit Polizeimitteln die privilegierte Stellung der Bureaukratie, ihr Verfügungsrecht über die Volksmassen und ihre Unverantwortlichkeit vor dem Gesetz in vollem Maße zu erreichen. Die Weltgeschichte und die Kulturentwickelung des russischen Volkes sollten umkehren. Unter dem Vorwand, die Gesellschaft vor dem Umsturz zu retten, wußte v. Plehwe diktatorische Macht zu erlangen. Er terrorisierte seine Kollegen, die anderen Minister, mit Hilfe seiner Agenten brachte er die gesamte Staatsverwaltung in seine Hände. Im Bereiche des Ministeriums der Volksaufklärung traf er Verfügungen wie in seinem eigenen Ressort. Der Minister des Auswärtigen wurde von dem dichten Netze der russischen Auslandspolizei umgeben. Der früher allmächtige Finanzminister v. Witte ward nach längerem, fruchtlosem Kampfe für die Selbständigkeit seines Ressorts gezwungen, abzutreten und sich mit dem dekorativen Posten eines Präsidenten des Ministerkomitees zu begnügen. Sogar ins Heer trug v. Plehwe die Atmosphäre der Polizeigewalt und Spionage. Er wußte die kameradschaftlichen Gefühle der Offiziere untereinander zu lockern, seinen Agenten Eingang ins Offizierkorps zu verschaffen. Nur innerhalb der orthodoxen Geistlichkeit brauchte v. Plehwe keine besonderen Maßregeln zu treffen: Die orthodoxe Kirche war schon längst in ein geistliches Polizei-



institut umgewandelt und diente als Waffe in der Hand der weltlichen Macht. Mit einem Worte: das gesamte Verwaltungsleben in Rußland war konzentriert im Ministerium des Innern.

Das ganze Dichten und Trachten v. Plehwes war auf die Reorganisation der ausländischen und der geheimen Polizei gerichtet. All seine großartigen „Reformprojekte", mit denen er der Presse des Auslandes geschickt Sand in die Augen zu streuen wußte, hatten zum Ziele eine Stärkung der ohnehin zu schwindelhafter Höhe gelangten Allmacht der Bureaukratie. Zehn Millionen Rubel mußte das Finanzministerium hergeben, damit an Stelle der gewählten, relativ unabhängigen Landpolizeibeamten dem Ministerium des Innern unterstellte Polizeisoldaten und Kosaken treten konnten. Das Korps der Gendarmen (politische Polizei) wurde maßlos vermehrt, die gesamte Polizei der politischen Polizei unterstellt. In allen größeren Städten wurden besondere „Rettungskomitees" — Ochrannoje Otdelenie — gegründet.

Das Merkwürdigste ist, daß v. Plehwe zu seiner Machtentfaltung nicht einmal besonderer außergewöhnlicher Vollmachten bedurfte — für diese war schon vorher gesorgt. Der russische Gesetzesbegriff ist völlig unbestimmt, vage. Plehwe konnte nicht nur in jedem einzelnen Falle, je nach Bedarf auf Grund der publizierten Gesetze oder aber auf Grund geheimer Ukase vorgehen, sondern auch das Gesetz nach Belieben deuten und auslegen, kraft eigener Machtvollkommenheit. Er hatte ja das Recht der administrativen Bestrafung, das heißt der völlig willkürlichen Bestrafung jedes



Mißliebigen ohne Hinzuziehung der ordentlichen Gerichte. Die Zensur bot schon früher die Möglichkeit, der Öffentlichkeit alle Vorgänge in den Ministerien und im Lande vorzuenthalten. Unter Plehwe machte auch die Zensur Fortschritte: er wußte sich durch harte Maßregelungen eine durchaus gehorsame Presse zu erziehen. Den Zeitungen wurde nicht bloß wie früher untersagt, was sie nicht drucken sollten, sondern es erschienen immer öfter Verordnungen, in denen anbefohlen wurde, in welchem Geiste, mit welcher Tendenz sie zu bestimmten Vorgängen Stellung nehmen sollten. Plehwe hatte die neue asiatisch-nationale Verwaltungstheorie mit einer vorher unerhörten Konsequenz und Härte in die Praxis umgesetzt.

Orthodoxie, Autokratie, Nationalität – das war das Losungswort, das Pobjedonoszew vor 23 Jahren für die russische Staatspolizei geprägt hat, das aber erst ein Plehwe mit vollendeter Meisterschaft und Niedertretung aller entgegenstehenden Tendenzen durchzuführen wußte. Dem Prinzip der Nationalität zu Ehren wurden alle russischen Untertanen in zwei Kategorien geteilt: die wahren Russen und die uneigentlichen Russen. Den letzteren wurde schonungslos der Krieg erklärt. Die finnische Verfassung wurde beseitigt, trotzdem eine jede solche Verfassungsänderung auf anderem als dem gesetzmäßigen Wege im russischen Staatsgesetze als „Verbrechen" bezeichnet wird. In Finnland wurde der russische Polizeiterrorismus eingeführt. Es folgten die Konfiskation des armenischen Kirchenvermögens, die Greuel von Kischinew und Homel usw. usw. Ein Prinzip der Orthodoxie



wurde ebenfalls von Plehwe weiter ausgebaut: der Geistlichkeit wurde anbefohlen, die Gemeindemitglieder zu überwachen und sie vorkommendenfalls zu denunzieren. Die Volksbildung wurde im steigenden Maße der Geistlichkeit überantwortet. Die Verfolgungen der Sektierer wurden mit verstärkter Energie fortgesetzt.

Die Haupttätigkeit Plehwes aber war auf die Stärkung der Autokratie gerichtet. Um dieses Prinzip zu schützen, dafür war Plehwe nichts zu teuer; der entferntesten Möglichkeit der Erschütterung dieses Prinzipes in der Zukunft sollte vorgebeugt werden. Er verbot und unterdrückte alles: die Presse, die Hochschulen, die Gymnasien, die Semstwos, die Nationalitäten.

Und als das Riesenreich so nach allen Richtungen hin verwüstet schien, als im geistigen kulturellen Leben des Landes Stillstand und im Zusammenhang damit eine fortschreitende Verarmung und Verelendung eintrat – da meldeten sich andere Kräfte – andere Wünsche und Stimmungen.

Der Kelch des Leidens des russischen Volkes war über- und übervoll und – der Tyrann fiel, von rächender Hand getroffen.





II. Die Kämpfe für Recht und Freiheit.

Kapitel 1.

Der Adel, die Semstwos, die Städte.

Bis jetzt haben wir nur von den Mächten der Reaktion gesprochen. Und wenn wir uns auf das oben Gesagte beschränken wollten, so könnte man annehmen, daß Rußland nur noch einer finsteren Zukunft entgegensieht. Zu diesem Schlusse kommen auch viele, besonders Ausländer, die sich mit einer oberflächlichen, fast geographischen Kenntnis des Landes begnügen. Fügt man noch die bunt zusammengesetzte Bevölkerung in den Grenzgebieten Rußlands, alle diese Kalmücken, Tunchusen, Burjaten und dergl. mehr hinzu, so ist fast zu glauben, daß wir es mit einem asiatischen Reiche zu tun haben, für das sich die russische Bureaukratie ebenso ziemt wie für die Türkei ihre Paschahs. Dennoch können zu diesem Schlusse nur diejenigen gelangen, die nur sehr schlecht über Rußland und seine Bevölkerung unterrichtet sind.

Vor allem ist festzustellen, daß 65 Prozent der Bevölkerung eigentliche Russen sind, während auf die türkisch-tatarischen samt den finnischen Stämmen nur 13,8 Prozent fallen. Dabei muß man die eigentlichen Finnländer, als Kulturvolk, von den finnischen Stämmen auseinanderhalten. Allein an und für sich sprechen diese Zahlen sehr wenig. Um sich über das Verhältnis der primitiven fremden



Völkerschaften und der verschiedenen mongolisch-tatarischen Stämme zu der eigentlichen Kulturbevölkerung des Landes klar zu werden, muß man vor allem jenen merkwürdigen Assimilationsprozeß der asiatischen Stämme in Betracht ziehen, der bis jetzt erfolgreich vor sich ging und nur durch die zarische Bureaukratie aufgehalten wurde.

Das russische Volk ist seiner Natur nach sehr tolerant und kolonisationsfähig. Mit verblüffender Leichtigkeit lernt es fremde Sprachen und ist ganz und gar von nationalem Chauvinismus frei. Ich habe russische Bauern in Polen, in den Ostsee-Provinzen und unter den sibirischen Tataren gesehen und bin von ihrem Leben im fernen Osten durch zuverlässige Augenzeugen unterrichtet. Überall bietet der russische Bauer ein Muster brüderlicher Behandlungsweise den fremden Völkerschaften gegenüber, überall zeichnet er sich aus durch die größte Toleranz gegen ihren Glauben und ihre Sitten. Ich habe auf Grund dokumentarisch festgestellter Tatsachen die Geschichte eines Dorfes im Süden kennen gelernt, das aus Serben, Bulgaren, Russen und Rumänen zusammengesetzt ist. Und merkwürdig! Alle diese Völkerschaften bildeten nicht nur eine brüderliche Gemeinde, sondern vermochten es noch trotz der „herrschenden" Staatssprache ihre Muttersprachen bis auf den heutigen Tag zu bewahren. Was dann die religiöse Toleranz betrifft, so bietet z. B. Sibirien, insofern es von der administrativen Propaganda unberührt geblieben ist, ein förmliches Museum aller möglichen Glaubensbekenntnisse, deren Anhänger in malerischer Unordnung zusammengemischt sind. Ein

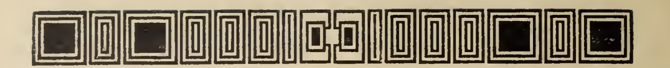


sibirischer Bauer formulierte mir das Grundprinzip der gegenseitigen Beziehungen zwischen den Völkerschaften in folgender charakteristischer Weise: „Es gibt viele Glauben, aber nur einen Gott. Auch die Heiden leben nicht schlimmer wie wir Christen, viele sogar besser.“ . . . Von großer assimilierender Kraft für die östlichen Völkerschaften erscheint auch die aus der alten Zeit auf uns gekommene Gesetzgebung, die den Asiaten in politischer Beziehung gleiche Rechte mit der russischen Bevölkerung gewährt. In unserem Kosakenheere gibt es bis jetzt noch Buddhisten, unter unseren Offizieren, die Kavallerie und Garderegimenter nicht ausgenommen, ist ein großer Prozentsatz von Mohammedanern. Wir sprechen garnicht davon, daß die Georgier, Armenier und Griechen bis auf die letzte Zeit dieselben Rechte in bezug auf den Staatsdient hatten und uns hervorragende Staatsmänner lieferten. Während einerseits die östlichen Völkerschaften, indem sie ansässig werden, alle Standesrechte der russischen Bauern erhalten, werden auf der anderen Seite dem russischen Adel soviel kaukasische Fürsten, tatarische Chane und alle möglichen Hochgeborenen aus den sibirischen Völkerschaften und Stämmen beigemischt, daß er am wenigsten auf nationale Isoliertheit pochen kann. Daraus geht hervor: die russische Erde mag noch so schwere Prüfungen durchmachen, der russische Staatsorganismus mag noch so starke Erschütterungen erleben, unseren östlichen und asiatischen Völkerschaften wird es nie einfallen, sich von Rußland zu trennen, sich gegen den Bund mit dem russischen Volke aufzulehnen, nie einfallen, diese wertvollen historischen Beziehungen abzu-



brechen. Leider aber hat der russische Bureaukratismus diesem Bunde im Kaukasus einen schweren Schlag versetzt. Die Versuche gewaltsamer Russifizierung riefen hier jene bösen Kräfte hervor, die überall entstehen, wo nationale Absonderung proklamiert wird, wo eine Sprache und ein Stamm den andern verfolgt und unterjocht. Jetzt aber, während der Freiheitskämpfe, verstehen die Führer der kaukasischen Opposition sehr gut, daß nicht die russische Nation, sondern die absolutistische Regierung ihr Feind ist. Im Kampfe gegen die polizeiliche Herrschaft suchten sie Hülfe und Unterstützung bei niemand anderem, als bei den russischen Intellektuellen und dem russischen Volke. Die Sache der Freiheit bindet hier das zusammen, was der Absolutismus zerrissen hat.

Ein anderes Moment, das die Einheit und die Kraft der russischen Opposition beschränken könnte, ist der Gegensatz zwischen dem russischen Zentrum und den westlichen Grenzgebieten. Deutsche, Polen, Schweden und Finnländer – sind die Völker, die nicht nur eine eigene Sprache und Religion, sondern auch eine geistige und materielle Kultur besitzen, die in vielen Fällen als ein ernster Faktor des politischen Kampfes erscheint. Wie werden die Polen den Zusammenbruch des russischen Absolutismus betrachten, der schon jetzt eine unleugbare Tatsache ist? Was werden dann die Finnländer unternehmen, wie werden sich die Völkerschaften der Ostseeprovinzen dazu stellen? Und wenn der Abfall der asiatischen Stämme von Rußland undenkbar ist, droht dann nicht ein solcher Abfall im Westen, wo wir es mit Millionen einer dicht zu-



sammengeschweißten und politisch entwickelten Bevölkerung zu tun haben? Werden sie nicht die gegenwärtige Situation ausnützen, um das schwere Joch des Imperiums von sich zu werfen und selbständige Staaten zu bilden? Schon jetzt müssen wir dies verneinen. Die Letten und Esthen der Ostseeprovinzen sind zu schwach dazu, und die Deutschen sind derart mit den russischen regierenden Kreisen vermischt, daß ihre Rückkehr in die Grenzen der drei nicht großen Gouvernements einen Verzicht auf die leitende Rolle im großen Reiche für sie bedeuten würde. Die Polen allerdings haben diese Bedeutung im Zentrum Rußlands nicht, obwohl sich schon jetzt ganze Verwaltungsbehörden in polnischen Händen befinden. Die Fähigkeiten der Polen und ihr hohes Kulturniveau ließen sie besonders auf dem Gebiete der russischen technischen Verwaltung und Eisenbahnwirtschaft hervortreten. Für diese Polen ist die Einschränkung auf das eigentliche Polenreich (auf das Polen des Kongresses) kaum besonders wünschenswert; allein die Masse der polnischen Bevölkerung strebt bis jetzt die nationale Selbständigkeit an und erwünscht entsprechende politische Formen. Diese Selbständigkeit hat aber mit der Begründung eines besonderen Staates nichts zu tun und widerspricht innerhalb einer weit angelegten Autonomie den Interessen des russischen Staates keineswegs. Finnland lebte bis jetzt ein besonderes Leben. Und Rußland hatte dadurch keine Unannehmlichkeiten zu verzeichnen. Wenn die Finnländer also alles, was sie anstreben, erreichen werden, so wird es nicht nur Sache der Gerechtigkeit, sondern auch vernünftig sein. In dem



kleinen Kulturvolke werden wir nur Freunde und Bundesgenossen haben. Der Haß der Finnländer und Polen gegen Rußland ist ausschließlich durch den Despotismus der russischen Regierung erzeugt und hat mit einem Haß gegen das russische Volk nichts gemein. In der russischen Presse wurde in letzter Zeit sehr viel zur Aufklärung dieser Frage getan, und jetzt kann darüber gar kein Zweifel mehr bestehen.

Noch weniger können wir den Zerfall des Reiches infolge sozialer Gegensätze befürchten. Die russische Gesellschaft ist bei weitem nicht so von sozialen Gegensätzen zersetzt, wie man es annehmen könnte. Im Gegenteil. Nur dank dem solidarischen Ansturm aller russischen Stände und Klassen war es möglich, wie wir später sehen werden, unter dem Drucke des unglücklichen Krieges den russischen Absolutismus zu erschüttern und zu vernichten. Die oppositionelle Rolle des russischen Adels und anderer privilegierter Klassen ist jetzt außer allem Zweifel. Diese Tatsache ist durch die Politik des Fürsten Mirsky, durch die sogenannte „Politik des Vertrauens" festgestellt. Noch weniger können wir von der russischen Freiheitsbewegung jene Schrecknisse erwarten, deren Schauplatz das Frankreich des 18. Jahrhunderts war. Die russische Gesellschaft kann in keiner Weise mit der französischen von 1789 – 1793 verglichen werden. So sonderbar es für das Ohr des Westeuropäers klingen mag, in Rußland gibt es eigentlich keine Stände. Unser Adel bietet keine abgeschlossene Kaste. Noch im 16. und 17. Jahrhundert mischten sich der Geburtsaristokratie Elemente bei, die nur durch den Staats-



und Militärdienst zu Amt und Würden kamen, während sie eigentlich den niederen steuerpflichtigen Klassen angehörten. Im 18. Jahrhundert ging die Demokratisierung unseres Adels trotz der Leibeigenschaft mit Riesenschritten vor sich. Die Bildung und der Staatsdienst brachten Orden und Rang, was den Deklassierten laut Gesetz die Adelsrechte verlieh. Durch den Staatsdienst und erworbenen Rang kamen in die Reihen des Adels Kaufleute, Kleinbürger, Geistliche niederer Herkunft und zuweilen sogar Staatsbauern. Infolgedessen bestehen unsere Adeligen meistens aus der Nachkommenschaft von Kanzleibeamten, von verschiedenen Räten, Infanterieoffizieren usw. und sind keineswegs hochgeborene Feudale oder Landlords. Noch bis jetzt gilt es als Regel, daß Amt und Würden zugleich mit der Verleihung des Adels verbunden sind. Daher werden jährlich Tausende von Menschen in den Adelstand erhoben, die nicht adeliger Herkunft sind. Wir sprechen gar nichts davon, daß alle Führer des russischen Kaufmannsstandes, alle unsere Großindustriellen und Unternehmer die leichte Möglichkeit haben, adelig zu werden. Geheimräte, Edelleute, Kavaliere höherer Orden usw. gibt es unter ihnen eine Menge. Es ist daher nur natürlich, daß wir unter dem Adel Namen begegnen, wie Perlow, Sichatschew, Ratjkow, Roschnew, Soldatenkow, Mamontow und andere. Die Emanzipation der Bauern von 1861 gab der Demokratisierung unseres Adels noch einen neuen Stoß. Der Verlust der unbezahlten leibeigenen Arbeit hatte die Verarmung eines bedeutenden Teils des Adels zur Folge, und auf vielen Gebieten mußten sie



den Söhnen des wohlhabenden Kaufmannstandes den Platz räumen. Wenn schon z. B. unter Alexander II. der Offizierspoſten für alle Stände zugänglich war, so finden wir am Ende seiner Regierungszeit eine Menge von Kaufmannssöhnen in den Kavallerieregimentern, wo der teuere Dienst große Geldopfer bei den Offizieren voraussetzte. Noch mehr.

Ich selbst kenne Fälle, wo reiche Kaufmannssöhne von nicht adeliger Herkunft Eingang in solche aristokratische Regimenter fanden, wie das Regiment der Gardehusaren in Grodno oder das Regiment der Gardeküraſſiere. Ein verblüffendes Beispiel dafür bietet ein gewisser Zelebejew, der als Besitzer der bekannten Schuhwarenhandlungen in Petersburg in das Küraſſierregiment aufgenommen wurde. Ebenfalls natürlich war es, daß der verarmte Adel die freien Berufe besetzte, den Weg der Spekulation und des Unternehmertums betrat und sich auf diese Weise mit der russischen Intelligenz und Bourgeoisie vermischte. Das Gebiet des Eisenbahnwesens, der Bergindustrie, der Zuckerindustrie, der Spiritusindustrie usw. wurden ganz besonders von den Adeligen in Anspruch genommen, und so entstand der Typus des adeligen Industriellen. Besonders stark beteiligte sich der Adel an den Aktienunternehmungen während der Gründerepoche der 60er und 70er Jahre des verflossenen Jahrhunderts. Seitdem gibt es kaum einen Erwerbszweig, der von der Beteiligung der Adeligen frei wäre. Es ist jedoch zu bemerken, daß bei weitem nicht alle Adeligen auf einen grünen Zweig gekommen sind. Vielleicht war es gerade der verarmte Adel, der



als kleiner Grundbesitzer verbauert wurde oder in die Reihen des Geistes-Proletariats getreten ist. Dadurch kam der Adel in die Volkstiefen und in Berührung mit den weiten Kreisen des Bauerntums und der Fabrikarbeiter. Die große Teilnahme des russischen Adels an der demokratischen und sozialistischen Agitation des gegenwärtigen revolutionären Kampfes darf daher nicht verwundern. Während es in Rußland auf der einen Seite Tausende von Bauern adeliger Herkunft gibt — die mit einem Hofe — denen die Adelsrechte nur nach der bestandenen Prüfung auf Offiziersrang zuerkannt werden, so zieren auf der andern Seite solche adelige Namen wie Plechanow und Sassulitsch die Reihen der russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei.

Einen russischen patriarchalen und feudalen Adel gibt es nicht mehr, ebenso wie es keine adeligen Stände mehr gibt, auf denen die Staatsordnung im 16. und 17. Jahrhundert basierte. Die neuen sozialen Gegensätze in der russischen Gesellschaft waren eben die Hindernisse, an denen die ganze Politik des Fürsten Swjatopolk-Mirsky und das von ihm proklamierte „Vertrauen" gescheitert sind. Fassen wird die Politik des Fürsten Mirsky näher ins Auge.

Man war so sehr daran gewöhnt, aus den Fenstern des Palais und der Ministerhotels die russische Gesellschaft und das russische Volk zu verachten, so sehr gewöhnt an das liebliche Märchen vom patriarchalischen Väterchen Zar, an die Idylle von dem kindlich-gehorsamen und bis zur Naivität unwissenden Volk zu glauben; man hatte sich so sehr eingelullt in den Gedanken, daß es nur einige



freche Burschen seien, die aus Unverstand und Äfferei Revolution spielen wollten — daß alles, was Swjatopolk-Mirsky in der festen Hoffnung unternommen hatte, die Alleinherrschaft nicht durch die Knute, sondern auf die Gefühle treuer Untertanen zu stützen, daß alles das vollkommen natürlich erschien. Und als Fürst Swjatopolk das „Vertrauen" des Zaren zum Volke verkündete, als er die schmachvollen Ketten zeitweilig lockerte, die den russischen Gedanken und das russische Wort fesseln, ja, da er Tausende von Verbannten und Expatriierten heimkehren ließ und die von nun an in der Geschichte denkwürdige Semstwoberatung gestattete: da hat er fürwahr ein ganz anderes Resultat erwartet, da war er überzeugt, daß er zur Antwort auf die Worte des Vertrauens und Wohlwollens augenblicklich die Dankeshymne der braven und getrösteten Sklaven hören werde. Er begnadigte die verbannten Fürsten und adeligen Gutsbesitzer, Mitglieder der Semstwo und die geachteten Repräsentanten der städtischen Selbstverwaltung. Ohne den Massen des Volkes eine Erleichterung ihrer Lage zu schaffen, war er bemüht, die mittleren Schichten der Gesellschaft, die liberale Bourgeoisie, die wirtschaftliche Intelligenz, die schmollenden Adeligen an sich heranzuziehen. Besonders aufmerksam war er gegenüber den jüdischen Finanzkreisen und der polnischen Aristokratie, während er zu gleicher Zeit dem jüdischen und polnischen Proletariat jegliche Nachsicht verweigerte. Als Minister der „herzlichen Fürsorge" schmeichelte er sich mit der Hoffnung, die gegenwärtige Gesellschaft in zwei feindliche Gruppen zu teilen und die rebel-



lierenden Sanskülotten zu zerdrücken, indem er durch sein „Vertrauen“ die mittleren, wohlhabenden Klassen von ihnen abschnitt.

Der Plan war so schlecht nicht. Fürst Swjatopolk gedachte jenes Spiel zu wiederholen, das seit langem, wenn auch ohne großen Erfolg, bezüglich der jüdischen Bevölkerung in den westlichen Provinzen praktiziert wird. Vielleicht hat den Fürsten in diesem Gedanken der Professor der Kiewer Universität Fürst Eugen Trubetzkoi bestärkt, der in einem bemerkenswerten Aufsatz „Krieg und Bureaukratie“ die Unerläßlichkeit des Vertrauens zu den Semstwo und den Städten namentlich durch die Notwendigkeit belegt, gegen die extremsten Elemente sich zusammenzuschließen. Freilich urteilt nicht nur Trubetzkoi so. Seit langem schon erkaufen sich die russischen Liberalen die Möglichkeit, einige fortschrittliche Ideen auszusprechen, durch den Hinweis auf den notwendigen Kampf gegen die „Rebellen“. Ja selbst ein erstklassiger Vertreter des Liberalismus, wie der verstorbene Professor Tschitscherin einer war, verlangte die Freiheit, um den ihm verhaßten Sozialismus zu bekämpfen. . . . Fürst Swjatopolk ging auf dieses Lockmittel ein. Und obgleich das traurige Beispiel des Grafen Loris Melikow vor seinen Augen stand, der mit der einen Hand die Diktatur des Herzens einsetzte und mit der anderen die Rebellen niederschlug, beschloß Swjatopolk, die vergessene Politik des autokratischen Liberalismus zu versuchen und . . . ging gleich im Anbeginn fehl . . . Eine Enttäuschung bereiteten ihm der russische Adel, die Grundbesitzer, die Fürsten, Grafen, Kammerherren, die Räte und



Exzellenzen, die sich in der allerhöchst genehmigten und dann seitens der erschrockenen Regierung mit dem Schleier des Geheimnisses verdeckten Konferenz versammelt hatten. Der Minister erwartete offizielle Lobhudeleien, erheuchelte Loyalitätskundgebungen der privilegierten Klasse des patriarchalischen Reiches zu hören. Doch er hatte eins vergessen: der Gutsherr von heute verbirgt sich nicht mehr hinter den Mauern der geschlossenen Naturalwirtschaft; er ist kein feudaler Besitzer, der mit dem leibeigenen Gesinde und der Fronde arbeitet, wirtschaftet; der patrimonialen Polizei und des Fideikommisses beraubt, trat er schon seit langem auf den weiten Kampfplatz der kapitalistischen Wirtschaft, und seine wachsenden Interessen haben schon längst die Grenzen der bureaukratischen Fürsorge und der patriarchalischen Bevormundung überschritten. Es ist der kapitalistische Grundbesitzer, der jede Änderung der Eisenbahntarife und der Zollsätze schmerzhaft am eigenen Leibe empfindet, der unter dem System der Zufallsmonopole und der willkürlichen Steuern hart leidet und, hingeworfen mitten in die agrarischen Unruhen und die Aufstände hungernder Bauern, die Unwissenheit und Roheit der Bevölkerung aus seiner Tasche bezahlt. Eine annähernd geordnete, regelmäßige Land- und Forstwirtschaft wurde in Rußland geradezu unmöglich. Gar keine wirtschaftliche Berechnung vermag dem Ansturm der Bauernrevolten und den Epidemien, den Lasten, die der Militarismus und die Plünderungen der Beamten auferlegen, Einhalt zu gebieten. Eine sichere Rechtsordnung ist für den adeligen Gutsbesitzer unserer Tage



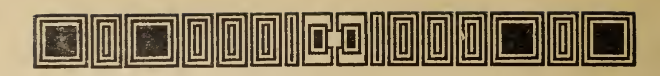
ebenso eine Notwendigkeit wie Regen und Sonne für seine Äcker, und eine Kontrolle der Finanzpolitik der Regierung ist das einzige Mittel, um ihn vor dem vollständigen Ruin zu retten. Der letzte Handelsvertrag zwischen Rußland und Deutschland ist für den russischen Gutsbesitzer eine viel zu gute Lehre, als daß er der käuflichen und eigennützigen Bureaukratie und der mit ihm verbundenen Autokratie das geringste Vertrauen entgegenbringen könnte. Es ist darum garnicht verwunderlich, daß die Semstwovertreter in so festen und entschiedenen Ausdrücken die Konstitution verlangt haben. Sie wären Selbstmörder, hätten sie anders gehandelt.

In einer noch schlimmeren Lage befinden sich in Rußland die Besitzer des industriellen und des Handelskapitals. Bei dem völligen Mangel einer Grenze zwischen Privat- und Staatswirtschaft bereichern sich gewiß einige von ihnen ziemlich beträchtlich auf Rechnung verschiedener Monopole und Privilegien, die durch Bestechung der Beamten ergattert werden. Die ungeheure Majorität aber leidet grausam unter dem System individueller Privilegien und Ausnahmen, über die völlig uneingeschränkt die Amtsstuben in Petersburg verfügen. Wenn die bestochenen Beamten in manchen Fällen dem einen oder anderen Unternehmer bedeutende Rechte sichern: billigen Staatskredit, Schutzzölle und billige Tarife, so muß dies unter dem Druck polizeilicher Persekutionen, administrativer Schikanen und der Maßnahmen zur Vernichtung der „Rebellen“ eine Menge anderer Kapitalisten mit ihrem Ruin bezahlen, da sie nicht die Möglichkeit besitzen, die Habgier und Käuflichkeit der Beamten



zu sättigen. Die von Zerstörung der Fabriken begleitete Empörung der Arbeiter erscheint in den Händen der lokalen Verwaltungsbehörden oft als ein bequemes Mittel, um dem unnachgiebigen oder geizigen Unternehmer die Nachteile der Nichtübereinstimmung mit der Polizei zu demonstrieren. Wir reden hier gar nicht von der Lage der kleinen Gewerbsleute und Händler: über diese streicht periodisch eine Welle von Judenexzessen, die den Wohlstand zehntausender Familien mit sich fortträgt und Hunderten das Leben kostet. Augenblicklich werden sie den Räubereien der Reservisten ganz ausgeliefert, um die Sturmflut der elementaren Erbitterung und der Kümmernis des Volkes von der Regierung abzulenken. Wenn die Moskauer Duma, die die Blüte und das Zentrum des russischen Großkapitalismus in sich enthält, wenn sie ihre einstimmige, ihre uneingeschränkte Zustimmung zu der Resolution der Semstwokonferenz votiert, so tat sie es wieder nicht unter dem Einfluß abstrakter politischer Ideen, sondern unter dem Druck der Tagesinteressen des noch jungen, aber immerhin schon mächtigen Kapitals. Ohne Mitbestimmungsrecht auf die Finanzwirtschaft und die allgemeine Gesetzgebung des Landes wird dieses Kapital ein unrettbares Opfer der Beamten und ist im günstigsten Falle zu völligem Erstarren verurteilt. Ohne Konstitution kann es aber weder eine Rechtsordnung noch eine industrielle Freiheit geben.

Wir gehen nun über zur chronologischen Darstellung der bedeutsamen Ereignisse, die in der Geschichte der Befreiungsbewegung Rußlands unvergeßlich sind. Am 6./19., 7./20. und 8./21. November



waren 104 hervorragende Vertreter der russischen Semstwos, die ganz in den Händen der adeligen Gutsbesitzer sich befinden, versammelt. In das Bureau wurden außer dem Vorsitzenden Kammerherr Schipow, Petrunkewitsch, Fürst Lwow als Vize-Präsidenten und die Adelsmarschälle Graf Heiden und Rodsjanko gewählt. Von 34 Vorsitzenden der Gouvernementssemstwos wohnten diesem Kongresse 32, d. h. alle mit Ausnahme von zwei bei. Die außerordentliche Bedeutung dieses Kongresses geht schon daraus hervor, daß dort zahlreiche Adelsmarschälle und Vorsitzende der Magistrate anwesend waren, d. h. Männer, die nicht nur als Abgeordnete der Bevölkerung und des Adels des Ortes erscheinen, sondern auch als von der Regierung sanktionierte Führer der aktiven Lokalverwaltung. Wenigstens insofern, als die letztere, abgesehen von der Polizei, alle Gebiete der Kulturpolitik umfaßt. Die russischen Adelsmarschälle beschränken sich auf die Interessen ihres Standes keineswegs. Ihrem eigentlichen Berufe nach sind sie Vorsitzende einer ganzen Reihe von administrativen Kollegien eines Bezirks, während die Vorsteher der Gouvernementssemstwos nach dem Gouverneur als die ersten Persönlichkeiten des Gouvernements erscheinen und bald als Vorsitzende, bald als Mitglieder der wichtigsten Gouvernementsanstalten figurieren. Sie verfügen über gerichtliche administrative Angelegenheiten, über Steuern, Einberufung zum Militär, Volksaufklärung usw. Noch bessere Kenner der Lokalverwaltung und überhaupt des Lebens und der Bedürfnisse der Bevölkerung sind die Vorsitzenden



der Gouvernements- und Bezirksbehörden. Sie verfügen über die kulturellen Anlegenheiten. Sie haben die Sache der Volkshygiene zu leiten, sie bauen Krankenhäuser, Schulen, kommen in ständige Berührung mit den Einwohnern gelegentlich der Nahrungsmittel, der Bauten, der Brandwache, der Verkehrswege und aller Maßnahmen zur Entwickelung der Industrie und des Handels usw. Von großer Bedeutung ist daher die folgende Resolution der Konferenz.

Die Private Konferenz der Semstwovertreter am 6., 7. und 8. November alten Stils nahm nach Erörterung der Bedingungen, die vorhanden sein müssen, bevor eine ununterbrochene Entwickelung des Staats- und öffentlichen Lebens stattfinden kann, folgende Beschlüsse an.

1. Das abnorme Verhältnis der Regierung, daß in unserem Staatsleben besteht und sich seit Beginn der achtziger Jahre mit besonderer Stärke bemerkbar macht, ist das Ergebnis völliger Uneinigkeit zwischen Regierung und Volk und des Mangels gegenseitigen Vertrauens, das für das nationale Leben so nötig ist.

2. Die Haltung der Regierung gegen das Volk hat zur Basis gehabt die Furcht vor Entwickelung gesellschaftlicher Selbsttätigkeit und die Verhinderung des Volkes an der Beteiligung an der inneren Verwaltung des Landes. Aus diesen Gründen war die Regierung bestrebt, die Verwaltung aller lokalen Angelegenheiten zu zentralisieren und das öffentliche Leben in all seinen Phasen unter ihre Vormundschaft zu stellen. Die Zusammenwirkung mit dem Volke faßte die Re-



gierung ausschließlich in dem Sinne auf, daß die Tätigkeit der öffentlichen Einrichtungen in Einklang mit ihren Absichten zu bringen wäre.

3. Der Bureaukratismus schafft zwischen regierender Gewalt und Volk eine weite Kluft und bietet den Boden für weitverbreitete Mißbräuche und persönliche Verfehlungen. Ein solcher Stand der Dinge beraubt das Volk der stets notwendigen Gewißheit, daß die gesetzlichen Rechte aller geschützt werden, und erfüllt es mit Mißtrauen gegen die Regierung.

4. Eine sichere Entwickelung des Staats- und öffentlichen Lebens ist nur möglich, wenn vollständige und lebendige Übereinstimmung zwischen Regierung und Volk besteht.

5. Um Mißbräuche der administrativen Willkür zu beseitigen, ist es notwendig, den Grundsatz der Unverletzlichkeit der Person und der Privatwohnung einzuführen. Niemand sollte ohne Befehl einer unabhängigen gerichtlichen Behörde bestraft oder in seinen Rechten beschränkt werden dürfen. Deshalb ist es nötig, ein System einzuführen, unter welchem Beamte, die das Gesetz derartig übertreten, zivil- und strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden können. Dieses System würde den Anfang der tatsächlichen Verwirklichung des Grundsatzes reiner Gesetzmäßigkeit in der Verwaltung sichern.

6. Für die völlige Entwickelung der geistigen Kraft des Volkes und die volle Geltendmachung der öffentlichen Meinung ist eine Sicherung der Gewissens-, Religions-, Rede-, Preß-, Versammlungs- und Koalitionsfreiheit nötig.



7. Die persönlichen (bürgerlichen und politischen) Rechte aller Untertanen des russischen Reichs müssen gleich sein.

8. Die freiwillige Tätigkeit des Volkes ist die Hauptbedingung einer normalen und gedeihlichen Entwickelung des politischen und wirtschaftlichen Lebens eines Landes. In Anbetracht nun, daß die große Mehrheit der Bevölkerung Rußlands dem Bauernstande angehört, ist es nötig, die Bauern zuerst in eine Lage zu bringen, die der Entwickelung ihre Kräfte durch sich selbst günstig ist. Das kann nur erreicht werden durch eine grundlegende Änderung der gegenwärtigen Lage der Bauern, die nicht volle Rechte besitzen und unter Willkürherrschaft stehen. Zu diesem Zwecke ist es nötig a) die persönlichen Rechte der Bauern denen aller anderen Klassen der Bevölkerung gleichzustellen, b) die Dorfbevölkerung in allen Kundgebungen persönlicher und sozialer Art von der Bevormundung durch die Verwaltung zu befreien, c) die Bauern dadurch zu schützen, daß man ihnen das normale Gerichtsverfahren zugänglich macht.

9. Die Semstwos und städtischen Einrichtungen, in denen sich das lokale öffentliche Leben hauptsächlich konzentriert, müssen so gestellt werden, daß sie die Pflichten von Vertretungen der lokalen Verwaltung erfüllen können. Zu diesem Zwecke ist es nötig: a) die Semstwo-Verwaltung nicht nach Ständen, sondern so zu organisieren, daß alle Klassen der Bevölkerung zur Arbeit der Semstwos herangezogen werden, b) daß die ausführenden Organe der Semstwos an die Bevölkerung heran-



treten zwecks Schaffung kleiner Semstwos, denen das Recht wirklicher und wirksamer Tätigkeit gegeben wird, c) daß der Kreis der Semstwos und städtischen Einrichtungen alle Zweige der lokalen Bedürfnisse umfaßt, d) daß diesen Einrichtungen die für ihre Arbeit nötige Unabhängigkeit und Tätigkeit verbürgt wird, und daß diese lokale Selbstregierung in ganz Rußland eingeführt wird.

10. Die Ansicht der Mehrheit. Um eine enge Verbindung und Übereinstimmung zwischen Regierung und Volk auf der Grundlage obiger Grundsätze zu schaffen und die normale Entwickelung des Staats- und öffentlichen Lebens zu sichern, ist es unbedingt nötig, daß das Volk Vertreter in einem besonderen Wahlkörper hat, der das Budget feststellt und die Administration kontrolliert.

Die Meinung der Minderheit. Um eine enge Verbindung und Übereinstimmung zwischen Regierung und Volk auf der Grundlage obiger Grundsätze zu schaffen und die normale Entwickelung des Staats- und öffentlichen Lebens zu sichern, ist es unbedingt nötig, daß das Volk Vertreter in einem besonderen Wahlkörper hat.

11. Angesichts der äußeren und inneren schwierigen Lage, in der sich Rußland jetzt befindet, hegt die private Konferenz die Hoffnung, daß die Regierung freie Vertreter des Volkes zusammenberufen wird, um mit ihrer Hilfe unser Vaterland auf einen neuen Weg der staatlichen Entwickelung zu führen und somit die Grundsätze des Rechtes und der Einigung zwischen Herrscher und Volk zu verwirklichen.



In einem besonderen Amendement verlangten die Vertreter der Semstwos außer den aufgestellten Forderungen noch die Beseitigung des Belagerungszustandes und die Aufhebung administrativer Verfolgungen gegen politische Verbrecher.

In den darauffolgenden Versammlungen der Gouvernementsstemstwos wurde eine ganze Reihe von Adressen angenommen, in denen die Solidarität der gesamten Bevölkerung der Gouvernements mit den Beschlüssen der Petersburger Konferenz betont wird. Diese Beschlüsse der Semstwos sind von umso größerer Wichtigkeit, als in den Semstwoversammlungen alle Klassen der Bevölkerung, der dritte Stand und die Bauern nicht ausgenommen, vertreten waren.

Das Semstwo des Gouvernements Tschernigow äußert sich in seiner Adresse folgendermaßen: „Eine normale Tätigkeit der Verwaltungsorgane und der Staatseinrichtungen überhaupt ist unter den Verhältnissen, in denen sich Rußland schon lange befindet, absolut ausgeschlossen. Das bureaukratische Verwaltungssystem hat zwischen der Regierung und dem Volke eine Kluft geschaffen und ist immer eifrig bemüht, das Volk von der Verwaltung zu isolieren und die Unverantwortlichkeit und Willkür der Beamten aufrecht zu erhalten. Dieses System hat das Land in eine äußerst schwierige Lage gebracht! Die Person ist in Rußland vor Willkür der Behörden nicht geschützt; der Russe hat keine Gewissensfreiheit. Er wird streng bestraft, wenn er die Mißbräuche und Gesetzesverletzungen der Behörde in der Presse veröffentlicht; über einen bedeutenden Teil Ruß-



lands ist der Belagerungszustand verhängt, welcher der Willkür der Administrationen breiten Raum schafft und von drückender Wirkung für die Bevölkerung ist; die Kompetenz des Gerichtes ist beschränkt. Eine solche Sachlage ist von unberechenbarem Unheile für die Bevölkerung in allen Äußerungen des individuellen und gesellschaftlichen Lebens und ruft allgemeine Unzufriedenheit hervor.“ Angesichts dessen ersucht die Versammlung den Monarchen „freigewählte Vertreter des Semstwo einzuberufen und ihnen zu befehlen, unabhängig und selbständig ein Reformprojekt zu entwerfen, das .... den eigentlichsten Bedürfnissen des russischen Volkes gerecht werden könnte“ .... Diese Adresse wurde von dem Adelsvorsteher des Gouvernements, Muchanow, unmittelbar telegraphisch dem Zaren überreicht.

Das Semstwo des Gouvernements Jaroßlaw spricht in seiner Adresse ebenfalls „von der Einberufung der Volksvertreter behufs gemeinsamer Arbeit auf der Grundlage des Rechtes und der Gerechtigkeit“ und fordert Gewissens-, Preßfreiheit, Unverletzlichkeit der Person und Gleichberechtigung vor dem Gesetze.

Das Semstwo des Gouvernements Poltawa äußert die Zuversicht, „daß die ganze Zukunft des Vaterlandes auf der Einführung der Grundsätze der Gesetzlichkeit, der Preß-, Gewissens- und Wortfreiheit, des Versammlungsrechtes usw. und auf der Beseitigung der administrativen Willkür beruht. Nur freie Entwickelung, nur das Recht des Volkes, Vertreter in einem besonderen Wahlkörper zu haben, der das Budget feststellt und die Hand-



lungen der Administration kontrolliert, werden dem inneren russischen Leben Halt geben."

Das Semstwo des Gouvernements Wjatka schloß sich in allem den Beschlüssen der Konferenz an, und dasselbe taten auch die Semstwos der Gouvernements Moskau und Kaluga. In der Moskauer Adresse lesen wir folgendes: „Wir glauben fest daran .... daß der Tag nahe ist, an dem auf Befehl Eurer Majestät das herrschende bureaukratische Regime abgeschafft wird, welches eine Kluft zwischen der Regierung und dem Volke entstehen läßt, der Tag, an dem der Zar freigewählte Vertreter der russischen Erde behufs Teilnahme an der Gesetzgebung einberufen wird."

Das Semstwo des Gouvernements Kaluga ruft in seiner Adresse aus: „Aufrichtig ist nur das freie Wort. Produktiv ist nur die Arbeit der Gleichberechtigten und der persönlich unverletzbaren Bürger, rein – ist nur das freie Gewissen, und heiß ist das Gebet in den offenen Tempeln aller Glaubensbekenntnisse". Dann äußert das Semstwo die Zuversicht, „daß die gewählten Vertreter der russischen Erde zur Staatsarbeit einberufen würden."

Leider hat die Regierung bald verboten, die Adressen der Semstwos in der Presse zu veröffentlichen und die allgemeinen Staatsfragen auf ihren Versammlungen zu erwägen. Trotzdem im Erlasse vom 12. Dezember alle möglichen Reformen angekündigt wurden, erfolgte am 14. Dezember eine neue Bestimmung, welche die Vorsitzenden der Semstwoversammlungen, welche Beratungen über Staatsreformen gestatten, mit Strafe bedroht. Infolgedessen wurden die Adressen der anderen



Semstwos weder an den Zaren gesandt, noch in der loyalen Presse veröffentlicht. Wir lassen hier manche Stellen aus diesen Adressen folgen: Das Semstwo des Gouvernements Smolensk äußert sich über die gegenwärtige Lage Rußlands folgendermaßen: „Die Zerrüttung unserer inneren Kräfte äußert sich in der gedrückten Stimmung des Einzelnen und der ganzen Gesellschaft, in der aufgehaltenen krankhaften Entwickelung des Volkes; die junge Generation, die Hoffnung des Landes, ist durch das falsche Erziehungssystem und durch die Unordnung unseres Lebens den friedlichen Aufgaben der Aufklärung entrissen. Die Bevölkerung leidet, da sie an der Gesetzgebung nicht teilnehmen kann, unter den Gesetzen, die mit den wahren Bedürfnissen des Landes in Widerspruch stehen, leidet unter der falschen Finanzpolitik und administrativer Willkür. Der Glaube an die Möglichkeit, sich gesellschaftlich nützlich zu machen geht verloren, die Stimme der Wahrheit verstummt; viele natürliche Kräfte kommen dem Vaterlande abhanden." Diese Adresse schließt ebenfalls mit der Bitte „freigewählte Vertreter des Volkes" zur Beratung über die Bedürfnisse des Volkes einzuberufen. Von der Teilnahme der freigewählten Vertreter des Volkes an der Gesetzgebung spricht auch das Semstwo in Tambow in seiner Adresse, die wegen Widerstandes des Vorsitzenden trotz der Bestimmung der Versammlung nicht an den Zaren abgesandt wurde. Ebenso wurde die Adresse des Semstwo in Pensa nicht abgesandt. „Monarch", heißt es darin, „wir können ohne Freiheit nicht leben; wir können



nicht arbeiten, wenn die Unverletzlichkeit der Person und der Privatwohnung nicht gesichert ist, wir könnnen nicht leben ohne Glaubensfreiheit."

Und gleich den anderen wird auch in dieser Adresse „die Einberufung der freigewählten Vertreter des Landes usw." erwähnt. Besonders beachtenswert ist endlich die Adresse des Semstwo in Charkow, der wir folgende Stelle entnehmen:

„Viele Jahre bureaukratischer Knechtung, „Gewalttätigkeit und Willkür, die Verarmung und die Rechtlosigkeit des Volkes, die Niedertretung der elementaren Grundsätze von der Freiheit der Person, des Gedankens, des Gewissens und des Wortes erzeugten eine nicht mehr zu ertragende Stimmung im Staate und haben ein drohend herannahendes Gewitter heraufbeschworen, dessen erstes Donnern bereits ertönte; dieses Ungewitter bringt dem Lande blutige Bürgerkriege und Eurem Throne Erschütterung .... Monarch! Noch ist Eure kaiserliche Macht gewaltig und unerschüttert, fürchtet nicht, sie dadurch zu schmälern, das Ihr Euren Untertanen gesetzliche Garantien gebet: schützet ihre Person und ihre Wohnungen vor administrativer Gewalt und Willkür, gestattet nicht, daß auf dem akademischen Katheder und in der Presse das aufrichtige und freie Wort erstickt wird, welches das wirkliche Denken und Fühlen Eures Volkes vor dem Throne zum Ausdruck bringen will; gestattet allen Euren Untertanen, ohne sich Gewalt anzutun, nach dem Ritus ihres Glaubens für das Gedeihen des Vaterlandes und das Heil Eurer kaiserlichen Familie zu beten. Durch den Erlaß vom 12. Dezember haben Eure Majestät



geruht eine Reihe gesetzgeberischer Reformen zu entwerfen und die Verwirklichung dieser Aufgabe dem Ministerkomitee anzuvertrauen; aber dieses Komitee kennt unsere Bedürfnisse nicht; nur die von der Bevölkerung freigewählten Vertreter sind in der Lage, Eure Entwürfe zu verwirklichen . . . Rußland wird nicht von Gesetzen, sondern im Gegensatz zu den Gesetzen von Zirkularen und zeitweiligen Maßregeln regiert . . . Es genügt nicht, Gesetze zu geben, es ist auch nötig, ihre Erfüllung zu grantieren, es ist nötig dem Volke seine Rechte zu verbürgen, es ist eine wachsame Kontrolle nötig. Kein bureaukratisches System kann das leisten; die Bureaukratie hat bereits das Vertrauen des Landes eingebüßt. Und der Monarch, er mag noch so mächtig sein, ist nicht in der Lage alles zu wissen, für alle zu handeln und allein vor Gott und Volk die Verantwortung für das Schicksal des Landes zu tragen. Monarch, trauet den fremden und listigen Dienern nicht, trauet denen, welche das Volk wählen wird, beeilet Euch, sie in einer Körperschaft mit gesetzgeberischen Vollmachten zu vereinen, damit sie darauf achten, daß die Gesetze nicht verletzt werden, die Staatskasse nicht ausgeraubt wird und die aus den Groschen des Volkes gesammelten Milliarden zweckmäßig und nützlich verwendet werden. Gestattet ihnen, mit Euch die Verantwortung für den weiteren Verlauf und Ausgang des blutigen Kampfes im fernen Osten vor der Geschichte zu teilen. Monarch, macht aus Rußland ein Reich freier und vollberechtigter Bürger!"



Diese Sprache führen die russischen Semstwos. Wegen Mangel an Raum können wir eine ganze Reihe anderer Adressen, wie die von Nischni-Nowgorod, Orlow, Woronesch, Kostroma u. a. nicht anführen. Wir bemerken nur, daß in den Semstwos der loyalste und begüterte Teil der Bevölkerung seine Stimme erhebt. An den Semstwoversammlungen beteiligen sich bei weitem nicht alle Einwohner mit gleichem Rechte. Das Recht der Semstwovertretung ist nur denjenigen zuerkannt, die über einen bedeutenden Vermögenszensus verfügen. Fürwahr, ungeheuer muß die Gesetzlosigkeit und Willkür der Administration sein, damit die Semstwovertreter in diesem entschiedenen, scharfen Tone sprechen konnten. Noch mehr. Wir kennen Fälle, wo die Semstwovertreter, die kein Verständnis oder keine Sympathie für ihre natürlichen Bestrebungen gefunden haben, in corpore ihr Amt aufgaben und auf diese Weise auf jede Mitarbeit mit der gegenwärtigen Administration verzichteten. So war es z. B. in dem Semstwo des Gouvernements Tschernigow, als Nikolaus II. die Überreichung der Adresse seitens Muchanows als „freche und taktlose Handlung“ bezeichnet hatte. Alle Mitglieder des Magistrats, mit Ausnahme von einem, traten aus dem Dienst, 30 stimmberechtigte Mitglieder der Gouvernementsverwaltung verzichteten auf ihren Rang, und die Versammlung mußte geschlossen werden. Ebenso verzichteten auf ihre Vollmachten alle Mitglieder des Gouvernementssemstwo in Saratow, als es sich herausstellte, daß der Gouverneur Stolypin dem Adelsvorsteher Fürst Uchtomsky mit administrativer Strafe wegen der einstimmig an-



genommenen Resolution des Grafen Nesselrode drohte. In dieser Resolution forderte das Semstwo in Saratow einstimmig „eine Volksvertretung mit geheimem Wahlrecht“. . . . Wir sprechen nicht davon, daß dort, wo die traurige Nachricht von der Niederschießung friedlicher Arbeiter am 29./9. Januar dieses Jahres eintraf, viele Semstwos die Sitzungen für eine mehr oder minder lange Frist vertagt haben. So z. B. beschloß die Gouvernementsverwaltung in Wologda, bis Mitte Mai auseinanderzugehen, während in Nowgorod auf Veranlassung des Vorsitzenden der Bezirksverwaltung, Chropowizkys, erklärt wurde, daß die Verhandlungen bis auf weiteres unmöglich seien. Gegen die Stimme des Vorsitzenden der Versammlung, Fürst Golizyn, wurde erklärt, daß „die Herren Mitglieder allzu sehr aufgeregt sind, um die Versammlung weiter zu führen, und müssen daher die Sitzungen geschlossen werden.“ . . . Es ist von Interesse, zu erwähnen, daß die Petersburger Ereignisse hier nicht nur als „Massakres“, sondern vielmehr als „Mord“ bezeichnet wurden. . . .

Der russische Adel sprach sich nicht nur innerhalb der Semstwos so entschieden aus. Trotzdem es speziell in den Adelsversammlungen viele zurückgebliebene Elemente und Mitglieder der regierenden Bureaukratie gibt, wurden doch viele Stimmen laut, die vollkommen die Ansichten und Forderungen der Semstwos unterstützen.

Der Adel ließ sich in dieser Hinsicht von denselben Motiven leiten, die Fürst Trubezkoi in einem Briefe an den Minister des Inneren vom 15. Dezember 1904 bereits ausgesprochen hatte. Fürst



Trubezkoi schrieb unter anderem folgendes: „Nach der allgemein herrschenden Meinung, die auch ich teile, steht Rußland jetzt in der Epoche der Anarchie und revolutionären Bewegung. Das, was geschieht, ist kein einfacher Aufruhr der Jugend. Die Jugend spiegelt nur den Zustand wieder, in dem sich die Gesellschaft befindet. Dieser Zustand ist äußerst schrecklich und gefährlich, für unser Vaterland sowohl als auch für uns alle und ... für den Zaren selbst, darum ist es Pflicht jedes wahren Untertanen, mit allen ihm erreichbaren Mitteln dem Unheil vorzubeugen. Dieser Tage hatte ich das Glück, mich dem Zaren vorzustellen, und ich berichtete ihm aufrichtig und wahrheitsgemäß, so gut ich konnte, über den Zustand, in dem sich die Gesellschaft befindet. Ich bemühte mich, ihm klar zu machen, daß das, was geschieht, „n'est pas une emeute, mais une revolution"; daß das russische Volk auf die Bahn der Revolution gestoßen wird, die es nicht will und welcher der Zar vorbeugen kann. Dafür gibt es nur einen einzigen Weg. Der Weg des zarischen Vertrauens gegen die Gesellschaft und die Stände. . . . Bei der Seelenverfassung aller, die an das Obengesagte mit Entsetzen und Abscheu denken, nicht die Möglichkeit zu geben, dem Zaren alles, was die Menschen quält und schmerzt, zu sagen – ist einfach unerhört. Man darf nicht schweigen, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Es ist schrecklich, zu denken, in welchem Zustand sich heute diejenigen befinden, die Familien und Kinder haben." . . .

Wenden wir uns den einzelnen Adelsgemeinschaften zu, so finden wir fast dasselbe vor, was



wir im Semstwo gesehen haben. Fassen wir als Muster die Adresse ins Auge, die der Adel in Kostroma votierte. Hier finden wir folgende Stellen: „Was kann höher als die Unverletzlichkeit der Person und die Achtung vor ihren menschlichen und gesetzlichen Rechten sein?“ rief der Adel aus. Die Behandlung derselben, als eines Gegenstandes administrativer Willkür, erregte einen verborgenen Groll nicht nur in den Opfern, sondern auch in einer Masse von Personen, die ihnen verwandt und zugetan sind. . . . Toleranz gegen andere Völkerschaften und ihren Glauben; die Selbständigkeit der Semstwos und die Aufhebung der Bevormundung derselben; die Verantwortlichkeit der Beamten für jede willkürliche Handlung; die Beschränkung der Preßfreiheit nur durch das Gesetz – das sind die großen Grundsätze für die Befriedigung und Entwickelung der Geisteskräfte des Landes.“ . . . Das Gesetz erkennt auch jetzt diese Grundsätze an, dennoch zeigen gerade diejenigen, die das Vertrauen des Zaren genießen – die Schützer des Gesetzes – durch ihre Handlungen, daß sie höher als das Gesetz sind. . . . Die Bureaukratie leistete den Monarchen immer Widerstand, indem sie zwischen dem Zaren und dem Volke eine chinesische Mauer aufgerichtet hat. Zwischen dem Zaren und dem Volke, das vor 200 Jahren den großen Ahnen Eurer Majestät gewählt hat. . . . Nur unmittelbare Einigung . . . des Monarchen mit den frei gewählten Vertretern der Bevölkerung kann die Gemüter beruhigen und dazu helfen, unerschütterliche Gesetze einzuführen und die Erfüllung der . . . Reformen zu sichern.“ Ein vorzügliches Kommentar



zu dieser Adresse lieferte der Adelsvorsteher des Gouvernements Schulenikow in seiner Rede, in der er besonders hinwies auf „die eigennützigen Bemühungen unserer höchsten Bureaukratie, Zwist in die solidarische Arbeit aller Stände zu tragen und die Bedeutung derselben zu schmälern“. Andererseits hob er hervor, daß der Adel seine leitende Rolle in den Semstwos „nicht durch Prärogative, sondern durch die Aufklärung und Treue an das Vaterland bewahren kann.“

Nun erscheint der Beschluß der 23 Adelsvorsteher, die in Moskau versammelt waren, erklärlich. Wir führen manche Stellen aus dem bezüglichen Berichte an den Minister des Inneren an: „Die Administration will alles voraussehen und allem vorauseilen; aber eine Reihe trauriger Tatsachen aus der letzten Zeit hat auf das handgreiflichste bewiesen, daß sie nichts vorausgesehen und keinem Übel vorgebeugt hat; . . . eine Reihe von Repressalien führte . . . zur Unzufriedenheit aller Schichten der Gesellschaft. . . . Der Grund dafür ist . . . die Mißachtung des Gesetzes, die Selbstherrschaft der Administration . . . der Mangel an Kontrolle . . . Unverantwortlichkeit . . . der bureaukratische Charakter der Gesetzesprojekte bei völliger Beseitigung einer Volksvertretung. . . . Den Mittelpunkt des Kampfes mit der Gesetzlichkeit bilden die Ministerien selbst . . . die Ministerien mißbrauchen das Recht, Instruktionen zu veröffentlichen . . . Diese Mißachtung des Gesetzes und diese Willkür der Administration der Gesellschaft gegenüber übten einen zersetzenden Einfluß . . . In der Gesellschaft herrscht Willkür . . . die Menschen wis-



sen nicht, bei wem sie Gesetzlichkeit und Gerechtig-
keit zu suchen haben. . . . Um dem Zwist vorzu-
beugen . . . ist nötig: 1. eine Kontrolle über die
Administration, 2. Einberufung von Vertretern der
Semstwos, der Städte und der Stände behufs Be-
teiligung an der Ausarbeitung von Gesetzen und
Regierungsprojekten.“ . . .

Die Vertreter der Städte wurden von der fort-
schrittlichen Bewegung schon beim ersten Auftreten
des Fürsten Swjatopolk-Mirsky ergriffen. Das ist
umso mehr beachtenswert, als der hohe Zensus
die Magistrate fast ausschließlich als eine Vertre-
tung der Kaufleute, Industriellen und Hausbesitzer
erscheinen läßt. Auf diese Elemente wurden be-
sonders starke Hoffnungen seitens der Reaktion
gesetzt. Man glaubte, daß die Reaktion unter den
zurückgebliebenen Repräsentanten des Kapitals ihre
treuesten Diener finden würde. Dennoch kam es
ganz anders. Sofort nach der Ernennung Swja-
topolks zum Minister äußerten die Vertreter der
Städte (Moskau, Kiew, Odessa, Charkow, Tiflis,
Nischni-Nowgorod, Minsk, Tula, Kursk, Witebsk,
Saratow, Wladimir, Rostow am Don, Jelisawetgrad,
Smolensk, Orel, Woronesch, Twerj, Jaroslawl,
Kostroma, Kasan, Simbirsk, Kutais, Petersburg
und andere) die Hoffnung, daß die elementarsten
und „dem sozialen Bewußtsein eines jeden einleuch-
tenden Bedürfnisse endlich befriedigt werden“, und
daß „in der Einigung der Regierung mit den
lebendigen Kräften der Gesellschaft“ der Weg „zur
Vervollkommnung der inneren Ordnung Rußlands
besteht“. Und zur gleichen Zeit, als die Semstwos
den Kongreß zur Beratung der herangereiften Be-



dürfnisse des Staates vorbereiteten, verlangte auch eine ganze Reihe von Großstädten (Moskau, Odessa, Saratow, Wilna, Ufa, Tomsk usw.) die Einberufung eines allgemeinrussischen Kongresses von Vertretern der Magistrate. „Freien Meinungsaustausch“ und „die Vereinigung der Stadtvertreter“ forderte der Moskauer Bürgermeister Fürst Golizyn in seiner Rede, indem er darauf hinwies, daß „die Gesellschaft in höchster Spannung lebt“; das Leben der Städte aber spiegelt in sich das Leben des Staates wieder. In ähnlicher Weise betonte der Bürgermeister der Stadt Nischni-Nowgorod „das intensive Bestreben aller Elemente der Gesellschaft nach Einigung und den Wunsch, sich über die brennenden Fragen der Gegenwart Rechenschaft zu geben“. Es ist selbstverständlich, daß die Administration alle Maßregeln getroffen hatte, um die Bewegung der Städte zu unterdrücken. Eine ganze Reihe von Beschlüssen der Stadtvertretungen wurden von den Gouverneuren beschlagnahmt. Dennoch hinderte dies die Städte nicht, ihre Ansichten durch Erklärungen, Depeschen usw. bei den verschiedensten Gelegenheiten zu bekunden. Aus Odessa wurde an die Semstwokonferenz ein Glückwunsch gerichtet, in dem die völlige Solidarität mit den Städten und den Semstwos ausgesprochen wurde. „Die Semstwos sind eng verbunden mit der städtischen Selbstverwaltung, da die Interessen der Städte und der Dörfer sich kreuzen. Höher aber als diese Interessen steht der allgemeine Fortschritt des russischen Reiches“. In Saratow verhinderte der Gouverneur, daß ein ähnlicher Glückwunsch abgesandt wurde. Gelegentlich der 40jäh-



rigen Jubiläumsfeier der Gerichtsreformen Alexanders II. ſandte eine Anzahl von Städten (Saratow, Koſtroma, Jekaterinoslow uſw.) Adreſſen an den Juſtizminiſter mit dem Wunſche, „die Geſetzlichkeit möge wiederhergeſtellt werden, und das Gericht möge die Rechte, die Würde und Unantaſtbarkeit der Perſon vor jeder Willkür ſchützen."

Von beſonderer Bedeutung iſt endlich der einſtimmige Beſchluß des Moskauer Magiſtrats, der die Blüte der ruſſiſchen Induſtrie, die Könige des Moskauer Handels und die größten Kapitaliſten des Landes vereint. In folgenden Worten charakteriſiert der Magiſtrat die gegenwärtige Lage: „Die Zahlungsfähigkeit der Bevölkerung nimmt wegen der Höhe und Ungleichmäßigkeit der Steuerlaſt, wegen der ungeheuren Verpflichtungen dem Staate gegenüber und wegen des Tributs, den ſie an die Adminiſtration zahlen muß, beſtändig ab ... Alle Schichten der ſtädtiſchen Bevölkerung und alle Zweige der ſtädtiſchen Verwaltung müſſen ſich adminiſtrative, oft willkürliche Verordnungen, die den Geſetzen widerſprechen, gefallen laſſen. Die allgemeine Rechtloſigkeit der ruſſiſchen Bürger, beſondere beſchränkende Geſetze für den meiſten Teil der Moskauer Bevölkerung, das Bevormundungsſyſtem jedem Schritt der Bürger und der ſtädtiſchen Verwaltung gegenüber — das alles raubt ihnen die Möglichkeit, Selbſttätigkeit, dieſe beſte und weſentlichſte Grundlage der individuellen und geſellſchaftlichen Arbeit, zu äußern und zu entwickeln .... Auf Grund der herrſchenden Verhältniſſe, die in der ruſſiſchen Geſellſchaft die individuellen Rechte, die Rechte der Preſſe, die



Grenzen der Öffentlichkeit und der Beratungen bestimmen, ist ein lebendiger und enger Zusammenhang zwischen der Verwaltung und der Bevölkerung und eine richtige Erledigung gesellschaftlicher Fragen unmöglich. Die Entfremdung der Bevölkerung von der Verwaltung wird für zahlreiche Gruppen noch durch die Beschränkung der Glaubensfreiheit gesteigert" . . . . Indem der Magistrat diese Beschlüsse faßte, bestimmte er, der Regierung folgende dringende und unaufschiebbare Forderungen zu unterbreiten: „die Sicherheit der Person vor administrativer Willkür, Aufhebung der Ausnahmegesetze, die Sicherung der Gewissensfreiheit, die Freiheit der Presse, der Rede, der Versammlungen und das Koalitionsrecht, die Durchführung dieser Grundsätze auf unerschütterlicher und unveränderlicher Basis, die vom Volke frei gewählte Vertreter festzustellen haben usw." Diese Beschlüsse, von hervorragenden Namen, wie Morosow, Bachruschiny usw. unterzeichnet, machten in ganz Rußland ungeheuren Eindruck und riefen die größten Sympathien hervor. Allein auch die Administration ließ es an Energie nicht fehlen. Die Versammlung des Magistrats in Petersburg wurde sofort geschlossen. In Minsk wurde die Versammlung, wo über die Moskauer Adresse beraten wurde, gewaltsam aufgehoben. In Moskau wurde nicht nur gegen den Beschluß des Magistrats Protest eingelegt, sondern der Bürgermeister Fürst Golizyn wurde deswegen zur Verantwortung gezogen. Dennoch beantwortete Moskau würdevoll die Maßnahmen der Regierung. Fürst Golizyn wurde wieder zum Bürgermeister gewählt und die



Mitglieder des Magistrats überreichten ihm für seine mutige Haltung eine Dankadresse.

Die Tätigkeit der Magistrate beschränkte sich nicht auf Kundgebungen. Da die Magistrate ihre Sitzungen im Unterschiede zu den kurzen Beratungsperioden der Semstwos während des ganzen Jahres abhalten, so mußten sie natürlicherweise auf verschiedene Ereignisse der Gegenwart reagieren. So z. B. beschwerte sich die Bevölkerung Petersburgs und Moskaus bei ihren Magistraten über die Schlägereien, welche die Polizei auf den Straßen dieser und anderer Städte gegen Arbeiter, Studenten, Magistratsmitglieder, häufig auch gegen Kinder veranstaltet hatte. Die Magistrate protestierten nicht nur gegen die polizeilichen Gewalttäter, sondern strengten einen Prozeß durch alle höheren Instanzen gegen sie an. In ähnlicher Weise handelte der Magistrat in Kursk, als gegen die „Ansammlungen" der Kinder auf den Straßen schonungslos und blutig vorgegangen wurde. Ferner äußerten die Magistrate ihre Sympathien mit den Opfern der Ereignisse von 9./22. Januar und unterstützten die Familien der Getöteten und Verwundeten reichlich mit Geldmitteln. In dieser Hinsicht gelten als Beispiel Petersburg und Odessa, die mehrere Tausende Rubel (Petersburg 25 Tausend, Odessa 5 Tausend) den Unglücklichen zukommen ließen, und Cherson, das eine Liste zu Gunsten der Opfer der empörenden Gewalttaten eröffnete.

Faßt man die Bewegung der Semstwos, des Adels und der Städte zusammen, so muß man vor allem bemerken, daß der Mangel an engen ständischen Privilegien und Vorurteilen, die



„regierenden“ russischen Klassen höchst günstig beeinflußt hat. Unter dem Adel finden wir weder feudale Ideale, noch eine abgeschlossene Ideologie der reaktionären Junker. Im großen und ganzen von bürgerlichen Elementen durchsetzt, erhob er sich gegen den Absolutismus und die Despotie und verzichtete auf eine schmachvolle Existenz auf Kosten des Staates, die ihm durch den Zutritt zu den gut bezahlten Staatsämtern gewährt wurde. In dieser Beziehung ist unser Adel am meisten dem englischen gleich, der ebenfalls von einem liberalen Geiste getragen ist. Im Gegensatze zu dem preußischen Junkertum und den fränzösischen Legitimisten bekämpft er in erster Linie den Absolutismus. Er fordert die Vertretung des ganzen Landes und nicht der einzelnen mittelalterlichen Stände. Die Regierung hat allerdings den Versuch gemacht, in manchen Fällen die Wünsche und die Ansichten des Adels zu fälschen. So geschah es z. B. in Moskau, wo es mit Hilfe des Großfürsten Sergius gelungen ist, viele Bureaukraten adeliger Herkunft zu versammeln und unter dem Vorsitz Samarins eine reaktionäre Adresse durchzudrücken, die von einer unbedeutenden Mehrheit angenommen wurde. Ebenfalls gelang es auch in Tambow, wo gegen die Ungehorsamen gedungene „Ruhestifter“ verwendet wurden. So war es auch in Orel, wo es mit Hilfe der Beamten gelang, eine Adresse zu Gunsten des Absolutismus durchzudrücken. Diese Fälle bilden eine sehr begreifliche Ausnahme, und es ist nur zu staunen, daß die Regierung in den anderen Gouvernements und auf dem allreußischen Kongresse der Adelsvorsteher den Adel nicht terrori-



sieren konnte. Der Adel hat also sein entscheidendes Wort gesagt und seine politische Reife bewiesen: die Adligen sind gegen den Absolutismus. Der russische Adel büßte seinen Standescharakter ein und löste sich zum Teil in der russischen Bourgeoisie auf, die sich nun kräftig genug fühlt, um sich gegen das absolutistische heilige Reich aufzulehnen. Die Städte und das städtische Bürgertum verurteilen den Absolutismus nicht weniger entschieden als die Adligen. Das junge industrielle Kapital verbindet sich mit dem altmodischen Kaufmannsstande der patriarchalen Wirtschaft und reißt ihn mit sich fort. In ihren Vorurteilen und beim alten Glauben verharrend, verwandeln sich die Raskolniki unter den Millionären vor unseren Augen in liberale Konstitutionalisten. Dieselbe Geldaristokratie, deren Mitglieder noch vor kurzem die Stütze des absolutistischen Thrones und des „Gottesreiches" im heiligen Rußland waren, fordern jetzt die Herrschaft des Gesetzes über den Zaren und neben ihm die Vertretung des Volkes. Der Kaufmannsstand wurde kapitalistisch. Samt dem Adel verwandelt er sich in eine mächtige Klasse der allreußischen Bourgeoisie, die wieder alle Merkmale des bürgerlichen Liberalismus trägt, den wir in Westeuropa finden. Und die Semstwobewegung bleibt in dieser Beziehung, als Ausdruck der Bestrebungen der russischen Bourgeoisie hinter dem Adel und den Städten nicht zurück. Sie entfaltete entschieden die Fahne des Konstitutionalismus und wird zweifellos im künftigen russischen Parlamente den rechten und linken Flügel der bürgerlichen Parteien bilden.



Dieser adlig-bürgerliche Charakter des Liberalismus in Rußland bestimmt bis zu einem gewissen Grade die Forderungen, die seine Vertreter in der konstituierenden Versammlung stellen werden. Diese Klassen werden naturgemäß das allgemeine Wahlrecht auf Grund eines mäßigen Zensus befürworten. Sie werden ein Zweikammersystem und eine zentralisierte Vertretung verlangen. Und obwohl die starken demokratischen Sympathien der Hauptführer des russischen Liberalismus nicht bezweifelt werden können, glauben wir doch, daß ihnen die konstitutionelle Monarchie als eine brauchbare Waffe zur Sicherung der Oberherrschaft ihrer Klasse erscheinen wird; was die soziale Frage und die eigentliche Demokratie in Rußland betrifft, so werden unsere Liberalen, wie die Erklärungen der Industriellen und Fabrikanten schon jetzt beweisen, unter dem Druck der Intellektuellen und der Arbeiterklasse mit einer Republik einverstanden sein; soziale Reformen wird ihnen dann die Macht der Verhältnisse abringen. In den Semstwos und in den Vertretungen der Städte ist die russische liberale Bourgeoisie geboren worden und nahm in der Freiheitsbewegung nicht den letzten Platz ein. Sie strebt den Konstitutionalismus an und wird ihn auch erringen, sie wird dann weiter unter dem Drucke aktiver demokratischer Kräfte nach links evolutionieren.





Kapitel 2.

Universitäten, Presse und die Intellektuellen.

Die russischen Universitäten leiden seit jeher unter der Last einer doppelten widerspruchsvollen Aufgabe.

Auf der einen Seite sind sie die Pflanzstätten der Wissenschaft, der Mittelpunkt der Aufklärung. Sie sind der einzige Ort, wo in breiten Wellen das Licht des westlichen Wissens fließt und in tausend Strahlen über ganz Rußland verbreitet wird. Wissenschaft, Wissen. Gibt es denn für die russische Jugend heiligere Worte? Gibt es denn höhere Güter, um deren willen sie bereit wäre, mit Freude ihr Leben und Wohl zu opfern? Unsere Nachbarn werden sich den unersättlichen, hohen Wissensdrang, mit welchem der russische Student die alma mater betritt, kaum vorstellen können; in Europa gibt es kaum noch ein zweites Land, wo man an die Wissenschaft so fest glaubt, wo man sich vor ihrer Autorität neigt, wie in Rußland. Die russische Intelligenz wird als losgelöst von ihrem Volke bezeichnet, man beschuldigt sie des Verrates gegen Religion, Sitten und Anschauungen des Volkes. Ihr wird sogar der Kosmopolitismus ihrer Bestrebungen, die Abstraktheit ihrer Prinzipien, der Fanatismus ihrer Überzeugungen vorgeworfen. Allein die so sprechen, kennen weder das russische Volk, noch die russische Intelligenz.



Schon unsere Slavophilen hoben einen besonderen, echt nationalen Zug des russischen Geistes hervor, sein Streben nach einer allgemeinen Weltwahrheit. Dem russischen Muschik ist ebensowenig wie dem russischen Intelligenten die chinesische Selbstzufriedenheit eines in enger Sphäre hausenden Göttchens eigen. Der Russe begnügt sich nicht mit seiner eigenen, ländlichen oder städtischen „Wahrheit“. Ihm wird ebensowenig die französische oder die deutsche Wahrheit allein genügen. Er braucht unbedingt eine unbestrittene, allgemeine „Wahrheit“; eine höhere Wahrheit, die für alle Zeiten und für die ganze Menschheit von Wert ist. Und es ist selbstverständlich, daß er die religiöse Wahrheit nicht in der Religion der polizeilichen Kirche sucht und die soziale nicht im offiziellen Chauvinismus des Bierpatriotismus findet. Allein, wie gesagt, die deutsche und französische „Wahrheit“ genügt ihm auch nicht, befriedigt seinen Durst nach „dem letzten Worte“, nach dem absoluten sozialen Werte nicht. Für den russischen Intelligenten fließen die einzelnen fremden Kulturen in ein großes Wort — der Westen — zusammen; „das Land der heiligen Wunder“ nannten diesen Westen manche echt nationalen russischen Dichter. Die russische Intelligenz richtet voll heißer Liebe seine Blicke auf den Westen, in der westeuropäischen Wissenschaft findet sie die Kraft, die ihrem teuren Rußland die echte, reine unfehlbare Wahrheit schenken kann. Den Völkern, die im Besitze einer traditionellen Kultur sind und in ihren Irrungen zwischen Rom und der Reformation, zwischen Hegel und Moleschott enttäuscht sind, wird vielleicht dieser Glaube an die



Macht der Wissenschaft und Vernunft naiv erscheinen; wurden doch hier soviel politische und soziale Experimente gemacht, wurde doch hier so oft die Hülle gelüftet, die die Menschen von dem großen Gott der Wahrheit trennt und jedesmal wurde an der Stelle des Altars eine dunkle leere Stätte entdeckt. Dennoch ist auch hier, wie das ernste Studium des Westens beweist, der Idealismus nicht erloschen. Mit der Beharrlichkeit eines Fanatikers sucht die Blüte der europäischen Wissenschaft die Wahrheit zu entdecken. Millionen aus dem Volke werden Anhänger des sozialen Ideals. Gläubige eines kommenden goldenen Zeitalters. Ihr Geistesverwandter ist der russische Intelligente, obwohl er ein Jahrhundert jünger ist als sie. Und das, was hier als ein zerstreutes Feuer in den einzelnen sozialen Gruppen und Sphären leuchtet, das scheint dem Russen wie die große ruhige Sonne, in der er seinen Glauben, seine Macht, sein Lebensgesetz erkennt. Die objektive Wissenschaft, das unveränderliche enge soziale Gesetz, die tiefe, alles umfassende Menschlichkeit – das sind die Altäre, auf denen der gebildete Russe reichliche Opfer bringt, in deren Namen er seine Hochschule heiligt. Die Universität ist für den Russen ein Tempel, dessen Besudelung er nie dulden wird.

Ich erinnere mich an das mir so teure Auditorium, ich erinnere mich an die lieben russischen Köpfe, die mit soviel Ehrfurcht und Ernst da saßen; ich erinnere mich an diese aufmerksamen Blicke, diese gedankenvollen bewegten Gesichter vor meinem Katheder. Dieses Auditorium konnte man nicht ohne eine gewisse ehrfurchtsvolle Unruhe be-



treten. Dort erwartete man nicht nur einfache Tatsachen, sondern die Wissenschaft im höheren Sinne des Wortes. Dort mußte man auf die brennenden Fragen der traurigen Wirklichkeit antworten, man mußte das Wissen auf die Höhe der philosophischen Prinzipien erheben, man mußte nicht nur lehren, sondern auch erziehen. Das empfängliche Auditorium verzieh keine Irrtümer, keinen Subjektivismus, es durstete nach einem Ideale und konnte nur aus einem reinen Quell trinken. Es brauchte eine soziale Wahrheit, aber auf der Grundlage der objektiven unparteiischen Wissenschaft; es brauchte einen Glauben, aber für sein Dogma bedurfte es des verallgemeinerten Wissens, einer breit angelegten soziologischen Vorbildung nicht nur der Rechtswissenschaft, sondern auch der naturrechtlichen Ideologie. Dieses Auditorium konnte man nur schwer befriedigen; mit dem Gefühle großer Verantwortung betrat jeder wahre Professor das Auditorium und begann von seinem Katheder nicht den Vortrag, sondern den Dienst der Wahrheit in vollem Sinne des Wortes. Es gab unter den Professoren glückliche, die es dank ihrer Kenntnisse, Talente und hohen sittlichen Reinheit vermocht haben, die Liebe und Verehrung ihrer Zuhörer zu gewinnen. Zu diesen gehörte vor allen mein früherer Kollege an der Universität Tomsk, Professor Klimentow, den bereits am Anfang seiner vielversprechenden Tätigkeit die Schwindsucht dahinraffte. Ich erinnere mich lebhaft an die Vorlesung, der ich mit seiner freundschaftlichen Erlaubnis beigewohnt habe. Er las damals über die Finanzverhältnisse der australischen



Kolonien, über die junge Arbeiterrepublik Neuseelands; er war schon damals krank, und nicht ohne Schwierigkeit ertönte laut seine schöne Sprache, gelangen ihm seine abgerundeten, gehaltvollen und durchdachten Sätze. Sie enthielten nichts Überflüssiges, nichts Effekthaschendes, allein welche Macht der Überzeugung sprach aus seinen Worten, was für einen wunderbaren echt wissenschaftlichen Humanismus atmete diese seine . . . . vorletzte Vorlesung. Aus seinem Munde sprach das Wissen selbst, aber das Wissen, das durch eine große Seele gegangen, das von hohem Idealismus beleuchtet und mit Tausenden von Fäden mit dem Glauben an den Fortschritt und an eine bessere Zukunft verbunden war . . . . Das russische Auditorium brauchte eine solche Wissenschaft; die Regierung gab sich alle Mühe, um die russischen Universitäten in eine Stätte der Niedertracht und Gewalt zu verwandeln, um diejenigen von dort zu beseitigen, die so treu und uneigennützig der Universitätswissenschaft dienten.

Die russische Regierung, die für die Aufklärung sorgte, Schulen und Bibliotheken öffnete, wollte nichts weniger als der Wissenschaft dienen. Die ganze Aufklärung verfolgte zweierlei Ziele. Erstens sollte vor Westeuropa der aufgeklärte und humane Charakter der russischen inneren Politik demonstriert werden; zweitens sollte sie ein brauchbares Personal von gebildeten Technikern und Beamten heranzüchten. Beide Ziele mußten in gleichem Maße den engen Interessen der administrativen Maschine dienen. Von diesem Geiste sind alle Schulreformen getragen. Die Universi-



tät, die technische Hochschule, die Akademie — sind nur einfache Apparate, um in die jungen Köpfe gewisse, für die Regierung brauchbare Kenntnisse hineinzubringen und dann aus den diplomierten Akademikern passive und gehorsame Mitglieder der Administration zu machen. Die Schule, in eine Diplomfabrik verwandelt — das war der Anfangsgrund des russischen Aufklärungssystems, dadurch reihte sich Rußland effektvoll den kulturellen Ländern der Welt an. Der Konflikt zwischen dieser rohen und utilitaristischen „Aufklärung" mit den Forderungen der freien Wissenschaft war daher unvermeidlich. Der Konflikt brach auch mit unabwendbarer Notwendigkeit aus: die rohe Gewalt der Polizei, der Spionage, Gefängnis und Verrat nahmen die Universitäten in Schutz gegen die . . . . Wissenschaft.

Wir überlassen es jedoch den bedeutungsvollen Akten der russischen Professoren, die Lage der russischen Aufklärung zu charakterisieren. Die letzte Zeit ist an diesen Dokumenten überreich.

Wir lassen hier die Erklärung folgen, die 342 russische Gelehrte, darunter 16 Akademiker, 125 Professoren und 201 Dozenten an den Kultusminister gerichtet haben: „Die Volksaufklärung — heißt es darin — befindet sich in Rußland in einem jämmerlichen Zustande, der weder den dringendsten Bedürfnissen noch der Würde unserer Heimat entspricht. Der elementare Unterricht — die Grundlage des Gedeihens und der Macht eines Landes — ist bis jetzt dem größten Teil der Bevölkerung nicht zugänglich und steht bis jetzt auf einem äußerst niedrigen Niveau. Die Politik der



Regierung auf dem Gebiete der Volksaufklärung, die vorzugsweise von polizeilichen Rücksichten beeinflußt wird, hindert die Entwickelung des Volkes, hält sein geistiges Wachstum auf und führt den Staat zum Niedergang. Die Mittelschulen entsprechen weder der Zahl noch dem Lehrplane nach den Bildungsbedürfnissen der Bevölkerung. Sie unterdrücken die Persönlichkeit des Schülers und Lehrers und töten gerade die Eigenschaften der menschlichen Seele, deren Entwickelung sie eigentlich vor allem fördern müßten; sie töten den Wissensdrang und die Fähigkeit, selbständig zu denken. Die Hochschulen — diese empfindlichen Gradmesser des Kulturniveaus eines Landes, die seine Bedeutung und Stellung unter den anderen Ländern bestimmen — sind vollständig zerrüttet und in Auflösung begriffen. Die Lehrfreiheit und die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung existieren dort nicht. Das Prinzip der akademischen Autonomie, das bei allen aufgeklärten Völkern so fruchtbringend war, ist bei uns völlig unterdrückt; in unseren Hochschulen herrschen Zustände, die geeignet sind die Wissenschaft in eine Waffe der Politik zu verwandeln. Der regelmäßige Studiengang wird immer von Studentenunruhen unterbrochen, die durch die gesamten Verhältnisse unseres Staatslebens hervorgerufen werden. Nicht leicht ist das Schicksal derjenigen, die auf dem Gebiete der Aufklärung arbeiten müssen. Die rechtlose Lage des Lehrers in den Elementarschulen war häufig genug der Gegenstand öffentlicher Diskussionen. Die Einschränkung, welche die Tätigkeit der Lehrer in den Mittelschulen beeinträchtigen und entstellen,



wurden ebenfalls häufig genug gewürdigt; endlich können auch die Verhältnisse, die in den Hochschulen herrschen, nicht anders als anormal und erniedrigend bezeichnet werden . . . . Die Freiheit der Forschung und des Unterrichts ist derart mangelhaft, daß sogar die rein wissenschaftliche Lehrtätigkeit vor der administrativen Willkür nicht gesichert ist. In der Geschichte höherer Lehranstalten werden bis auf den heutigen Tag Fälle verzeichnet, wo Professoren und Lehrer — und darunter oft hervorragende wissenschaftliche Kräfte — gezwungen werden, auf Verordnung der zeitweiligen Gewalthaber ihre Tätigkeit aus einem Grunde, der mit der Wissenschaft nichts gemein hat, aufzugeben. Durch eine ganze Reihe von Verordnungen und Maßnahmen werden die Lehrer der Hochschulen zu Beamten herabgewürdigt, die die Befehle der Obrigkeit blind erfüllen müssen. Unter diesen Bedingungen ist das Sinken des wissenschaftlichen und sittlichen Niveaus des Professorenkollegiums unvermeidlich.

Unvermeidlich folgen daraus Mißachtung und Mißtrauen gegen die Lehrer, was für das gegenwärtige Leben unserer höheren Lehranstalten so verhängnisvoll geworden ist. Unser Schulregime ist ein gesellschaftliches und staatliches Übel: es unterdrückt die Autorität der Wissenschaft, hält ihre Entwickelung auf und ist zugleich unfähig, die großen Aufgaben der Aufklärung zu verwirklichen und dem Volke die Entwickelung seiner Geisteskräfte zu sichern. Die Wissenschaft kann sich nur dort entwickeln, wo sie frei ist, wo sie vor fremden Übergriffen sicher ist, wo sie unbean-



standet die dunkelsten Ecken des menschlichen Lebens erhellen kann .... Die akademische Freiheit ist unvereinbar mit der gegenwärtigen Staatsordnung Rußlands. Sie ist durch Palliativmittel nicht zu erreichen, sie erheischt vielmehr eine volle, radikale Umwälzung. Gegenwärtig ist eine solche Umwälzung unaufschiebbar .... Das Wohl des Landes erfordert unbedingt die Einführung der Gesetzlichkeit und der damit verbundenen Anfänge politischer Freiheit. Die Erfahrung der Geschichte lehrt aber, daß dieses Ziel ohne freigewählte Vertreter des ganzen Volkes behufs Teilnahme an der gesetzgeberischen Tätigkeit und Kontrolle der Administration nicht erreicht werden kann."

Die Charakteristik der russischen Aufklärung seitens der 342 Gelehrten ist gewiß nicht übertrieben. Besonders ist der polizeiliche Druck in den Hochschulen unerträglich. Ich habe das bereits in meiner Rede im sozial-liberalem Verein in Berlin auseinandergesetzt[1]). „Durch die Zensur hält die Polizei die russischen Wissenschaften von allen „schädlichen" Einflüssen der fremden Länder frei. Eine ganze Reihe großer Gelehrter in Westeuropa sind dem russischen Lesepublikum unzugänglich gemacht worden. Die Naturwissenschaft wird als Atheismus verpönt. Die Volkswirtschaft ist auf den Universitäten kaum vertreten und nur den besonders loyal gesinnten Dozenten überlassen. Das Verfassungsrecht der europäischen Staaten ist

---

[1]) Deutschland und die Vorgänge im russischen Reich, Verlag Hilfe S. 9.



aus den offiziellen Wissensgebieten völlig entfernt, die Politik als Wissenschaft ebenfalls. Dem Universitätsreglement zufolge kann ein russischer Dr. jur. die Hochschule verlassen, ohne eine Ahnung von Rousseau, der englischen Verfassung, Marx und Lassalle zu haben. Offiziell ist er verpflichtet, die Geschichte der Rechtsphilosophie nur bis zur Zeit des Aristoteles zu kennen. Das Staatsrecht wird nur im Einklang mit dem Absolutismus behandelt. In den Universitäten selbst werden die Professoren von Pedellen und Polizisten beaufsichtigt. Ich selbst hatte oft das Glück, während meiner Vorlesungen durch die Türspalte den Spion zu sehen, der mich belauschte. Jede selbständige wissenschaftliche Arbeit ruft eine Menge von Denunziationen hervor und in Verbindung damit politische Verfolgungen. Öffentliche Vorlesungen außerhalb der Universität können sogar den Professoren durch die Verwaltungsbehörden verboten werden. Der Redner muß der Polizei ein ausführliches Konzept vorlegen. Die Staatswissenschaften werden nur in einem von oben vorgeschriebenen Sinne vorgetragen, und der Vortrag muß den Verordnungen der Verwaltungsbehörden entsprechen. Nur durch die Verletzung der Dienstpflicht retten die russischen Gelehrten ihre Lehrfreiheit. Als Professor des Staatsrechts war ich nach dem Lehrplan von 1884 verpflichtet, den Studenten die Sinnlosigkeit des europäischen Rechtsstaates zu demonstrieren und die Idee des Absolutismus zu verherrlichen, und als ich es dennoch nicht tat, war es nur eine Gefälligkeit meiner Obrigkeit, wenn sie mich mit Mahnungen nicht belästigte."



Nicht übertrieben sind auch die praktischen Forderungen, welche die 342 Gelehrten aufstellen. Die technische Hochschule in Petersburg sprach sich diesbezüglich noch am 2. Dezember 1904 entschieden aus. „Nicht lokale akademische Gründe — heißt es in ihren Beschlüssen — sondern die Gesamtheit der Staatsverhältnisse rufen jene Störungen des regelmäßigen Studienganges hervor, die einen chronischen Charakter angenommen haben. Die Studentenunruhen erscheinen als eine unvermeidliche Begleiterscheinung der gegenwärtigen sozialen und staatlichen Verhältnisse Rußlands: sie sprechen von der Höhe der politischen Entwicklung der russischen Gesellschaft. Keine Reglementierung der höheren Lehranstalten ist in der Lage, die Studentenunruhen aus der Welt zu schaffen, da jede Erscheinung des russischen Staatslebens geeignet ist, in die empfängliche und empfindliche russische lernende Jugend den Funken des Protestes zu werfen, sogar, wenn unmittelbare akademische Gründe dazu nicht vorliegen. Die akademische Jugend spiegelt nur die politischen Stimmungen der sozialen Umgebung mit größerer Unmittelbarkeit und Kraft wieder. Daher kann das akademische Leben nur dann einen regelmäßigen Verlauf nehmen, wenn sich die allgemeinen Verhältnisse entsprechend geändert haben. Auf Grund des oben Dargelegten hält es der Rat für seine Pflicht, zu erklären, daß auch für die Hochschulen Rußlands die Einführung einer solchen Rechtsordnung notwendig ist, die, dem gesellschaftlichen Rechtsbewußtsein entsprechend, die Unantastbarkeit der Person und der Privatwohnung jedes Bürgers, die Preß-



und Versammlungsfreiheit und die Gleichheit aller, unabhängig von Stand, Nationalität, Glaubensbekenntnis, vor dem Gesetze sichert. Als notwendige Bedingung und einzige Garantie für diese Rechtsordnung erscheint die Teilnahme einer freigewählten Volksvertretung an der gesetzgeberischen Tätigkeit und an der Kontrolle über die Handlungen der Administration. Der Rat spricht die Überzeugung aus, daß nur bei der Einführung einer Rechtsordnung, die auf den unerschütterlichen Garantien eines Grundgesetzes beruht, die Lehrer und Studenten der Hochschulen endlich die Möglichkeit haben werden, ihre Kräfte der wissenschaftlichen Arbeit zum Wohle des Vaterlandes zu widmen." Das Forstinstitut in Petersburg spricht noch entschiedener von den politischen Ursachen des Niedergangs der Hochschulen. „Diese Ursachen", erklären 9 Professoren, 2 Lehrer und 11 Assistenten des Forstinstituts in einer außerordentlichen Sitzung, „liegen in dem Mißverhältnisse zwischen der gegenwärtigen politischen Ordnung Rußlands und dem Wachstum des gesellschaftlichen Selbstbewußtseins, für das die Freiheit des Gewissens, der Rede und der Person eine Lebensnotwendigkeit ist. Diese Grundsätze aber können nur durch die Einführung der Gesetzlichkeit, durch die Beschränkung der administrativen Willkür und durch die Teilnahme der freigewählten Volksvertreter an der Organisation des Staates durchgeführt werden. Ohne Verwirklichung dieser Grundforderungen der russischen Gesellschaft ist das Lehrerpersonal beim besten Willen, auf die Jugend beruhigend einzuwirken, der Möglichkeit beraubt, das akademische Leben in normale



Bahnen zu leiten, und fühlt sich in äußerst schwieriger und falscher Lage seinen Schülern und der russischen Gesellschaft gegenüber."

Die mutigen Stimmen der russischen Gelehrten fanden in ganz Rußland Widerhall — überall, wo es nur Menschen gab, die Fühlung mit der Wissenschaft haben, wo es nur eine Hochschule, wenn auch spezieller technischer Natur, gab. Die Wissenschaft und der Absolutismus sind unvereinbar — das war der Sinn der Erklärung von 342 Gelehrten — das war die Parole, die im ganzen Reiche laut wurde. Der Erklärung der 342, die in den Zeitungen „Naschi Dni", „Nascha Schisnj", „Russj" und „Rußkija Wjedomosti" veröffentlicht wurde, gesellten sich täglich Hunderte und Aberhunderte von Unterschriften, so daß während eines Monats fast alle Kräfte der russischen Hochschulen — von den Professoren bis auf die Laboranten und Assistenten — sich um die Fahne der freien Wissenschaft versammeln konnten.

Die Studentenbewegung äußerte sich bereits „während der Politik des Vertrauens" des Fürsten Swjatopolk-Mirsky in entschiedener Weise. Die Studentendemonstrationen in Petersburg am 28. November erschienen nur als natürlicher Ausdruck der Gärung, die noch anfangs Oktober begonnen hatte und bis auf die letzte Zeit fortdauerte.

Bereits am 11. Oktober 1904 fand eine allgemeine Versammlung der Studenten der technischen Hochschule in Petersburg statt, wo der Regierung ein „Mißtrauensvotum" ausgesprochen, die „Einstellung des Krieges und die Einberufung einer Volksvertretung mit allgemeinem Wahlrechte ge-



fordert wurde". Die Studenten „forderten die russische Gesellschaft auf, sich ihnen anzuschließen". Auf zwei Versammlungen der Petersburger Universität, am 18. Oktober und 1. November, wurde erklärt, daß „nur die völlige Liquidierung der herrschenden Staatsordnung durch die Einberufung einer Volksvertretung mit allgemeinem, gleichem, direktem und geheimem Wahlrechte und die sofortige Einstellung des Krieges die Grundlage zu einer neuen Staatsordnung und zur Entwicklung aller progressiven Kräfte des Landes bilden könnten. Gleichlautende Resolutionen wurden in dem medizinischen Fraueninstitute, im Berginstitute, in der Moskauer technischen Schule, in der Universität und in dem Veterinärinstitut zu Dorpat und in einer ganzen Reihe anderer höherer Lehranstalten angenommen. Am 13. November fand sogar eine Versammlung in der medizinischen Kriegsakademie statt. Diese Bewegung löste sich in zwei Demonstrationen aus, von denen eine in Petersburg am 28. November, die andere in Moskau am 5. und 6. Dezember veranstaltet wurde. Beide Demonstrationen wurden mit Waffen unterdrückt, aber das beruhigte die Jugend keineswegs. Im Gegenteil. Anfang Dezember wurden die Vorlesungen in Moskau eingestellt und die Universität auf unbestimmte Zeit geschlossen. Die Ereignisse vom 9./22. Januar jagten die Studenten völlig aus den Hörsälen und machten jedes Studium unmöglich. In Petersburg wurden gemäß den Beschlüssen der Studentenversammlungen und der Professorenkollegien die Vorlesungen eine nach der anderen bis auf weiteres eingestellt. Auf Petersburg folg-



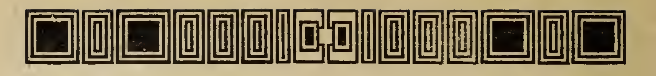
ten Moskau, Jaroslawl und Kiew, wo zuerst das Polytechnikum, nachher die Universität ihre Tätigkeit einstellten. In Petersburg stellte dem gemeinsamen Beschluß der Studenten und Professoren gemäß sogar die medizinische Kriegsakademie, die Militärärzte ausbildet, die Vorlesungen ein. Am 20. Januar stellte das Institut für Land- und Forstwirtschaft in Newoalexandrien seine Tätigkeit ein. Am 22. Januar wurden alle Hörsäle in Charkow geschlossen, und bald darauf stellte sogar die geistliche Akademie in Petersburg die Vorlesungen ein. In Odessa schlossen sich die Professoren den Studenten an und beschlossen, sich gegen Repressalien zu wehren. Vom allgemeinen Strome hingerissen, stellten ihre Tätigkeit ein das Ingenieur-Institut in Moskau, wo die Forderungen der Studenten von der Konferenz unter dem Vorsitze des Senators Schmemann bewilligt wurden – und das Moskauer Institut der orientalischen Sprachen, wo die Studenten erklärten, nicht mehr weiter arbeiten zu können. Kasan, Njeschin, Tomsk und alle andern Städte des Reiches, die im Besitze einer Hochschule sind, folgten einmütig dem Beispiele der Residenzen. Auf diese Weise ereignete sich in Rußland etwas, was die Geschichte noch garnicht kannte. Alle höheren Lehranstalten des großen Reiches wurden nach einmütiger Verabredung der Professoren und Studenten für ein halbes Jahr geschlossen, und der Staat blieb ohne Ärzte, Techniker, Juristen, Ingenieure, Architekten, ja sogar ohne Künstler; in der letzten Zeit stellte die höhere Kunstschule, die sich der Akademie der Künste in Petersburg anschließt, ihre Arbeit ein! Sogar die jungen Leute,



welche die Universität absolvierten und sich den Staatsprüfungen unterziehen mußten, um nach Erlangung des Diploms praktisch zu arbeiten, weigerten sich, das Staatsexaman zu machen. So z. B. handelten die Mediziner in Moskau, Kasan, die Absolventen der medizinischen Kriegsakademie in Petersburg und die Juristen in Jurjew. Diese Verschiebung kostete der Jugend viele Opfer, aber sie zieht es vor, zu hungern, als sich in den Dienst der Regierung zu stellen, die sich durch ihre Siege über die unbewaffneten Arbeiter und durch ihre Niederlagen in der Mandschurei mit Schmach und Schande bedeckt hat.

Die gegenwärtigen Ereignisse verursachten eine derart tiefgehende Erschütterung, daß sogar in den geistlichen Seminaren, wie das in Pskow der Fall war, und in den Mittelschulen Unruhen ausgebrochen sind. Die Administration hat alles getan, um die Kinder der Mittelschulen so weit zu treiben. Gegen kleine Mädchen gehen die Kasaken mit Säbeln vor, schutzlose Schüler der Gymnasien und Realschulen werden von bewaffneten Polizeibanden überfallen. Die Kasaken, die Polizei und der gedungene Pöbel türmen ganze Hekatomben von blutenden Kinderleichen auf den Straßen. Die Niedermetzelung der Kinder in Kursk war der Gipfelpunkt der Regierungsbarbarei. Die großen Stützen des russischen Absolutismus zeigten hier den Kindern im Schulalter gegenüber ihre Stärke und Macht!

Die Bewegung, welche die Form des Streiks der Lehranstalten angenommen hatte, blieb nicht ohne Widerhall. In anderen Formen und Äuße-



rungen gesellte sich ihr eine andere Freiheitsströmung, die in den sogenannten Banketten, in den Resolutionen verschiedener Körperschaften, in kollektiven Erklärungen verschiedener professioneller Gruppen ihren Ausdruck fand. Verweilen wir vor allem bei den konstitutionellen Banketten, welche die gesamte russische Intelligenz, von den titulierten Adligen bis auf die Vertreter der Arbeiter vereinigten. Gelehrte und Literaten, Kaufleute und Gutsbesitzer, Rechtsanwälte und Richter, Ärzte und Ingenieure, Studenten und Arbeiter – alle scharten sich hier um die Fahne des Rechtsstaates, und zwar nicht nur in den Residenzen, sondern auch in allen Städten des europäischen und asiatischen Rußlands. Da die Resolutionen der Bankette mehr oder minder gleichartig sind, lassen wir hier nur die charakteristischen folgen.

„Wir halten es für absolut notwendig“ – lautet die Resolution des Petersburger Banketts vom 20. November, auf dem unter dem Vorsitz Korolenkos 676 Vertreter der liberalen Berufe versammelt waren, – „daß die ganze Staatsordnung Rußlands auf konstitutioneller Grundlage reformiert wird. . . . Wir halten es für notwendig, daß zur Verwirklichung . . . der Reformen eine konstitutionelle Versammlung von frei gewählten Vertretern der gesamten Bevölkerung sofort einberufen wird . . . und daß unverzüglich, vor der Wahlperiode, eine volle und absolute Amnestie für alle politischen und religiösen Verbrecher erklärt wird . . . ferner muß die bewußte und freie Wahl der Bevölkerung und die Unantastbarkeit der gewählten Vertreter gesichert werden.“ Analoge Resolutionen wurden



auf Dutzenden von Banketten angenommen, welche die 40jährige Jubiläumsfeier der gerichtlichen Reformen Alexanders II. begingen. Wir lassen hier noch eine Resolution aus der Provinz als Illustration folgen. Typisch für die Stimmung in der Provinz ist zweifellos die Resolution des Banketts in Samara vom 20. November 1904: „Die fortwährenden Schwankungen des Staatskurses“ – heißt es im 4. und 5. Punkte derselben – „in Abhängigkeit von den individuellen Anschauungen der Inhaber und höchsten Vertreter der Gewalt und der Mangel an Garantien für eine feste Rechtsordnung erheischen eine radikale Veränderung der Regierungsform durch Einschränkung des Absolutismus und durch Einführung eines konstitutionellen Regimes. Dazu ist die Teilnahme der Volksvertretung, als eines besonderen Wahlkörpers, an der gesetzgeberischen Gewalt, an der Feststellung des Staatsbudgets und der Kontrolle der Administration nötig. Da nur das Volk, in der Person der frei gewählten Vertreter, in der Ausarbeitung des grundlegenden Staatsstatuts kompetent sein kann, so ist es nötig, eine konstitutionelle Versammlung mit allgemeinem gleichen und geheimen Wahlrechte einzuberufen.“

So sprach man auf den Banketten in Petersburg und Samara. Vollkommen analoge Resolutionen wurden später angenommen: in Moskau (450 Teilnehmer), in Saratow (2 Bankette, je 1500 T.), in Odessa (über 300 T.), in Smolensk (300 T.), Kiew (über 500 T.), in Rostow am Don (600 T.), in Jekaterinoslaw (300 T.), in Zarizyn (300 T.), in Woronesch (200 T.), in Balaschow



(350 T.), in Jekaterinodar (200 T.), in Wladimir (100 T.), in Kaluga (95 T.), in Pskow (175 T.), in Baku (120 T.), in Perm 90 T.), ferner in Jelisawetgrad, Taschkent, Orel, Tiflis, Tomsk, Nowosybkow (Gouvernement Tschernigow) und vielen anderen Städten. Man braucht darüber kein Wort zu verlieren, daß diese Bankettbewegung auf viele Hindernisse seitens der Administration und Polizei gestoßen ist, besonders in Odessa, wo Infanterie, berittene Gendarmen, Zollwache, Kasaken und Polizisten gegen die Teilnehmer des Banketts ausrückten. Glücklicherweise hatte dieses Vorgehen keine blutigen Opfer zur Folge. Anders war es in Rostow, Tomsk und in manchen anderen Städten. Dort gab es Verhaftungen, Haussuchungen und lästiges Verhör durch die Gendarmerie.

Von den einzelnen professionellen Gruppen heben wir die Bewegung unter den Juristen, besonders unter den Rechtsanwälten und juristischen Vereinen hervor. Als Ausgangspunkt sind hier die Sitzung der Petersburger juridischen Gesellschaft vom 19. November und die Novemberresolutionen der Moskauer und Petersburger Rechtsanwälte zu bezeichnen. Die Petersburger Rechtsanwälte, 42 an der Zahl, haben beschlossen: „Eine richtige Organisation des Gerichtswesens ist unmöglich ohne gleiches Recht für jeden Bürger, ohne Garantien für die Unantastbarkeit der Person und der Privatwohnungen, ohne Freiheit des Gewissens und des Glaubens, ohne Freiheit der Presse, ohne Koalitions- und Versammlungsrecht. Als Garantie für diese Rechte und als Grundlage



für den normalen Gang des Staatslebens ist die Teilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung, an der Feststellung des Budgets und der Kontrolle über die Administration nötig . . . Es ist nötig, eine sofortige Amnestie auszusprechen für alle, die für politische und religiöse Überzeugungen leiden." – Die Moskauer Resolution hat denselben Wortlaut. Den beiden Resulutionen schlossen sich die Rechtsanwälte von Mensk, Archangelsk, Tambow, Krasnojarsk, Schitomir, Baku, Homel, Witebsk und anderen Städten an. Die Forderungen der Rechtsanwälte und der juristischen Gesellschaften erhielten endlich ihren vollkommenen Ausdruck auf dem Kongresse der Kriminalisten, der im Januar des laufenden Jahres stattgefunden hat, und auf dem die Notwendigkeit einer konstitutionellen Regierungsreform für Rußland zum wiederholten Male betont wurde. Leider wurde der Kongreß auf Anzeige des feigen Senators Foinizky geschlossen und konnte daher seine bedeutungsvolle Arbeit nicht vollenden. . . . Die Ereignisse vom 9./22. Januar veranlaßten die Petersburger Rechtsanwälte zu einer eigenartigen Maßnahme. Die Rechtsanwälte stellten ihre Tätigkeit an den Gerichtshöfen ein, sodaß die letzteren ihre Verhandlungen bis auf weiteres vertagen mußten. Ferner erwarben sie sich ein besonderes Verdienst durch Geldsammlungen zugunsten der hinterbliebenen Familien der gefallenen Opfer usw.

Hand in Hand mit den Rechtsanwälten gingen auch die anderen Berufe. Vor allem die Ärzte. Die medizinischen Gesellschaften von Olonezk, Kursk, Smolensk schlossen sich den Resolutionen



der Semſtwos an und proklamierten das gleiche, direkte, geheime und allgemeine Wahlrecht. Noch früher als dieſe hat der Kongreß der Ärzte in Odeſſa Reſolutionen ſozialen und politiſchen Inhalts angenommen und ſeine Solidarität mit dem Ärztetag zu Ehren Pirogows, der in Petersburg bald aufgelöſt wurde, erklärt. Auf dem Bankette der Ärzte vom 18. Januar in Petersburg nahmen 300 Teilnehmer ein demokratiſches Programm der Volksvertretung an und ſtellten als Grundforderungen auf: die Einberufung einer konſtitutionellen Verſammlung, die Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts. Sie erklärten auch ihrerſeits ihre Solidarität mit dem Kongreſſe zu Ehren Pirogows. Ähnliche Reſolutionen nahmen verſchiedene Geſellſchaften zum Schutz der Volksgeſundheit in Odeſſa, Jalta, Simferopol uſw., Geſellſchaften der Veterinärärzte in Moskau, der Kongreß der Naturforſcher in Kiew und ſchließlich die Geſellſchaft ruſſiſcher Ärzte namens Pirogows an.

Wir laſſen manche dieſer Reſolutionen auszugsweiſe folgen. Die Geſellſchaft zum Schutze der Volksgeſundheit in Jalta telegraphierte an die Moskauer Univerſität gelegentlich ihrer 150jährigen Jubiläumsfeier: „150 Jahre exiſtiert die Moskauer Univerſität, 150 Jahre bezahlt das Volk mit ſeinem Schweiß und Blut die Wiſſenſchaft, die nicht zu ihm gelangt. Das geſchieht darum, weil die Wiſſenſchaft nur bei Freiheit des Gewiſſens, der Rede und der Preſſe und den Garantien für die Freiheit der Perſon, die eine Volksvertretung ſichert, gedeihen kann.“ In demſelben Sinne votierte der



Kongreß der Naturforscher in Kiew: „Wir, Teilnehmer des dritten Kongresses, wir Lehrer der Naturkunde in den Schulen aller Typen erklären vor dem Antlitz der gesamten russischen Gesellschaft, daß wir, solange die allgemeinen Verhältnisse, die Rechtslosigkeit der Person, der Mangel an Preß- und Wortfreiheit, die administrative Willkür auf der Schule lasten, uns jeder Verantwortung für die gegenwärtige, unerträgliche Lage der Schule entziehen.“ Der Vorstand der Gesellschaft russischer Ärzte namens Pirogows nahm im Anschlusse an den letzten Ärzte-Kongreß folgende Resolution an: „Das Ziel der radikalen Reform . . . im Interesse der allgemeinen Volksgesundheit und Volkshygiene muß in der völligen Befreiung des Landes von dem unerträglichen Drucke des bureaukratischen Regimes, in der Ersetzung dieses veralteten Regimes durch eine Staatsordnung bestehen, in der die gesetzgeberische Gewalt, die Feststellung des Budgets und die Kontrolle der Administration den auf Grund des allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrechtes freigewählten Vertretern des Volkes zustehen.“

Die russischen Ingenieure stellten in ihren professionellen Gesellschaften gleichlautende Forderungen eines Rechtsstaates und politischer Freiheit auf. In dieser Beziehung ist vor allem die Petition der 198 Ingenieure hervorzuheben, die in den russischen Blättern veröffentlicht war. Dieselbe wurde gleich der Petition von den 342 Professoren mit Tausenden und Abertausenden von Unterschriften versehen. Die Hauptforderungen dieses bedeutungsvollen Dokuments lauten: „Die Ursachen der während der



letzten Jahre immer wiederkehrenden Erschütterungen der Industrie durch die stürmischen Ausbrüche der Arbeiterbewegung liegt gewiß nicht in der Agitation der sogenannten Revolutionäre und nicht in dem ungünstigen Einflusse fremder Länder, sondern in den total ungeordneten Verhältnissen unseres Staatslebens, über die sich alle Bürger beklagen. Diese Unordnung, die der allerhöchste Erlaß vom 12. Dezember vorigen Jahres selbst anerkennt, äußerte sich besonders stark in dem Verhalten der Regierung zu der Arbeiterklasse, die durch die Entwicklung unserer Industrie an die Oberfläche getreten ist. Unsere industriellen Arbeiter, die ihrer geistigen Entwicklung nach und infolge ihres Lebens in den kulturellen Zentren des Landes, den fortschrittlichen Teil der Volksmassen bilden, sind absolut nicht in der Lage, auf gesetzlichem Wege ihre Interessen zu schützen und sich zu diesem Zwecke zu organisieren. . . . . . . Die Ausnahmemaßregeln, das Verbot, die Ursachen und Folgen der industriellen Krisen öffentlich zu diskutieren und die Absicht des St. Petersburger Generalgouverneurs, die Arbeiter in noch größerem Maßstabe als früher mit Hilfe der Administration zu organisieren – werden das Land nicht beruhigen. Im Gegenteil. Das alles wird noch schärfere Verwickelungen in das industrielle und bürgerliche Leben bringen. Wir fürchten, daß die Industrie des Landes, die ohnedies unter schweren Krisen leidet, in eine Lage gebracht werden wird, in der die Zusammenwirkung des Kapitals und der Arbeit ausgeschlossen ist . . . Die Mißstände unserer Industrie, die durch die letzten Ereignisse ent-



hüllt wurden, erscheinen hauptsächlich als Resultat der allgemeinen Unordnung unseres Lebens. Dem Arbeiter muß die Möglichkeit gegeben werden, seine Interessen auf gesetzlichem Wege selbständig zu verteidigen. Auf der Entwicklungsstufe, welche die russische Industrie erreicht hat, sind die Maßregeln der bureaukratischen Bevormundung nicht mehr in der Lage, die Gemüter zu beruhigen; im Gegenteil, durch ihre fortwährenden Schwankungen zwischen dem einseitigen Schutze der Unternehmer und dem scheinbaren Schutze der Arbeiter, rufen sie in allen Schichten der industriellen Bevölkerung Unsicherheit und Unzufriedenheit hervor. Die Befriedigung der Grundforderung der Arbeiter durch Gewährung des Versammlungs- und Koalitionsrechts aber setzt die Einführung der Grundsätze allgemeinbürgerlicher und politischer Freiheit voraus."

Äußerst charakteristisch ist auch die Resolution der Bogorodski-Abteilung der kaiserlichen technischen Gesellschaft, die im November 1904 angenommen wurde. Wir lassen sie in ihren wesentlichen Teilen folgen: „Das große Rußland, das bereits 1000 Jahre existiert, bildet ein grandioses Reich des toten Kapitals, wo eine nichtige Gruppe, die Administration, den sechsten Teil der Erdrunde und fast den zehnten Teil der gesamten Menschheit eigenmächtig von dem gewaltigen, produktiven Weltumsatz losreißt. Auf den unendlichen Räumen unseres Landes gehen unermeßliche Schätze von Naturreichtümern und Arbeitskraft, die in ihrer Zusammenwirkung die ganze Menschheit bereichern könnten, verloren, weil die Rechte der Arbeit und



die Möglichkeit der sozialen Betätigung nicht gesichert sind. In der demoralisierenden Atmosphäre der administrativen Bevormundung büßt das Kapital die Initiative ein, während die Arbeit, die vom Wissen getrennt und in der Zwangsjacke der administrativen Verordnung erstarrt, nach und nach die Lebensenergie verliert. Nur die von der Volksvertretung gesicherten und geschützten Rechte des Menschen und des Bürgers, welche die Technik des Lebens schaffen, werden auch der Technik Leben einhauchen und unserem Vaterlande die Möglichkeit geben, den Weg der freien schöpferischen Arbeit — den einzigen Weg zum wahren Glücke zu betreten."

In der Versammlung der Kaiserlichen russischen technischen Gesellschaft wurde im Anschluß an diese Resolution unter dem Vorsitze des früheren Ministergehilfen W. J. Kowalewski erklärt: „die gegenwärtigen Verhältnisse (das Verbot der Öffentlichkeit, die Beschränkung der Freizügigkeit und des Versammlungsrechtes) machen eine fruchtbringende und allseitige Behandlung der Arbeiterfrage unmöglich."

So sprechen und handeln russische Ingenieure. In Petersburg bildete die Gesellschaft der Ingenieure und Elektrotechniker ein besonderes Komitee zur Unterstützung der Opfer vom 9./22. Januar. Ihr folgte der Bund der Ingenieure in Petersburg, der eine Zentralkasse für Geldsammlungen zu demselben Zwecke organisierte und in wenigen Tagen 3000 Rubel sammeln konnte . . . Die Solidarität der russischen Ingenieure mit den russischen Arbeitern



bekundete sich auch in anderen Tatsachen, von denen manche im folgenden mitgeteilt werden.

Die russischen Pädagogen und pädagogischen Gesellschaften wiesen in einer ganzen Reihe von Resolutionen auf die völlige Unvereinbarkeit des absolutistisch-polizeilichen Regimes mit einem gesunden Zustand der mittleren und niederen Schule hin. Manche Tatsachen sind hier besonders erwähnenswert. Die Pädagogen in Jaroslaw führten trotz des Widerstandes des Vorsitzenden eine konstitutionelle Resolution durch, die mit 150 Unterschriften versehen wurde. In Nischni-Nowgorod wurde die Versammlung der Gesellschaft für Selbsthilfe der Lehrenden von der bewaffneten Polizei auseinandergetrieben. In Simferopol nahm eine ähnliche Gesellschaft am 29. Dezember eine freiheitliche Resolution an. In Kaluga sandte die Gesellschaft für Selbsthilfe der Lehrenden gelegentlich der 150jährigen Jubiläumsfeier ein demonstratives Telegramm an die Moskauer Universität.... Die Petersburger Gesellschaft für Selbsthilfe der Lehrenden schilderte in ihrer Resolution die traurige Lage der Aufklärung in Rußland und schloß mit folgenden Worten: „Tief davon überzeugt, daß diese Lage der Volksaufklärung kein Zufall ist, der mit dieser oder jener Persönlichkeit verbunden wäre, sondern als Resultat der herrschenden absolutistisch-bureaukratischen Ordnung erscheint, die mit dem wachsenden Selbstbewußtsein des großen Volkes unvereinbar ist, erklärt die Generalversammlung der St. Petersburger Pädagogischen Gesellschaft, daß nur dann, wenn jedem Bürger die unantastbaren Rechte der freien Person gesichert sein werden und



die gegenwärtige Staatsordnung durch ein neues Regime ersetzt sein wird, das auf weitangelegten demokratischen konstitutionellen Grundsätzen besteht, nur dann die für unser Volk so teuere Sache der Volksaufklärung sich richtig entwickeln kann und wird."

Auch die russischen Landwirte nahmen das Wort. Bereits am 19. November wurde von der Moskauer Gesellschaft der Landwirte eine Resolution angenommen, welche die Aufhebung des Ausnahmezustandes in Rußland fordert. In Pskow wollte die Gesellschaft der Landwirte aus Mißtrauen gegen die Regierung kein Begrüßungstelegramm an Swjatopolk-Mirsky schicken. In Saratow wandten sich die Landwirte an denselben Minister mit der Forderung einer Konstitution. In der landwirtschaftlichen Akademie in Moskau wurde von den Landwirten eine Feier veranstaltet, wobei mehr als 1000 Menschen anwesend waren, wo revolutionäre Lieder gesungen und Proklamationen verteilt wurden. Endlich forderte die Versammlung der Landwirte in Kostroma, auf der 300 Menschen anwesend waren, ein konstitutionelles Regime mit allgemeinem direkten, gleichen und geheimen Wahlrechte. Ähnliche Demonstrationen fanden in vielen anderen landwirtschaftlichen Gesellschaften statt. Und das ist sehr begreiflich. „Der entsetzliche Krieg hat, wie der Vorsitzende der landwirtschaftlichen Gesellschaft in Kostroma sagte, die Gesellschaft aufgeweckt und alle Defekte des absolutistisch-bureaukratischen Regimes entblößt. Verschiedene fortschrittliche Gruppen arbeiteten schon lange für die Erneuerung Rußlands. Gegen-



wärtig müssen sich alle diese Gruppen vereinigen, um dann, nachdem das allgemeine Ziel erreicht ist, ihres Weges zu gehen. Die Eroberung der politischen Freiheit — das ist die Aufgabe unserer Zeit, die alle Kräfte der Gesellschaft vereinigen muß, alle, die den Absolutismus nicht als ein Geschäft, nicht als eine Bank betrachten, wo sie ihre Aktien vorteilhaft anlegen können. Der uns bevorstehende Kampf wird groß und schwer sein, wir werden aber als Sieger daraus hervorgehen, denn das neue politische Leben wurde unendlich viele Jahre lang durch das Leiden des Volkes vorbereitet. Die Luft ist schon getränkt von der Idee der Freiheit."

Sogar die Maler und Komponisten nahmen an der allgemeinen Freiheitsbewegung teil und wiesen in ihren Petitionen auf die Unvereinbarkeit des polizeilichen Regimes mit der künstlerischen Entwicklung des Landes hin. Sie erklärten: „Lebensfähig ist nur die freie Kunst, freudig — ist nur das freie Schaffen." Die Komponisten und Musiker in Moskau verliehen der herrschenden Anschauung ganz besonders beredten Ausdruck: „Durch nichts in der Welt, außer durch die innere Selbstbestimmung des Künstlers und durch die Grundsätze des Zusammenlebens darf die Freiheit der Kunst beschränkt werden, wenn sie wirklich mächtig, wirklich heilig, wenn sie wirklich fähig sein wiil, auf die tiefsten Fragen des menschlichen Geistes einzugeben. Wenn aber das Leben gebunden ist, so kann auch die Kunst nicht frei sein, denn das Gefühl ist nur ein Teil des Lebens. Wenn es im Lande keine Freiheit des Denkens und Gewissens,



keine Freiheit des Wortes und der Presse gibt, wenn allen lebendigen schöpferischen Versuchen des Volkes Hindernisse in den Weg gelegt werden, verschmachtet auch das künstlerische Schaffen. Wie eine bittere Ironie klingt dann die Bezeichnung freier Künstler. Wir sind keine freien Künstler, sondern genau solche rechtlose Opfer der gegenwärtigen anormalen sozialen und rechtlichen Verhältnisse wie die anderen russischen Bürger, und es gibt unseres Erachtens nur einen Ausweg aus dieser Lage: Rußland muß endlich den Weg der radikalen Reformen betreten, der in den bekannten elf Punkten der Semstwo-Konferenz vorgezeichnet ist, und den auch wir als den einzig richtigen betrachten."

Alle diese Kundgebungen der russischen Gesellschaft wären nicht vollständig, wenn wir noch folgendes Moment nicht berücksichtigten: Die minimale Preßfreiheit, die in letzter Zeit tatsächlich gewährt wurde, rief eine ungeheure Umwälzung in den weitesten Kreisen der russischen Intelligenz hervor. Die zu dieser Zeit neu entstandenen radikalen Blätter boten nicht nur Muster einer wahrheitsliebenden mutigen Sprache, sondern rissen die meisten gemäßigten Blätter mit fort. Das erste Blatt dieser Richtung war „Nascha Schisnj", das sofort die besten fortschrittlichen Kräfte um sich vereinte. An die Spitze der Redaktion stellte sich Professor Chodsky, ein bekannter russischer Nationalökonom. Schon in ihren ersten Artikeln proklamierte diese Zeitung ihr radikales konstitutionelles Programm und gewann ungeheures Prestige in der russischen Gesellschaft. Gleich darauf erschien



die erste Nummer des „Syn Otetschestwa“, das unter Mitwirkung der Mitarbeiter des „Rußkoje Bogatstwo“ von einem noch radikaleren Kreise gegründet wurde. Diese beiden Zeitungen hatten ungeheuren Erfolg, erhielten aber sofort nach ihrem Erscheinen Warnungen und büßten das Recht des Einzelverkaufs ein. Das Blatt „Syn Otetschestwa“ wurde nach der 12. Nummer wegen seiner mutigen Sprache für drei Monate verboten. Sein Wiedererscheinen ist so gut wie ausgeschlossen, da solche Zeitungen laut Gesetz einer noch strengeren Präventivzensur obliegen. Bald jedoch wurde anstatt des „Syn Otetschestwa“ die Zeitung „Naschi Dni“ gegründet, die auch bis auf die letzte Zeit das unterdrückte Blatt würdig ersetzte. Nach der Ermordung des Großfürsten Sergius wurden „Natchi Dni“ und „Natcha Schisnj“ für drei Monate verboten. Beide Blätter dürfen nun als unterdrückt gelten. Von den neuen Blättern mäßigerer Färbung sind „Slowo“ und „Rußj“ hervorzuheben. Das letztere ist von dem Sohne Suwosins, des Herausgebers der „Novoje Wremja“ gegründet und zog die talentvollsten Mitarbeiter dieses Blattes zu sich herüber. „Rußj“ und „Slowo“ sprachen sich ebenfalls für eine Volksvertretung aus und bedienen sich einer offenen Sprache bei der Beurteilung der gegenwärtigen Lage Rußlands. Dem Herausgeber des „Rußj“ wurde eine Verwarnung seitens der Zensur und des Ministers des Innern erteilt. Vorläufig hält sich das Blatt auf einem anständigen Niveau. Von den älteren Blättern des liberalen Lagers schlug einen mutigeren Ton die „Rußkija Wjedomosti“ an. Eine



bedeutende Rolle in der Bewegung spielte die juristische Zeitschrift „Pravo“, der ebenfalls eine Verwarnung erteilt wurde. Das ist die äußere Geschichte der relativen Freiheit der russischen Presse.

Was aber die Resultate ihrer Tätigkeit betrifft, so müssen wir sie als ungeheuer bezeichnen. Trotz der äußerst schwierigen Verhältnisse, der Zensur und der administrativen Strafen, tat die Presse alles, was sie tun konnte. In Zehntausenden von Exemplaren überflutete sie ganz Rußland mit Mitteilungen und Nachrichten, die der russische Bürger sonst nur in den illoyalen Blättern lesen konnte. Die Wahrheit trat hervor. Die entsetzliche Grundlage des Blutbades im Osten wurde enthüllt, im ganzen Reiche erschallte der Ruf: „Nieder mit dem Kriege!“ Die Propaganda gegen den Krieg war die wichtigste Aufgabe der neuen Presse, die sie auch vorzüglich erfüllte. Die Aufsätze Pjeschechonows gegen den Krieg, die in „Pravo“ veröffentlicht waren, riefen einen förmlichen Aufruhr in der russischen Gesellschaft hervor. Auch die provinzielle Presse vermochte trotz der strengen Zensur in dieser Frage den Residenzen zu folgen und die öffentliche russische Meinung zu leiten. Der Krieg wurde endgültig und überall verurteilt. Die Frage über die Volksvertretung und Konstitution wurde ebenfalls von allen möglichen Seiten behandelt. Teils in offener Sprache, teils figürlich bald als Kommentar zu den verschiedenen Resolutionen, bald in Leitartikeln und Feuilletons, führte die russische Presse eine grandiose Propaganda der Rechtsideen und politischen Freiheit. Am Anfang dieser Bewegung litt sogar die



literariſche Form der Aufſätze unter dem Druck der Notwendigkeit, den Augenblick zu benutzen und mit einem Male alles zu ſagen. Bald jedoch verſchwanden die urſprünglichen Mängel, und Rußland konnte ſich zum Erſtaunen aller einer vorzüglich ausgearbeiteten und klar durchdachten Ideologie der politiſchen Parteien rühmen. Der Abſolutismus und die Bureaukratie wurden ſchonungslos verurteilt, die polizeiliche Willkür in den ſchroffſten Ausdrücken der Entrüſtung verdammt. Und da die Preſſe nicht die Möglichkeit hatte, alle Schreckniſſe des Landes zu enthüllen, benutzte ſie einzelne Fälle des Verrats oder der Gewalttat, um das ganze Syſtem an den Pranger zu ſtellen. Der Prozeß in Homel, die körperliche Züchtigung des Arztes Sabuſſow durch den General Kowalew, die Organiſation der „Patriotenbande“ unter den Studenten vom Direktor des Berginſtituts Konowalow und die Demolierung des Inſtituts, die Durchprügelung der Semſtwomitglieder in Tambow, die Proklamationen in Pſkow mit dem polizeilichen Rufe: „Haut die Studenten!“, die Niedermetzelung der fremden Völkerſchaften in Altai und der Kinder in Kursk – das alles wurde ohne Ende in Tauſenden von Aufſätzen kommentiert, das alles wurde von verſchiedenen Seiten und in jeder Hinſicht unterſucht, und dieſe Unterſuchung hatte eine derartige Beleuchtung des exiſtierenden Syſtems zur Folge, daß das leſende Publikum aus dieſen Einzelfällen die erſchütternden Züge des geſamten Staatsweſens erkennen konnte. Sogar eine Art Zeitungsvotum erfand unſere neue Preſſe. Unter den Revolutionen der Semſtwos, der Univerſitäten und pro-



fessionellen Gruppen sammelte sie massenweise die Unterschriften und brachte auf diese Weise eine Abstimmung der Gesellschaft über die wichtigsten Fragen der Gegenwart zustande. Nicht weniger blühte die Abteilung für Briefe in den Redaktionen, die eine Art Rednertribüne für alle Schichten der Bevölkerung bildete. Aber . . . die Regierung begriff bald ihren Fehler; die Presse war der gefahrdrohende Apparat, der alle oppositionellen Richtungen vereinte, denselben einen Volkscharakter verlieh, Parole und Devisen austeilte, Programme feststellte und die öffentliche Meinung organisierte, von der alle Kräfte der grausamen und finsteren Reaktion weichen mußten.

Die Regierung wandte ihr altes Mittel an. Ein Teil der Zeitungen wurde unterdrückt, das Wirkungsfeld der anderen verengt. Da begegnen wir einem merkwürdigen Schauspiel. Alle Redakteure der Petersburger Zeitungen, darunter Redakteure der offiziösen „Nowoje Wremja", der reaktionären Blätter „Swjet" und „Peterburgskija Wjedomosti" veranstalteten am 11. Januar eine Versammlung, wo sie folgende an Swjatopolk-Mirsky gerichtete Resolution annahmen: „Die Versammlung der Redakteure der in Petersburg erscheinenden Tageszeitungen halten es, besonders in der gegenwärtigen schwierigen und unruhigen Zeit für notwendig, daß ihnen volle Freiheit zur Beurteilung der Ereignisse des gesellschaftlichen Lebens gewährt wird. Zugleich halten sie es für ihre Pflicht zu erklären, daß nur die Einberufung eines „Semsky sobor" den Ausweg aus der gegenwärtigen Lage bieten kann. Der „Semsky sobor"



muß aus frei gewählten Vertretern aller Stände und aller Klassen der Bevölkerung bestehen und uneingeschränkte Freiheit bei Beratung der Staatsangelegenheiten genießen. Die Sitzungen des Soborgs müssen öffentlich vor sich gehen".

Faßt man alles, was wir über die Bewegung der russischen Intelligenz wissen, zusammen, so muß man konstatieren, daß sie einen mächtigen Strom bildet, den die polizeiliche Reaktion nicht mehr lange wird eindämmen können. Die Gesellschaft hat sich zum Schutze der höchsten geistigen Güter vereint, und diese Bewegung ist durch solche Maßnahmen, wie die Verhaftung Gorjkis und anderer hervorragender Publizisten, Literaten und Gelehrten nicht zu unterdrücken. Beachtenswert ist auch die stärkere demokratische Färbung der rein intellektuellen Bewegung. Im Gegensatz zu manchen Elementen unter dem Adel und in den Semstwos wird hier die Forderung eines allgemeinen gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts ohne weiteres ausgesprochen. In der Bewegung der Universitäten und der liberalen Berufe fühlt man bereits die Entstehung der künftigen russischen „Freisinnigen", der Radikalen und des linken Flügels des Bürgertums. Es ist außer allem Zweifel, daß eben aus diesen Elementen die republikanische Partei entstehen wird, die zwischen den Nationalliberalen der Semstwos und dem Sozialismus der Arbeiter ihren Platz einnehmen wird. Und diese Gruppe muß man schon jetzt als bedeutend und stark bezeichnen. Sie steht ihrem Einflusse nach nicht hinter den Liberalen der Semstwos zurück. Es ist noch hinzuzufügen, daß diese Gruppe infolge der Eigen-



art des Augenblickes besonders anziehend wirkt. Dazu tragen einerseits ihr Charakter als fortschrittliche Kämpfer für die russische Befreiung auf gesetzlichem Wege, anderseits die spezifischen Aufgaben in der Befreiung des russischen Geistes viel bei. Die freie Wissenschaft, das freie Wort, das freie Schaffen in einem demokratisch organisierten Staate – das ist ihre Parole, die im gegenwärtigen Moment von hinreißender Wirkung ist; die Faktoren des geistigen Lebens des Landes sind das Gemeingut des Volkes. Die höheren Güter des Geistes sind nicht nur kosmopolitisch, sondern auch über alle Parteien erhaben. Jede Intelligenz liefert dem Kampf der Parteien die Waffen und gliedert sich zwischen den Klassengegensätzen ein; die russische Intelligenz ist vor allem demokratisch gesinnt und von heißen Sympathien für das Proletariat beseelt. Infolge ihrer Armut bildet sie zum größten Teil die Klasse der intelligenten Proletarier. Dank ihrem hohen Idealismus und ihrem Drange nach Wahrheit wird sie die äußersten Konsequenzen aus ihren liberalen Grundsätzen ziehen, dank ihrer Stellung auf dem vorderen Posten des Kampfes ist sie von leitendem Einflusse auf alle Klassen der Gesellschaft. Und wenn der konsequent durchgeführte Liberalismus mit Notwendigkeit zu einer sozialistischen Weltanschauung führt, wird die russische Intelligenz davor nicht zurückschrecken.

So wenigstens kann man jetzt auf Grund ihrer voll Begeisterung bekundeten Überzeugungen urteilen. Die nächste Zukunft wird zeigen, ob wir recht hatten oder nicht.





Kapitel 5.

Die Arbeiter und die Bauern.

Die russischen Arbeiter von heute wurden durch die geschichtliche Entwickelung in eine ganz eigenartige Lage gebracht. Einerseits haben sie sich noch nicht ganz von den Überresten der patriarchalen Weltanschauung losgelöst, anderseits wurden sie direkt in den Strudel der kapitalistischen Entwicklung geschleudert und besitzen die volle Möglichkeit, die proletarische Ideologie anderen, fortgeschrittenen Ländern zu entlehren; der russische Arbeiter – das ist der Bauer von gestern, der durch die Schule der Ausbeutung in den Fabriken gegangen ist, und der sich mit unfaßbarer Schnelligkeit zum zielbewußten Proletarierer entwickelt hat.

Den russischen Fabrikarbeiter umweht noch die ländliche Luft, und damit zugleich ruht noch in ihm das Gefühl der primitiven Solidarität, die Achtung vor dem „Mir“ (Gemeinde). Wenn er in die Stadt kommt, sucht er vor allem nach Landsleuten, nach Kameraden, die aus demselben Dorfe sind wie er. Mit ihrer Hilfe findet er Arbeit und sucht bei ihnen zu bleiben. Auf dem Lande hat er in der Regel eine Familie zurückgelassen, ans Land fesseln ihn die Ketten der bäuerlichen Lebensweise, der Steuern, des Paßsystems. Die Beziehuugen zum Lande sind in der ersten Zeit noch sehr feste. Und merkwürdig! Gerade diese Beziehungen helfen dem Arbeiter die natürliche Metamorphose durchzumachen und aus einem armen Bauern ein Stadtproletarier zu werden. Die Lage auf dem Lande ist doch so entsetzlich; Hungersnot, Krankheiten und



das Elend der Verwandten und Heimatgenossen sind so groß, das fortwährende Flehen um Hilfe und Unterstützung so dringend und hoffnungslos, daß der Fabrikarbeiter, der in der Stadt etwas besser lebt, unwillkürlich die Fabrik mit dem Lande zu vergleichen beginnt, unwillkürlich gegen den unsäglichen Druck, gegen die Willkür und Ausbeutung erbittert wird, die wie schwere Wolken über dem langsam dahin siechenden Dorfe lasten; oft führt diese Krise zur völligen Loslösung des Arbeiters von dem Lande. Die Alten und der „Mir" machen den Versuch, den Bauer, der in die Fabrik gegangen ist, in eine Geldquelle für ihre zahlreichen, schreienden Bedürfnisse zu verwandeln. Der Fabrikarbeiter hält es selbstverständlich nicht aus und bricht seine Beziehungen zum Lande ab. Bald mit komischen, bald mit tragischen Mitteln sucht man auf dem Lande dem vorzubeugen. Manchmal sucht man den Fabrikarbeiter eines „Besseren zu belehren", indem man ihn, wenn er nach Hause kommt, durchprügelt, oder in seiner Abwesenheit die zurückgebliebene Frau und seine Kinder zu Tode quält. Man schreckt vor den grausamsten und raffiniertesten Mitteln nicht zurück, wenn es gilt von dem Verwandten in der Fabrik Geld herauszuschinden. Ich kenne Fälle, wo das Haupt der Familie seinen erwachsenen Kindern, die auf der Fabrik arbeiteten, den Paß verweigerte und Lösegeld dafür verlangte. Ein junger Arbeiter, der seinen Eltern das Lösegeld nicht geben wollte, mußte nach Sibirien fliehen, um dem wütenden Vater aus dem Wege zu gehen . . . Begreiflich sind daher die Versuche, die fortwährend gemacht



werden, um den Sohn, der in der Fabrik arbeitet, auf dem Lande zu verheiraten und auf diese Weise sich einen überflüssigen Arbeiter zu verschaffen oder seine junge Frau zu veranlassen, von dem Manne immer wieder Geld zu verlangen. Häufig sind die Fälle, wo die Arbeiter in betrunkenem Zustande verheiratet werden, die Fälle, die an traurigen und tragischen Einzelheiten so reich sind. „Ohne mich hat man mich verheiratet", erzählte ein Arbeiter, als er vom Lande in die Fabrik zurückkehrte: ich erwache und sehe: neben mir eine Frau. Ich habe sie nie vorher gesehen. Nun stellte sich heraus – das ist meine Frau. Da lief ich davon in die Stadt. Auf der anderen Seite, ich wiederhole es, bringt der Fabrikarbeiter viele gute Gewohnheiten und Anschauungen vom Lande mit, die ihm helfen, sich die moderne proletarische Ideologie anzueignen. So sehr die bäuerliche Gemeinde verfallen ist, läßt sie doch in der Seele des Bauern das Streben nach solidarischer Handlungsweise zurück. Alles durch den „Mir", alles in „Gemeinschaft mit den anderen" – lautet die Maxime; so sehr die Gemeinde durch die Willkür der Polizei und durch die Plutokratie der „Kulaki" (Dorfausbeuter) zerklüftet ist, bringt doch der Bauer ernsthafte Grundsätze sozialer Disziplin in die Fabrik mit, die Fähigkeit, sich dem allgemeinen Beschlusse zu fügen, für die Kameraden einzustehen und sich der Sache unterzuordnen. Es ist heutzutage zwar lächerlich, von der nationalen Grundlage der russischen Gemeinde (Obstschina) zu sprechen, dennoch muß man konstatieren, daß der Arbeiter, der aus der Obstschina hervorgegangen



war, viele kommunistische Anschauungen in die Stadt bringt, die ihm den Übergang zu den Ideen des modernen Sozialismus ungeheuer erleichtern. Man darf nicht vergessen, daß in Rußland durch die verschiedenen „Sekten“ und „Irrlehren“ seit jeher eigenartige Formen des bäuerlichen Kommunismus gefördert werden, die ihrerseits bald zur völligen Verneinung der herrschenden Staatsordnung, bald zum Suchen nach einem geheimnisvollen sozialistischen Reiche, bald zu eigenen Versuchen einer Agrarreform geführt haben.

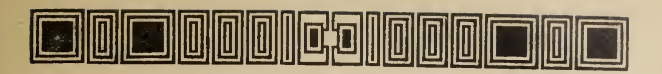
In der Fabrik erfährt der russische Bauer zweierlei Einfluß. Vor allem belehrt ihn die Fabrik allein durch ihre technische und ökonomische Organisation. In praktischer Weise erfährt der Arbeiter die Geheimnisse des „Mehrwertes“, die Geheimnisse des mannigfaltigen und dennoch äußerst einleuchtenden sogenannten Produktionsprozesses; hier studiert er auch alle Feinheiten der sozialen Widersprüche und Klassengegensätze. Man braucht kein orthodoxer Marxist zu sein, um anzuerkennen, daß die Fabriken erzieherisch wirken. Das, was auf dem Lande unter der Hülle der zurückgebliebenen Kleinwirtschaft verborgen und verschleiert bleibt, alles was nur in den dunklen Umrissen der häuslichen Produktion hervortritt, gewinnt hier die Klarheit und Deutlichkeit eines Experimentes und den systematischen Charakter eines guten Lehrbuches der Nationalökonomie. Der unwissende Landproletarier wird auf dem Fabrikstuhl in der großen Akademie der kapitalistischen Wirtschaft ein ganz neuer Mensch. Auf seinen Schultern werden unmittelbar die Gesetze



des Arbeitermarktes abgeprägt, in seine Brust schneiden die verschiedenen Krisen und die Überproduktion tiefe Wunden hinein. Mit schrecklicher Übermündung zahlt er für die Erkenntnis, die er durch „die Arbeitszeit“ gewinnt, mit seinem Leben und seiner Gesundheit erkauft er die Geheimnisse der Fabrikgesetzgebung, Fabrikinspektion u. dgl. m. Und als Mitglied der industriellen Armee erfaßt er bald alle Schrecknisse des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit, die Notwendigkeit eines solidarischen und festen Bundes aller Proletarier, die Notwendigkeit des Kampfes um Leben und menschliche Zustände. Solidarität und Selbstaufopferung, Charakter und Disziplin, die Fähigkeit zur Selbstorganisation und Selbsttätigkeit – das sind die einzigen Kräfte, die samt dem Klassenbewußtsein wenigstens teilweise im großen sozialen Kampfe Schutz bieten, das Leben, die Gesundheit und die Entwickelung des Geistes sichern können. Wenn nun die Ideologie des Sozialismus dem Fabrikarbeiter zur Hilfe kommt, so sagt sie ihm eigentlich nichts Neues, sie vollendet nur seine Weltanschauung, verleiht seinen Klassenbestrebungen einen bewußten Imperativ, organisiert die Masse in eine proletarische Klasse. Der russische Arbeiter ist unserer Meinung nach en Masse für die Klassentheorie besonders empfänglich, er ist besonders dafür geeignet, die Arena des sozialen und politischen Kampfes zu betreten. Die Laune der Geschichte wollte seine Entwickelung erleichtern und beschleunigen. Aus den Reihen des patriarchalen, zerrütteten und unterdrückten Bauernstandes kommt er plötzlich in eine Sphäre, wo ihm nicht nur der



neue Kapitalismus in seiner vollkommenen Gestalt, sondern auch eine hochentwickelte Ideologie der internationalen sozialdemokratischen Partei erwarten. Die Grundlage für seine erfolgreiche fortschrittliche Entwickelung ist von vorn herein vorhanden, während seine bäuerliche patriarchale Vorbildung ihm viele Kräfte sichert, um der ihm geschichtlich zuteil gewordenen Rolle gerecht zu werden. Der russische Arbeiter hat auch, wie wir später sehen werden, kraftvoll und entschieden die politische Arena betreten. In dem russischen Befreiungskampfe nimmt er den Ehrenplatz ein. Schon in den ersten Schritten seines bedeutungsvollen Kampfes finden wir jene Mischung von Altem und Neuem zu einem harmonischen Ganzen, die dem Anfangsstadium des russischen Arbeiteraufstandes ein so eigenartiges Gepräge verleiht. Wir lassen nun die hierher gehörenden, äußerst interessanten Aktenstücke folgen. Zehntausende russischer Arbeiter in Petersburg haben in einer Reihe von Versammlungen am 8. Januar folgende Resolution, in der zugleich ihre verzweifelte Lage geschildert und ihre Grundforderungen aufgestellt wurden, angenommen: „Die gegenwärtige Lage der Arbeiterklasse in Rußland ist weder durch das Gesetz noch durch die individuellen Rechte der Person geschützt, die den Arbeitern die Möglichkeit geben könnten, selbständig ihre Interessen zu verteidigen. Die Arbeiter besitzen gleich allen anderen russischen Bürgern die Freiheit des Gewissens, der Presse und des Wortes und das Versammlungsrecht nicht. Die Fabrikinspektion entspricht ihrer Aufgabe nicht. In den Konflikten



zwischen den Arbeitern und der Fabrikadministration ergreifen die Inspektoren offen die Partei der Kapitalisten, deren Interessen außerdem die Polizei und das Militär verteidigen. Durch die völlige Rechtslosigkeit, durch die Unterstützung der Kapitalisten seitens der Polizei und der Regierung, die zu Verhaftungen, Haussuchungen, Provokation und Spionage Zuflucht nehmen, durch die allgemeinen Vorteile des Kapitals der Arbeit gegenüber, die durch den Schutz der Bureaukratie und die rechtliche Ohnmacht der Arbeitenden gesteigert werden, erscheinen die Arbeiter als leibeigene Sklaven der Fabrikanten und Kapitalisten im vollsten Sinne des Wortes und sind der Willkür einer ganzen Bande von Meistern und Meistergehilfen preisgegeben, welche die Arbeiter zu ihren Gunsten ausbeuten und den ohnedies niedrigen Lohn verringern. Die Geduld der Arbeiter ist nun erschöpft. Sie sehen wohl ein, daß die Regierung der Beamten der Feind des Volkes und des Landes ist, die Lage der Arbeiter in keiner Weise erleichtert, sondern im Gegenteil die Diebe und Unterdrücker fördert. Die Arbeitermasse wird mit Füßen getreten und, wenn sie Protest erhebt, mit Kasaken, Nagaikas und Polizeiterror verfolgt. Die Arbeiter, als die fortgeschrittensten Vertreter der unterdrückten Klassen, überzeugen sich jeden Tag davon, daß die Regierung sich nicht auf das Vertrauen zum Volke stützt und nichts zur Hebung der ökonomischen und geistigen Entwicklung der Arbeiterklasse unternimmt.



Eine radikale Verbesserung der Lage der Arbeiter kann nur die Übergabe des Grundes und Bodens, der Fabriken, Industrien und anderer Produktionsmittel in die Hände der Arbeiter bringen. Aber auch unter den gegenwärtigen kapitalistischen Verhältnissen kann der Arbeiter seine Lage verbessern. Dazu ist nötig: 1. daß ein Minimallohn nach Verständigung der Arbeitervertreter mit den Kapitalisten festgestellt wird, der dann nicht willkürlich herabgesetzt werden darf. 2. In gleicher Weise müssen die Verhältnisse innerhalb der Fabriken geordnet werden. 3. Aufhebung der Strafen. 4. Abschaffung der Kinderarbeit. 5. Abschaffung der Mehrarbeit (falls sie notwendig ist, muß doppelter Arbeitslohn ausgezahlt werden). 6. Verkürzung der Arbeitszeit bis auf 8 Stunden. 7. Staatliche Versicherung der Arbeiter unter Anteilnahme der Arbeiter selbst an der Ausarbeitung der Grundsätze der Arbeiterversicherung und der Versicherungsverwaltung. 8. Die Fabrikinspektion muß unter die Kontrolle der Arbeiterorganisationen gestellt werden. 9. Abschaffung der direkten Steuern, die nur auf den Arbeitern lasten: Lösegelder, Gemeinde-, Krankenkassen-, Paßsteuer und dergl. m. 10. Die indirekten Steuern, die ganz und gar auf den ärmsten Klassen der Bevölkerung lasten, sind durch eine direkte Einkommensteuer zu ersetzen.

Das sind die Forderungen, die schon jetzt unter den kapitalistischen Verhältnissen befriedigt werden könnten. Dazu ist aber nötig, daß das Land nicht von den Beamten, die zu den Kapitalisten halten, regiert wird, sondern vom Volke selbst.



Die Lage der Arbeiterklasse ist hoffnungslos. Keine Verbesserungen, die von der bureaukratischen Regierung kommen, erreichen ihr Ziel. Daher müssen die Arbeiter vor allem danach streben, bürgerliche Rechte und Teilnahme an der Staatsregierung zu gewinnen."

Auf Grund dieser Resolution wurde von dem Führer der Arbeiter, Pfarrer Georgius Gapon, eine Petition an den Zaren ausgearbeitet. Die Arbeiter beschlossen, dieselbe dem Zaren selbst zu überreichen. Die Bittschrift lautet:

Monarch!

Wir, die Arbeiter der Stadt St. Petersburg, unsere Frauen und Kinder, unsere Eltern, die schwache Greise sind – kommen zu dir, um Schutz und Gerechtigkeit zu suchen. Wir sind arm, wir werden von unerträglicher Arbeit geknechtet und unterjocht, wir werden verhöhnt, wir werden nicht als Menschen, sondern als Sklaven behandelt, die ihr bitteres Los erdulden und schweigen müssen. Wir hatten auch Geduld, aber wir werden immer noch tiefer in den Sumpf des Elends, der Rechtslosigkeit und Unwissenheit gestoßen, uns würgt der Despotismus und die Willkür, und wir ersticken. Für uns ist die fürchterliche Stunde gekommen, wo es besser ist zu sterben, als diese unerträglichen Qualen weiter zu dulden. Wir haben keine Kräfte mehr, Monarch. Unsere Geduld ist erschöpft. Da haben wir die Arbeit eingestellt und unseren Herren erklärt, sie nicht eher wieder aufzunehmen, bis unsere Forderungen befriedigt



sind. Wir bitten nicht viel; wir wollen nur das, ohne was das Leben kein Leben ist, sondern Zwangsarbeit und ewige Qual. Unsere erste Bitte war, daß unsere Herren mit uns über unsere Bedürfnisse beraten – das wurde uns aber verweigert, uns wurde das Recht verweigert, von unserer Not zu sprechen, da man fand, daß das Gesetz uns dieses Recht nicht zuerkennt. Als gesetzwidrig erschienen auch unsere Bitten: die Arbeitszeit bis auf acht Stunden zu verkürzen, im Einverständnis mit uns einen Minimallohn festzustellen, unsere Konflikte mit der niederen Administration der Fabriken zu untersuchen; den Lohn für Handlanger und Frauen bis auf einen Rubel pro Tag zu erhöhen; die Mehrarbeit abzuschaffen; uns aufmerksam und ohne Beleidigung zu kurieren; die Werkstätten so einzurichten, daß man darin arbeiten kann, ohne sich durch Zug, Regen und Schnee den Tod zu holen. Alles erschien unseren Herren als gesetzwidrig, jede Bitte – ist ein Verbrechen, jeder Wunsch, unsere Lage zu verbessern – eine beleidigende Frechheit für unsere Herren.

Monarch! Wir sind hier mehr als dreihundert Tausend Menschen – aber Menschen sind wir nur äußerlich, in Wirklichkeit besitzen wir kein einziges Menschenrecht, nicht einmal das Recht, zu sprechen, zu denken, Versammlungen abzuhalten, über unsere Nöte zu beraten, Maßnahmen zur Verbesserung unserer Lage vorzunehmen. Jeder von uns, der es wagt, die Stimme zur Verteidigung der Interessen der



Arbeiterklasse zu erheben, wird ins Gefängnis geworfen, in die Verbannung geschickt. Wie ein Verbrechen wird bestraft – das gute Herz, die mitleidsvolle Seele; einen unterdrückten, rechtlosen und gequälten Menschen in Schutz zu nehmen – heißt ein schweres Verbrechen begehen. Monarch, entspricht das denn den Gesetzen Gottes, in deren Namen du regierst? Und ist es denn möglich unter diesen Gesetzen zu leben? Ist es nicht besser zu sterben, ist es nicht besser, daß wir alle, alle Arbeiter Rußlands sterben! Laß nur die Kapitalisten weiter leben und genießen! Das steht uns bevor, Monarch! Und das versammelte uns vor den Toren deines Palastes. Hier suchen wir die letzte Rettung. Verweigere deinem Volke deinen Schutz nicht, führe es aus dem Grabe der Rechtlosigkeit, Unwissenheit und des Elends heraus, gib ihm die Möglichkeit, sein Schicksal selbst zu schmieden, befreie es von dem unerträglichen Drucke der Beamten. Zerstöre die Wand zwischen dir und deinem Volke und laß es mit dir das Land regieren! Du bist doch zum Glücke deines Volkes auserkoren, dieses Glück aber entreißen die Beamten unseren Händen: es gelangt nicht bis zu uns – wir haben nur Kummer und Unterdrückung zu ertragen. Betrachte unsere Bitten ohne Zorn, sie wenden sich nicht an das Böse, sondern an das Gute, für uns und für dich, Monarch! Nicht Frechheit, sondern das Suchen nach einem Ausweg aus der für alle unerträglichen Lage spricht aus uns. Rußland ist allzu groß, seine Bedürfnisse allzu mannig-



faltig und zahlreich, als daß die Beamten allein regieren könnten. Es ist nötig, daß das Volk sich selbst hilft, da es allein seine wahren Bedürfnisse kennt. Weise seine Hilfe nicht ab, nimm sie an; befiehl sofort die Vertreter der russischen Erde aus allen Klassen und Ständen einzuberufen. Möge der Kapitalist und der Arbeiter, der Beamte und der Geistliche, der Arzt und der Lehrer – mögen alle, wer sie auch sind, ihre Vertreter wählen. Möge jeder gleich und frei in seiner Wahl sein, und deshalb befiehl, daß die Volksvertretung auf Grund eines gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts gewählt werde – das ist unsere wesentlichste Bitte. Darin ist alles enthalten, das ist die einzige Heilung für unsere Wunden, wenn sie nicht ewig triefen und uns schnell dem Tode näher bringen sollen. Doch vermag eine Maßnahme nicht alle unsere Wunden zu heilen. Es sind noch andere nötig, und wir sprechen zu dir einfach und offen wie zu einem Vater. Es sind nötig:

I. Maßnahmen gegen die Unwissenheit und Rechtlosigkeit des russischen Volkes:

1. Freiheit und Unantastbarkeit der Person, Freiheit der Presse, des Gewissens, des Glaubens, das Versammlungsrecht.

2. Allgemeine Schulbildung auf Kosten des Staates.

3. Verantwortlichkeit der Minister vor dem Volke und Garantie für die Gesetzlichkeit der Administration.



4. Gleiches Recht aller, ohne Ausnahme, vor dem Gesetz.
5. Sofortige Befreiung aller, die für ihre Überzeugungen leiden.

II. Maßnahmen gegen die Armut des Volkes:
1. Abschaffung der indirekten Steuern und statt dessen Einführung einer direkten progressiven Einkommensteuer.
2. Abschaffung der Lösegelder, billiger Kredit und allmähliche Übergabe des Grund und Bodens an das Volk.

III. Maßnahmen gegen den Druck des Kapitals auf die Arbeit:
1. Schutz der Arbeit durch das Gesetz.
2. Freie Hand für produktive Konsumgenossenschaften und professionelle Arbeitervereine.
3. Achtstündiger Arbeitstag und Regelung der Mehrarbeit.
4. Freiheit des Kampfes zwischen Arbeit und Kapital.
5. Teilnahme der Arbeiterklasse an der staatlichen Arbeiter-Versicherung.
6. Normaler Arbeitslohn.

Das sind unsere Hauptbedürfnisse, Monarch, mit denen wir zu dir kommen. Befiehl und schwöre, sie zu erfüllen, und du wirst Rußland glücklich und ruhmreich machen, und dein Name wird in allen unseren Herzen und in den Herzen unserer Nachkommenschaft für ewige Zeiten eingeprägt sein. Erhörst du aber unsere Bitte nicht, so werden wir hier, auf diesem Platze vor deinem Palaste, sterben. Wir wissen sonst nirgends mehr



hinzugehen. Wir wollen nirgends mehr hingehen. Für uns gibt es nur zwei Wege – der Weg zur Freiheit und zum Glück und der Weg ins Grab. Bestimme, Monarch, welchen du willst, und wir werden ihn gehorsam betreten, wenn er auch zum Tode führt. Möge unser Leben ein Opfer für das vielleidende Rußland sein. Uns reut dieses Opfer nicht, wir bringen es gerne dar.“

Das Programm Gapons ist das genialste Erzeugnis des russischen politischen Denkens, ist die Brücke, die weitsichtigerweise zwischen dem alten und dem neuen Leben des Volkes geschlagen wurde. Und im Namen dieses Programms betraten die russischen Volksmassen den Weg grandioser Ereignisse und taten den ersten Schritt zur revolutionären Niederwerfung des Absolutismus. So wurde im ersten Akte der großen Tragödie dem Absolutismus das alte Ideal eines Volksreiches gegenübergestellt: mit Priestern an der Spitze, mit dem Kreuze auf der Brust und den heiligen Fahnen in der Hand schritten Zehntausende von Menschen daher, um die mit Füßen getretene Wahrheit wieder aufzurichten, um sie dem Zaren zu verkünden und, wenn es nötig wäre, alle Qualen und Leiden „um der Gerechtigkeit willen“ widerstandslos über sich ergehen zu lassen.

Und es war für den Absolutismus nichts leichter, als zum überflüssigen Male dieses einfältige Volk zu hintergehen, seinen naiven Glauben zu benutzen, um es zu demoralisieren, durch die polizeiliche Praxis das Heiligtum der alten Überlieferung zu verdrängen und unter dem Vorwande der



Wiederherstellung der besudelten Gerechtigkeit ihm die früheren Ketten aufzuerlegen. Der Absolutismus tat es aber nicht. In der alten patriarchalen Fahne erblickte er gar gefährliche Dinge. Schon längst verzichtete er auf jede unmittelbare Berührung mit dem Volke. Er verwandelte es in Millionen von Sklaven, in denen weder Gewissen noch Glauben und Ehre zu finden sind. Der Absolutismus sieht im Volke nur Schmutz, der gut genug ist, um den Boden der finanziellen Ausbeutung und polizeilichen Willkür zu düngen. Und wenn bis jetzt die slavophile Theorie eines Volksreiches betont wurde, so geschah es in frecher Absicht, die fremden Länder zu betrügen und die eigenen Wunden mit einem idealen Mantel zu verhüllen. Das slavophile Reich war nur ein Märchen für Dummköpfe. Die Klugen allein begriffen seinen eigentlichen Sinn. Das Volk, die „Herde", aber mußte, wenn es daran zweifelte, in die Gefängnisse und unter die Nagaika.

Und der Schlag fiel. . . . Das Entsetzliche geschah. . . . Unter dem Feuer der Soldaten, in einem ganzen Ozean von Blut starb der niedergetretene und zerfetzte alte Glaube, und das Bajonett des Soldaten schreckte vor der schutzlosen Brust des Arbeiters nicht zurück; das Gewehr, dem die verbrecherische Hand die Richtung gab, senkte sich nicht vor der Mutter, die ein Kind in ihren Armen hielt. Vor dem gläubigen, suchenden Blick des naiven Idealismus loderte das Feuer der todbringenden Flinten empor; der Donner der Salven übertäubte die Töne des Volksgebets, und der Tod triumphierte diabolisch dort, wo man so innig glaubte



und so heiß betete, wo man so leidenschaftlich und überzeugungsvoll um die Gerechtigkeit flehte, wo man mit so wahnsinniger Ungeduld den irdischen König zu sehen verlangte, um ihm alles zu sagen, alles zu öffnen, um noch einmal an den Traum glauben zu können, auf dieser jammervollen Erde das verlorene lichte Paradies, Glück und Freiheit, wieder herzustellen.

Die Katastrophe offenbarte eine neue Wahrheit; und diese Wahrheit siegte; und die Arbeiter begriffen sie richtig, wenn auch zu spät; das Zarenmärchen war zu Ende. Der gesunde Klasseninstinkt des Proletariats erwachte im blutigen Wirbel des sozialen Sturmes. Die heilige Fahne ist zerrissen und zu Boden geschleudert, mit Wut und Haß treten die waffenlosen Massen die heiligen Bilder, mit unsäglicher Erbitterung, Spott und Hohn zerreißen und vernichten sie das Bild des Väterchen-Zaren, und die fürchterliche Flamme der Rache ergreift Tausende und Abertausende aus dem Volke, schleudert sie auf einen neuen Weg und schafft aus ihnen Helden und keine Märtyrer mehr.

Die neue Wahrheit zwingt sie auf die Barrikaden, drückt ihnen die Waffe in die Hand, flößt ihnen Verachtung gegen den Tod und unerschütterlichen Glauben an den Sieg ein. Im Namen der neuen Wahrheit ergoß sich der Aufstand in breiten Strömen, kristallisierte sich in Volksbataillone und schrieb auf seine Fahne das Prinzip der neuen Gesellschaft, in der das Volk selbst seine Wahrheit und Gerechtigkeit erobert. Die freie und mächtige Persönlichkeit streitet dort mit Gewalt für ihr Heiligtum, während Millionen des Proletariats, stolz auf



seine Siege und Führer, die Rechte des Volkes, die Gleichheit und Freiheit, bewachen.

Nach dem fürchterlichen Schlage vom 9./22. Januar nahm die Petersburger Bewegung besondere Formen an. Eine fieberhafte Tätigkeit begann. Man organisiert und bereitet die Massen zur endgültigen, revolutionären Schlacht. Der Generalstreik ist ein Mittel, zu welchem man vor allem greift. Der Generalstreik wurde zugleich auch zum partiellen gemacht. Während auf manchen Fabriken gearbeitet wurde, stellte man auf den anderen die Arbeit ein. Begannen die letzteren zu arbeiten, so traten die ersten in den Ausstand. Keine Fabrik, keine Industrie war des morgigen Tages sicher. Aus einer zeitweiligen Krise wurde der Streik eine chronische Seuche, die alle Teile der industriellen Produktion affizierte. Inzwischen vereinten sich die Arbeiter, hielten Versammlungen ab und führten eine starke politische und sozialistische Propaganda. Sie nutzten die Kommission des Senators Schidlowski, der von der Regierung zur Verhandlung mit den Arbeitern gewählt wurde, geschickt aus. Sie wählten die talentvollsten und energischsten Führer als Vertreter und umgaben sie mit einer gut organisierten, zielbewußten Masse. Die Kommission Schidlowskis wurde, wie es zu erwarten war, aufgehoben. Die Arbeiter forderten Garantien für die Sicherheit ihrer Führer vor der Polizei — die Kommission zog es dann vor, zu verschwinden. Umso eifriger arbeitete die revolutionäre Masse. Das Blutbad in Petersburg schuf einen Mittelpunkt für die kämpfenden Massen des russischen



Proletariats. Im geeigneten Momente werden sie ihr entscheidendes Wort sprechen.

Nach Petersburg folgen auch andere Städte. In Moskau begann ein allgemeiner und partieller Streik der Eisenbahner. Gapon stellte hier seinen Versuch nicht an, und Großfürst Wladimir verschonte die erste Residenz mit einem Blutbade. Aber die revolutionären Folgen waren dieselben wie in Petersburg. Abgesehen von manchen Konzessionen seitens der Unternehmer hatte hier die Streikbewegung das allgemeine Erwachen der Arbeitermassen und eine mächtige Entfaltung der Organisationsarbeit zur Folge. Den Kern der Arbeiterorganisationen bilden in Moskau wie in Petersburg die sogenannten „gelben" Vereine der Arbeiter. Das sind die Überreste der polizeilichen Organisation der Arbeiter, die Subatow leitete. Diese Vereine bildeten zugleich den Mittelpunkt für die sozialistische Agitation und politische Propaganda. Moskau rüstet sich; sogar die zurückgebliebenen reaktionären Schichten der Bevölkerung schließen sich den revolutionären Gruppen an.

Von noch schärferer tragischer Wirkung war der Aufstand der Arbeiter in Riga. Der allgemeine Streik wurde hier mit solcher Kraft und solchem Schwunge durchgeführt, daß er der Bewegung in der Residenz in nichts nachgab. Die Proletarier der Stadt Riga wußten, daß Tausende von Menschen friedliche Forderungen in der Residenz mit ihrem Leben bezahlt hatten, dennoch stürzten sie sich demonstrativ auf die Straßen und traten mit seltenem Heldenmut der Polizei und den Soldaten entgegen. Die Folgen ließen nicht lange auf sich



warten. Das Volk wurde heimtückisch in eine Falle gelockt und gleich den Massen in Petersburg niedergemetzelt. Hunderte von Getöteten und Verwundeten bedeckten die Straßen Rigas mit ihren Leibern, Hunderte von Männern, Frauen und Kindern wurden in die eiskalte Dwina geworfen und starben dort einen fürchterlichen Tod. Dennoch wurde die Bewegung nicht eingedämmt. Die Begräbnisprozessionen der getöteten Opfer verwandelten sich in grandiose Demonstrationen, unter der Fahne der Revolution vereinten sich hier Letten und Esthen, Russen und Deutsche.

Nach diesen Ereignissen trat eine relative Stille in Riga ein, aber die Bewegung hörte dennoch nicht auf. Von heißem Blute triefen die Wunden, die dem Proletariat am 13. Januar versetzt wurden. . . . Die Erbitterung wächst, die Propaganda gedeiht, die Organisation entfaltet sich. . . .

Warschau erlebte seine Bluttage. Wie in Riga und in Petersburg hörte hier während einer ganzen Woche das Leben auf. Die Tramway und die Kutscher brachen den Verkehr ab, alle Läden wurden geschlossen, die Laternen der Stadt erloschen, das Telephon funktionierte nicht. Die Straßen wurden zu Plätzen für politische Versammlungen, die Tore der Häuser waren offen, und die Volksmengen verwandelten die Stadt in einen grandiosen politischen Klub. Das polnische Proletariat reichte seine Bruderhand den Arbeitern in Petersburg und in Riga. Nicht der engherzige, nationale Haß, nicht der polnische Chauvinismus standen auf seiner Fahne, sondern der Bund der internationalen Brüderlichkeit, die Niederwerfung des gemeinsamen



Feindes — der absolutistischen Regierung. Das Petersburger Blutbad hat die polnischen Genossen nicht erschreckt. Polen, Juden und Russen erhoben sich heldenmütig für die gemeinsame Sache und brachten auf dem Altar der Freiheit ihr blutiges Opfer dar. Die Niederschießung des Volkes in Warschau ging ebenso grausam, sinnlos und erschütternd vor sich wie in Riga und Petersburg. Die Zahl der Opfer war auch nicht geringer. Schon am 14. Januar kamen einzelne Zusammenstöße vor, und in den folgenden Tagen verwandelte sich die ganze Stadt in eine Arena blutiger Exzesse. Auch in Warschau wurde die Jagd auf Menschen in einem Maßstabe in Szene gesetzt, wie es in Petersburg am 10. und 11. Januar der Fall war. Die Warschauer Arbeiter gingen den Massenzusammenstößen mit dem Militär geschickt aus dem Wege, aber vor den Hetzen und den Mordtaten der Polizei konnten sie sich nicht retten. Ganze Tage wüteten Polizeibanden in der Stadt und machten alle nieder, die ihnen verdächtig schienen. An die Stelle der „kriegerischen" Erwägung trat ein eigenartiger Sport. Man jagte auf Menschen wie auf Wild und schoß sie nieder, wenn es beliebte. Niemand wurde geschont. . . . Aber das Proletariat ist auch hier nicht getötet, die blutige Saat geht in tausendfältigen Flammen auf. Mit noch größerem Erfolge geht die Organisation der Arbeiter vor sich, noch entschlossener und unerbittlicher sind ihre Pläne.

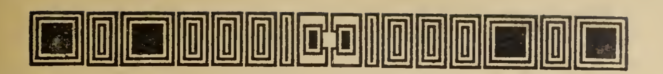
Als die Flamme der Aufstände nach dem Kaukasus hinüberschlug, begriff die Regierung sofort, daß ihr dort die größte Gefahr drohte. Die dortige Bevölkerung hat bis auf heute ihren kriege-



rischen Geist bewahrt, bis auf heute ist es nicht gelungen, sie zu entwaffnen. Die lokalen Behörden mußten noch einmal das Lieblingsmittel von Plehwe versuchen. Sie hetzten die tatarischen Stämme gegen die armenische Bevölkerung auf. Die Tataren erschienen als Retter des Absolutismus. Sie veranstalteten ein fürchterliches Blutbad in Baku, Batum, Balachny und Bibi-Eibat (vom 6. bis zum 10. Februar). Diese Städte wurden einer förmlichen Plünderung preisgegeben. Mit Hilfe der Polizei und des Militärs wurde auf den Straßen gemordet. Nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder ließen hier das Leben. Es fällt mir nicht leicht, diese blutige Regierungspolitik zu schildern, die sich über Leichen von Petersbug bis zum Kaukasus den Weg bahnte. Es ist unmöglich, alles zu schildern, was der blutige Strom vom 9. Januar angerichtet hat. Wir erwähnen nur, daß er zu ganz anderen Resultaten führte, als die Regierung beabsichtigte. Eine Versammlung von 500 Arbeitern, an der sich Russen, Tataren, Gregorier, Armenier, Juden usw. beteiligten, sah es ein, daß die Regierung „absichtlich dieses Blutbad veranstaltete, indem sie ein Volk gegen das andere aufhetzte und die niederen Instinkte des finstern und unwissenden Pöbels entfesselte". Darum wurde ein Generalstreik aller Arbeiter in Baku beschlossen und als Ziel „die Vereinigung aller Klassen der Bevölkerung" proklamiert. Zugleich wurde unter den Tataren agitiert und besondere Versammlungen zur Vereinigung aller Arbeiter in eine revolutionäre Armee veranstaltet.



Wir wollen hier nicht auf alle Einzelheiten der Streikbewegung in den anderen russischen Städten eingehen, da einerseits die Nachrichten noch fehlen, anderseits die Chronik nur eine Wiederholung dessen sein würde, was wir schon erzählt haben. Demonstrationen und Eingriffe der Kasaken, Streiks und Niederschießung der Unbewaffneten – das alles hat mit merkwürdiger Regelmäßigkeit ganz Rußland in das Schlachtfeld eines wirklichen Bürgerkrieges verwandelt. Der Unterschied zwischen diesem Kriege und einem anderen besteht nur darin, daß hier auf der einen Seite bewaffnete Soldaten stehen, während auf der anderen – nur die offene Brust und das ungeschützte Herz. Auf einer Seite – Mord, auf der anderen Leiden und Tod. Auf einer Seite – nur Gewalt, auf der anderen – Selbstaufopferung und Heldenmut. Aber von diesen ungleichen Parteien siegen nicht die Gewalttäter und Mörder, sondern die getöteten, verwundeten und verkrüppelten Menschen. . . . Nicht die Regierung, sondern der Generalstreik siegt. Eine kurze Aufzählung aller Städte, die von der Bewegung ergriffen sind, wird genügen, um die ganze Macht des durch das Blutbad in Petersburg erwachten Proletariats, die ganze Kraft seiner Solidarität und seines revolutionären Geistes nach Gebühr zu schätzen. In der ersten Woche vom 9./22. bis 15./28. Januar traten folgende Städte in den Ausstand: Petersburg, Baku, Moskau, Wilna, Kowno, Radam, Sebastopol, Smorgon, Helsingfors, Abo, Wyborg, Bjernborg, Sachti, Kotka, Lowisa, Tamlerfors, Lodz, Saratow, Riga, Rewel, Kischenew, Odessa, Sloboda, Pokrowskaja, Dorpat, Kiew, Minsk,



Mytistschi, Libau, Mitau, Feodossia und Warschau.

In der zweiten Woche vom 15./29. Januar bis zum 21./4. Februar traten in den Ausstand: Kutais, Windowa, Borisow, Losowka, Samara, Narwa, Tiflis, Jekaterinoslaw, Schawli, Alexandrow, Tomsk, Lublin, Krynka, Grodno, Homel, Sosnowizy Dombrowo, Kalisch, Batum, Gory=Gorki, Lowitsch, Priluki, Matyr, Kotlow (Rjasan=Ural=Eisenbahnlinie), Sadwenje, Skarschisno, Sgersch, Pobianize, Radgoschzy, Katowizy, Tschenstochow, Kelzy, Bjelostok, Rjetschizy, Berditschew, Lady (Gouv. Mogilew).

In der dritten Woche vom 21./5. Februar bis 27./11. Februar traten in den Ausstand: Rostow am Don, Poti, Wlozslawsk, Kasan, Kertsch, Charkow, Jelisawetpol, Schitomir, Samsredi (Kaukasus).

In der vierten und fünften Woche nach dem 9./22. Januar traten in den Ausstand: Woronesch, Krementschug, Mogilew, Suchum=Kale, Balachny, Noworadomsk, Kaluga, Alexandrowsk, Simbirsk, Tschita, Lugansk, Bachmut. Außerdem erhielten wir während des letzten Monats Nachrichten aus folgenden Städten, die in den Ausstand getreten sind: Plozk, Ostrowz, Babruisk, Osorkow (Gouv. Kalisch), Tomaschow (Gouv. Petrokowsk), Krasnojarsk, Grjatny, Sawerschje, Meschiritsch, Rewel, Stschedrin, Enopjew, Brjansk, Melitopol, Jaroslawl, Kostroma, Wladimir, Jwanow=Wosneszensk, Kochma, Ora, Chowa=Sujew, Gusj=Malzew, Tambow=Alatyrj, Astrachanj, Noworossijsk, Tschiatur, Tquibel, Druschkowka, Golubowka, Staroselzy,



Schklow, Kreslawka, Brest-Litowsk, Kowrow und Rowno.

Diese Streikbewegung steht in der Geschichte einzig da. Während anderthalb Monaten dehnte sie sich über 150 Städte aus und nahm die mannigfaltigsten Formen an. Dem Arbeiterstreike schlossen sich häufig die Streiks der Angestellten in verschiedenen Branchen und sogar der Beamten an. Die Streiks selbst waren in der Regel mit Versammlungen, Demonstrationen, politischen Reden auf den Straßen verbunden. Rote Fahnen, revolutionäre Lieder verliehen denselben ihre Weihe. Außer den Arbeitern streikten in vielen Städten Apotheker, Kommis, Angestellte der Banken, Beamte, Schreiber, Maschinisten und Kondukteure der Eisenbahnen. In einem Falle streikten sogar die Polizisten, in manchen Städten trat das Dienstpersonal in den Ausstand. Die Handwerker gaben den Arbeitern und Angestellten an entschiedener Haltung nicht nach: Bäcker, Schuster, Schneider, Metzger usw. wurden von dem allgemeinen proletarischen Strome hingerissen. Es wird sogar von einem Streik der unglücklichen Gefangenen in den Lusthäusern berichtet. Dieser Fall ist insofern charakteristisch, als er Zeugnis von der Popularität und kolossalen Macht des gegenwärtigen Generalstreiks in Rußland ablegt. Von der Spitze der heutigen industriellen Wirtschaft, den Banken und Eisenbahnverwaltungen angefangen bis auf die polizeilichen Kasernen und bejammernswerten Prostituierten – alles streikt jetzt in Rußland, alles, was nur mit seinem Geiste, seiner Arbeit oder sogar seinem Leibe in den



Dienst des allmächtigen Apparats gestellt ist, auf dem die absolutistische Feste basiert.

Besonders erwähnenswert sind die Eisenbahnstreiks. Sie nahmen derartig kolossale Dimensionen an, daß sie als die mächtigste Waffe gegen das absolutistische Regime erschienen. Die großen Eisenbahnlinien, die sich über Tausende von Werst hinziehen und die wichtigsten Punkte des Landes vereinen, stellten jeden Verkehr ein. Der Warentransport, die Beförderung der Passagiere, die Arbeiten in den Depots und Werkstätten, der Telegraphendienst und die Erneuerung des Schienenwegs hörten auf. Staat und Industrie verloren dabei Millionen. Die Regierung war nicht in der Lage, das Militär zur Herstellung der Ruhe zu befördern, der Handel stockte. Alle Klassen der Gesellschaft gerieten unwillkürlich in Bewegung und ließen sich von dem allgemeinen Kampf hinreißen. Um eine Vorstellung von der Bedeutung des Eisenbahnstreikes zu gewinnen, wollen wir hier die wesentlichsten Eisenbahnlinien nennen, die in den Ausstand getreten sind: Moskau – Kasan; Murom; Syfran – Wjasemsk; Rjasan – Orel; Moskau – Brest; süd-westliche Linie; Moskau – Kiew – Woronesch; Moskau – Rybinsk – Windowa; Riga – Orlow; Riga – Dwinsk; Riga – Murawjewo; Riga – Bolder; Riga – Müllgraben; Riga – Turkum; Warschau – Wien; Warschau – Kalisch; Wladikowkas; Weichselbahn und sibirische Eisenbahnlinie. Von der Ostsee bis zum Ural, von Moskau bis zum Kaukasus stockte der Verkehr. Der revolutionäre Kampf legte die gesamte Eisenbahnwirtschaft lahm und erzeugte unzählige Mißstände auf



diesem Gebiete. Die Regierung verhängte über alle ihre Verkehrswege den Belagerungszustand. Dieser Tage wurde der Eisenbahnstreik beendet, aber niemand kann dafür garantieren, daß der Streik im geeigneten Momente nicht wieder beginnen wird. Die Dimensionen, die der russische revolutionäre Streik angenommen hat, sind gewaltig. Er gestaltet sich zu dem wichtigsten Faktor der Befreiungsbewegung. Wir wiederholen, in bezug auf die Solidarität, auf das harmonische Zusammenwirken aller Nationalitäten und aller Zweige des russischen wirtschaftlichen Lebens sucht der russische Generalstreik seinesgleichen in der Geschichte. Der Generalstreik ist hier ein Akt des revolutionären Kampfes geworden.

Wir gehen hier auf die einzelnen Forderungen nicht ein, die Hunderttausende von streikenden Arbeitern und ihre Bundesgenossen aufgestellt haben. Je nach dem Orte und Arbeitsgebiete, je nach der Entwickelungsstufe der Streikenden sind ihre Resolutionen im einzelnen sehr verschieden und über jede Schablone erhaben. Sie erscheinen nicht als von außen her aufgezwungen, sondern als Resultat eines streng durchdachten Programms, das allen unmittelbaren Bedürfnissen des Arbeiters gerecht zu werden sucht. Darin bekunden sich vor allem seine politischen und sozialen Anschauungen. Allen Programmen jedoch wohnt ein einheitlicher Zug inne, der ihnen ein imposantes Gepräge verleiht. Alle gedenken der Märtyrer für die Sache des Volkes, die ihr Leben für Rußlands Befreiung eingesetzt haben. Alle schildern ferner die entsetzlichen Arbeitsverhältnisse in der russischen



Industrie, alle fordern Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung des Arbeitslohnes, Verbesserung der Arbeitsverhältnisse und staatliche Versicherung der Arbeiter. Und in allen diesen Resolutionen wird der russische Absolutismus, das Regime der Willkür und Gewalt, verurteilt. Im Namen der sozialen Forderungen und der allgemein menschlichen Ideale wird hier die politische Revolution proklamiert, unter deren Fahne das russische Proletariat bald die Arena großer Ereignisse betreten wird. „Der einzige Weg zur Beruhigung aller Söhne des geknechteten, ausgeplünderten und unglücklichen Landes – heißt es in der Resolution der Stadt Baku – ist die Niederwerfung der absolutistischen räuberischen Regierung, die allen Klassen der russischen Bevölkerung verhaßt ist; die Ersetzung derselben durch eine freigewählte Volksvertretung, ohne Unterschied des Glaubens, der Nationalität und des Geschlechts, auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts!"

Mit kurzen Unterbrechungen dauert der Generalstreik schon anderthalb Monate; während ein neuer revolutionärer Faktor, nicht weniger drohend als der Aufstand des Proletariats, sich geltend macht. Wir sprechen hier von Bauernrevolten, die in verschiedenen Gegenden ausbrechen. Die hungernden Bauernmassen, die durch die Lage der Dinge bis zum äußersten getrieben wurden, sind der neue Feind der bestehenden Staatsordnung. Nachrichten von Agrarrevolten treffen aus Kiew, Orel, Kursk und aus dem Wolgagebiete ein. Die Bauern wollen den ihnen entzogenen Grund



und Boden den Gutsbesitzern entreißen. Sie schlagen vor, es in Frieden zu tun, und drohen widrigenfalls mit Gewalt. Zerstreut über das ganze Antlitz des russischen Reiches und fern von den Eisenbahnlinien fürchten die bewaffneten Bauern das Eingreifen des Militärs nicht, da das Militär nur mit äußersten Schwierigkeiten in die entlegenen Dörfer befördert werden kann. Anderseits wäre die Entfernung des Militärs aus den Städten, wo das Proletariat revoltiert, sehr gefährlich . . . . Die Bauernrevolten von Charkow und Poltawa sind noch jedem in Erinnerung. Nun ist die Regierung von zwei Fronten bedroht. Zwei mächtige und tiefgehende Volksströme drohen sie zu überstürzen. Verliert die Regierung die Bauern, so hat sie alles verloren.



Kapitel 4.

Die revolutionären Parteien.

Die Russen können den anderen Kulturvölkern gegenüber eine merkwürdige Eigentümlichkeit aufweisen. Alle anderen Völker behalten ihre politische und künstlerische Literatur bei sich zu Hause, und jeder, der sie wünscht, kann sie haben. Nur die pornographischen Werke und die schmutzigen Pamphlete gehen über die Grenze und suchen bei nachsichtigeren Nachbarn Zuflucht. Bei uns ist die Sache ganz anders: die Zensur hat unser geistiges Leben in zwei Teile geschnitten; ein be-



deutender Teil unseres künstlerischen Schaffens und politischen Denkens ist in das Ausland geworfen. Der russische Leser, der die Werke der verbotenen Literatur kennen lernen will, muß dazu ein eigenartiges und erniedrigendes Verfahren anwenden. Wir lernen die im Auslande erscheinende russische Presse auf zweierlei Wegen kennen: dadurch, daß wir das Recht dazu durch einen Reisepaß erkaufen, oder dadurch, daß wir diese Literatur nach Rußland hinüberzuschmuggeln suchen. Im ersten Falle ist es das Geld, das uns die neue Lektüre verschafft. Wer die Mittel hat, um sich einen Reisepaß zu kaufen und wenigstens für eine Woche nach einer beliebigen Stadt Deutschlands oder Österreichs zu gehen, der wird alle Schranken los, die der vaterländische Schlagbaum seinem Denken setzt, und kann hier in den Lesehallen der russischen Studenten diejenigen Schriften und Bücher ungestraft lesen und kaufen, die er in seiner Heimat nicht einmal berühren darf. Durch das Geld wird hier das Denken des russischen Lesers zensurfrei. Das „verächtliche Metall“ ist es, das ihm die Möglichkeit gibt, seinen Kopf mit dem Gifte anzustecken, das jeden guten Bürger, wie es schien, in einen Verbrecher verwandeln müßte. Er kostet das Gift, das mit seinem Gehirn die Grenze passiert und die Staatsordnung zu erschüttern droht.

Tausende von Russen werden auf diese Weise „angesteckt“, Zehntausende von Exemplaren verbotener Bücher finden auf diese Weise Absatz. Ein originelles Bild bieten die Waggons, in denen die russischen Gäste im Auslande nach Rußland



zurückfahren, wenn sie sich der russischen Grenze nähern: die Fenster aller drei Klassen öffnen sich, und in Papierflocken zerstreut sich der Schnee des menschlichen Denkens und künstlerischen Schaffens; große Denker und Philosophen, die sich eines Weltruhmes erfreuen, politische Utopisten und phantastische Philantropen werden in Fetzen gerissen und weggeschmissen . . . .

So wird die russische Seele von der russischen „Seuche" gesäubert. Die wachsamen Beamten räumen schließlich aus den Körben und Koffern alles aus, was dem russischen Bürger zur Last gelegt werden kann, und unschuldig wie ein Kind kehrt er in die Grenzen der offiziellen Sittsamkeit zurück . . . .

Ein Teil der verbotenen Bagage bleibt doch für immer bei ihm. Dieser Teil liegt in seinem Gehirn, in seinem Bewußtsein, in dem erwachten Gefühle seiner menschlichen Würde, in seinem Drange nach Selbstbetätigung und politischer Freiheit. Bei vielen nimmt dieses Eigentum gar ernsthafte Dimensionen an. Es enthält oft eine ganze soziale und politische Weltanschauung, freie wissenschaftliche Überzeugungen, ein freies künstlerisch gebildetes Herz. Eine neue Moral, einen neuen Glauben, eine neue Gottheit birgt in sich oft das Bewußtsein, das die freie russische Literatur in sich aufgenommen hat, und dieses Eigentum kommt zollfrei über die Grenze, da es mit dem Reisepaß bezahlt ist. Man muß sagen, daß schon diese Art, das freie russische Denken kennen zu lernen, kostspielig und des Russen unwürdig ist. Für Geld wird hier das Recht auf das Denken gekauft und



durch erniedrigende Papieropfer die Rückkehr nach der teuren Heimat erleichtert.

Die andere Art ist noch entsetzlicher. Gleich Dieben müssen da die Russen die Freiheit des politischen Denkens und künstlerischen Schaffens stehlen, gleich Dieben verbergen sie die Erzeugnisse des russischen zensurfreien Schaffens, und gleich Dieben werden sie dafür bestraft, weswegen weder ein Deutscher noch ein Franzose, weder ein Bulgare noch ein Rumäne bestraft werden kann. Diese Art besteht im geheimen Hinüberschmuggeln über die Grenze, das viel Zeit und Mühe, Betrug und List kostet und mit Bestechnngen der Agenten und Kontrabandisten verbunden ist. Man braucht darüber kein Wort zu verlieren, daß eine förmliche Jagd auf das russische Denken organisiert wird und unter gütiger Mitwirkung der verkäuflichen Kontrabandisten ganze Friedhöfe getöteter Ideen in den Grenzstädtchen entstehen. Und doch verdienen diese Ideen eine andere Behandlung. Darin ist soviel Enthusiasmus und Vaterlandsliebe, so viel Kummer und Hoffnung, so viel bittere und beleidigende Wahrheit und zugleich so viel heißen Glaubens an die Zukunft Rußlands, an seine große Bestimmung, so viel Sicherheit an sein Gedeihen und Emporblühen. Welche Gestalten verkommen da in den Polizeibuden, welche Bilder werden da verunglimpft durch den schmutzigen Schleier der Willkür und Unwissenheit.

Vor uns ist vor allem eine umfangreiche Literatur politischer Zeitschriften, Zeitungen, Broschüren und Pamphlete. Aus Rußland verbannt, fand das politische Leben der Parteien hier Zuflucht und



Raum, die für seine Entwicklung notwendig sind. Der humanitäre Doktrinarismus der Liberalen und die slavophilen Träume von einem Kirchenstaat hausen hier nebeneinander. Neben den Hymnen der politischen Demokratie werden die Dogmen des individualistischen sittlichen Christentums proklamiert. Hier finden sie wilde, anarchistische Schwärmereien und den einseitigen „Ökonomismus", revolutionäre Theorien und den Katechismus „des Nichtwiderstehens". An der Spitze der künstlerischen Literatur stehen hier Herzen und Alexei Tolstoi, Saltykow und Lew Tolstoi; Gorjki, Tschirikow und Korolenko schließen die lange Reihe verbotener Schriften. Ja, sogar dickleibige, solide Werke berühmter Professoren und Denker sind hinter das Gitter geraten, das das freie russische Denken von der Zensurfinsternis trennt. Die zweibändige Geschichte Katharinas II. von Prof. Bilbassow und die wertvollen Studien über das Kirchenwesen von Chomyakow bilden die merkwürdigsten Beispiele von verbotener wissenschaftlicher und philosophischer Wahrheit. Zehntausende Exemplare von russischen Schriften werden hier abgesetzt, seit Jahren erscheinen hier regelmäßig russische Zeitungen und Zeitschriften, zahlreiche russische Druckereien werden gegründet, um die Nachfrage nach russischen Büchern befriedigen zu können: reiche Verlags- und Handelsfirmen verdienen Hunderttausende durch Verkauf und Verbreitung der verbotenen russischen Schriften unter den Russen. Sogar die „Schufte der Feder" und die „Räuber der Presse" machen sich an die freie russische Presse heran und ziehen nicht geringen Vorteil aus dem gesetzwidrigen und



unverantwortlichen Abdruck der schutzlosen russischen Autoren.

Die völlige Verbannung des russischen politischen Lebens nach dem Auslande hat merkliche Spuren in der Art und Weise der russischen politischen Parteien hinterlassen. Alle diejenigen Parteien — die in jedem anderen Staate als nichtrevolutionäre, gesetzlich anerkannte und legale gelten, nehmen hier infolge der russischen Zustände den Charakter von revolutionären, konspirativen Organisationen an. Solche entgegengesetzte Strömungen wie die religiös-individualistische Gemeinde von Tolstois Anhängern und die agrar-sozialistische Partei der Sozialrevolutionäre, der höchst mäßige „Bund der Oswoboschdenija“ und die allgemein anerkannte Partei der internationalen Sozialdemokratie sind hier in dieser Hinsicht gleichgestellt. Diese Parteien erfahren dasselbe, was jeder einzelne Russe erfährt. Wenn der Russe im Auslande ist, so darf er denken und handeln wie ein Konstitutionalist, Demokrat oder Sozialist. Niemand betrachtet es als ein Verbrechen. Im Gegenteil. Er sieht im Auslande ganze Staaten, wo Liberale und Sozialisten, Mitglieder der „Heilsarmee“ und Anhänger der Bodenexpropriation das Wort führen können. Er sieht, daß dadurch die Staaten nicht zugrunde gehen, sondern vielmehr gedeihen und blühen. Ganz anders ist es aber in Rußland. Sobald unser Liberaler, Sozialist oder Tolstojaner die Grenze überschritten hat, gerät er sofort in die Kategorie der Staatsverbrecher und muß über sich alle möglichen Qualen ergehen lassen. Der revolutionäre Charakter des russischen bürgerlichen Liberalismus,



der Sozialdemokratie und des religiösen Sektierer=
tums ist daher sehr natürlich. Da sie auf Gewalt
und Unterdrückung stoßen, so nehmen sie auch selbst
zur Gewalt oder zu ihrem Äquivalente — List und
Geheimtun — Zuflucht. Von der Oberfläche ver=
drängt, wachsen die Parteien umsomehr unter der
Erde und erschüttern auf tausenderlei Art die Auto=
rität und die Organisation des Gegners. Sogar
die Anhänger Tolstois und seines Dogmas von dem
Nichtwiderstehen gegen das Böse schaffen, anstatt
in Rußland zu bleiben und ihre Tugend zu üben,
Organisationen in London, drucken Broschüren, die
in Rußland verboten sind, und verbreiten sie durch
geheime Gesellschaften. Diese Taktik unterscheidet
sich in keiner Weise von der unterirdischen Propa=
ganda, die die russischen Revolutionäre führen.
Aus dem „Nichtwiderstehen“ schießen geheime
Bündnisse und verbotene Schriften empor. . . .

Die Verbannung des russischen politischen Den=
kens in eine konspirative Organisation verleiht
ferner ein eigentümliches Gepräge jeder russischen
politischen Partei. Infolge der Konspiration ver=
lieren die Führer und die Zentralorgane der Par=
teien die Fühlung mit den weiten Kreisen der
Parteigenossen und Freunde. Die Organisation im
Auslande, die notwendigerweise aus Emigranten
besteht, die nach Rußland nicht zurückkehren dürfen,
nimmt an der Spitze der Partei eine besondere
Stellung ein. Sie steht nicht innerhalb der Partei,
als vielmehr über derselben: das Zentralorgan der
Partei gewinnt die Bedeutung eines kriegerischen
Stabes, in dessen Händen die wichtigsten Fäden der
Agitation und Propaganda zusammenlaufen, die



Vertretungen und die Mittel der Partei sich konzentrieren. Diese Sachlage fördert die Laufbahn der Parteitalente, die dann übermäßige Autorität gewinnen. Starke Persönlichkeiten, die an der Spitze der Organisation im Auslande stehen, streben natürlicherweise eine eigenartige lokale Diktatur an. Die Beschaffenheit der revolutionären Tätigkeit erheischt an und für sich eine hierarchische Ordnungsweise und strenge Disziplin. Von der Zuverlässigkeit und Treue der einzelnen Personen hängt oft der Erfolg einer großen Sache, der Gewinn von großen Geldmitteln ab. Die Zerstörung der bereits existierenden Organisationen, die Beschlagnahmung von kostspieligen Geheimdruckereien, der Verlust von gut erprobten Führern, die Verhaftung von nicht ganz zuverlässigen Anhängern – das alles kann die Selbstüberhebung, die Unvorsichtigkeit, die Verletzung der Parteidisziplin und der Konspirationsmaßregeln seitens eines Führers verschulden. Man kann daher den Führern der Partei keinen Vorwurf daraus machen, daß sie die Verwaltung nach kriegerischem Muster organisieren und ihnen nur persönlich bekannte und erprobte Genossen auf die Posten stellen. Anstatt von unten, wird das Regime von oben geführt. Der Parteiapparat gewinnt den Charakter einer kirchlichen oder kriegerischen Hierarchie, innerhalb deren die unbeschränkte Autorität der Führer herrscht, während die Lokalkomitees nur die Rolle eines vollziehenden Organs übernehmen. Am besten ist dieses System mit dem Bau der katholischen Kirche zu vergleichen, die „in partibus infidelium" wirkt. Die lokalen Organe sind hier nur die Kommissäre



des Zentralorgans, nur die Missionare des akzeptierten und anerkannten Dogmas. . . .

Es ist selbstverständlich, daß eine solche Organisation eine Menge von Schattenseiten aufweist. Die Unveränderlichkeit der aktiven Gruppe und der enge Verkehr der Führer miteinander führen notwendigerweise zu persönlichen Streitigkeiten, Mißverständnissen und Konflikten. Um jeden Führer bildet sich eine Art Hofstaat. Die Anhänger eines Führers füllen mitunter ihre Zeit mit Klatsch und dergleichen aus und suchen gar ihre Götter durch persönliche Empfindlichkeit und Eitelkeit zu übertreffen. Dazu gesellt sich die Isoliertheit von äußeren Eindrücken und neuen Menschen, die mit der äußerst strengen Arbeit und dem Mangel an Kräften verbunden ist. Die Parteitätigkeit nimmt die Führer jahraus, jahrein vollständig in Anspruch, so daß ihnen für etwas anderes gar keine Zeit übrig bleibt. Der Führer müßte denn ein ganz besonders begabter und vielseitig gebildeter Politiker sein, eine ganz besonders empfängliche Seele besitzen, um nicht dem üblichen Fluche der Politiker, der Engherzigkeit und Routine, zu verfallen. Unter diesen Verhältnissen ist die Macht der konspirativen Organisationen von ganz besonders starkem Einflusse. Sie erzeugt bei den Führern eine Art Selbstüberhebung, die sie dogmatisch und doktrinär macht. In manchen Fällen stellt sich sogar der Kultus der Unfehlbarkeit, die fanatische Begeisterung für einzelne „Päpste" ein, was noch mehr dazu führt, daß die letzteren die Fühlung mit der Wirklichkeit verlieren und sich auf Veröffentlichung von Dekreten für die Anhänger und Freunde be-



schränken. Die ganze revolutionäre Arbeit besteht dann in der Umwälzung auf dem Papiere und geht zugrunde in dem luftlosen Raume des Parteiarchivs. Diese Mängel jeder Konspiration und jedes konspirativen Kampfes beeinflußten selbstverständlich auch die russischen revolutionären Parteien ungünstig. Allein nur der kurzsichtige Politiker kann darin etwas anderes als eine vorübergehende Erscheinung erblicken, die durch die Schwierigkeit des revolutionären Kampfes bedingt ist. Besonders gilt das von Rußland. Hier verfügte die Regierung über ungeheure Mittel, um den Kampf zu unterdrücken, der polizeiliche Apparat wirkte so mächtig und konsequent, ihre Maßnahmen waren so bestialisch und grausam, und die Verluste an revolutionären Kräften waren so groß, daß keine Partei der Welt eine so grandiose, übermenschliche Arbeit zu leisten hatte, wie die, welche den Schultern des unterirdischen Rußlands auferlegt war. Und vergleicht man die echten Heldentaten, die die russischen Revolutionäre im Auslande leisteten, um den letzten Kampf und das politische Erwachen Rußlands vorzubereiten, mit den unvermeidlichen Mängeln, die ihnen wie jeder konspirativen Organisation eigen sind, so wird man anerkennen müssen, daß die Führer im Auslande sich würdig der Märtyrer zeigten, die mit ihren Knochen die Tundren des fernen Sibiriens besät haben. . . .

Die Organisationen im Auslande haben ehren- und ruhmvoll den Tag abgewartet, wo ihre Sache die engen Schranken der Konspiration sprengte, um in den dahinstürzenden Strom der russischen



Revolution und des proletarischen Zornes einzumünden. Die erwachten Massen haben bereits die polizeilichen Fesseln abgestreift, und der ärgste Feind unserer revolutionären Parteien ist halb geschlagen. Die Konspiration ist bereits mit dem lebendigen, wogenden Meere des kämpfenden Volkes in Berührung gekommen und schart in neuer Kraft nicht mehr Hunderte, sondern Tausende und Hundertausende von Menschen um sich. Vor unseren Augen vollzieht sich eine bedeutsame Tatsache: die revolutionäre Konspiration löst sich in den Parteimassen auf, die revolutionäre Hierarchie verwandelt sich in mächtige politische Parteien des Volkes. Die Zeit des konspirativen Kampfes ist vorüber. Ein politisches Leben begann, und wir können jetzt die Existenz von politischen Parteien in Rußland in vollem Sinne des Wortes konstatieren.

Im Gegensatz zu den westeuropäischen Parteien weisen die in Rußland eine gewisse Eigentümlichkeit auf. Sie entstehen auf nationaler, politischer und sozialer Grundlage, aber sie wissen nichts von solchen politischen Mißgeburten wie die klerikale Opposition in den romanischen Ländern und die Zentrumspartei in Deutschland. Die russischen Parteien erscheinen als Produkt rein weltlicher, außerhalb der Kirche liegender Faktoren. Die Propaganda der Tolstoischen Lehre und sein Christentum wird im freien Rußland einen eigenen Platz einnehmen. Nachdem sie den Charakter der konspirativen Agitation abgelegt hat, wird sie als eine Strömung des sittlichen und geistigen Lebens des Volkes erscheinen. Das klerikale



Element ſpielt eine gewiſſe Rolle in der armeniſchen Bewegung, aber dort iſt die Kirche mit der nationalen Frage unzertrennlich und derſelben untergeordnet. Von größerer Bedeutung iſt die katholiſche Geiſtlichkeit in Polen, aber auch dort beſchränkt ſich ihr Einfluß auf die oppoſitionellen Elemente der adeligen „oberen Zehntauſend“ und nur zum Teil auf den Mittelſtand. Das polniſche Proletariat iſt durch und durch antiklerikal.

Gegenwärtig gibt es noch ſehr viele Parteigruppen. Meiſtens ſind ſie in kleine Organiſationen zerklüftet, die ſich nur darum nicht auflöſen, weil ſie ihre Kraft im offenen Parteikampf noch nicht erprobt haben. Eigentliche revolutionäre Gruppen gibt es 18. 1. Die ruſſiſche ſozialdemokratiſche Arbeiterpartei. 2. Die Partei der Sozialrevolutionäre. 3. Die polniſche ſozialdemokratiſche Partei. 4. Der allgemeine jüdiſche Arbeiterbund. 5. Die Sozialdemokratie Polens und Litauens. 6. Die polniſche ſozialiſtiſche Partei „das Proletariat“. 7. Die litauiſche ſozialdemokratiſche Partei. 8. Die lettiſche ſozialdemokratiſche Arbeiterpartei. 9. Der Bund der lettiſchen Sozialdemokratie. 10. Die kleinruſſiſche ſozialiſtiſche Partei. 11. Die kleinruſſiſche revolutionäre Partei. 12. Die gregoriſche ſozialiſtiſch-föderaliſtiſch-revolutionäre Partei. 13. Die armeniſche ſozialdemokratiſche Arbeiterorganiſation. 14. Der weißruſſiſche ſozialiſtiſche Bund. 15. Die armeniſche revolutionäre Föderation. 16. Der Bund „Oswoboſchdenije“ (Befreiung). 17. Die polniſche nationale Liga. 18. Die finnländiſche Partei des aktiven Widerſtandes. Offenbar haben dieſe Parteien einen



doppelten Charakter. Einerseits sind sie national, anderseits verfolgen sie politische und soziale Ziele. Der Nationalität nach verteilen sie sich in folgende Gruppen: russische (einschließlich der Kleinrussen und Weißrussen), polnische, litauische, lettische, armenische, jüdische, georgische und finnländische. Diese nationale Klassifizierung der Parteien ist aber ein Produkt der konspirativen Kampfepoche und ist durch die lokalen Verhältnisse der Organisationen hervorgerufen. Nur die polnische Liga, die finnländische Partei und die kleinrussische revolutionäre Partei tragen einen ausgesprochen nationalen Charakter. Die anderen mehr oder minder bedeutenden Parteien sind sozialdemokratisch oder sozialistisch und schwächen schon darum ihr nationales Gepräge ab.

Abgesehen von den erwähnten nationalen Gruppen und der Gruppe „Befreiung" haben alle Parteien ein sozialistisches Programm. Die eigentlichen sozialistischen Parteien zerfallen ihrerseits in die sozialdemokratischen mit dem Programm der internationalen Demokratie und die sozialrevolutionäre Partei, die in gewissen Punkten gewisse Abweichungen von der Sozialdemokratie aufweist. Zu der ersten Gruppe gehören: Die sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußlands, der allgemeine jüdische Arbeiterbund, die lettische sozialdemokratische Arbeiterpartei, die Sozialdemokratie Polens und Litauens und die armenische sozialdemokratische Arbeiterorganisation; zur zweiten Gruppe gehören alle anderen Parteien. Als Grundprinzip der Verteilung der Parteien erscheint also nicht die Nationalität, sondern die

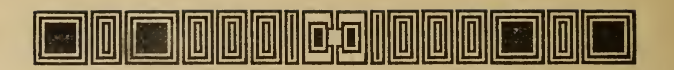


sozialpolitischen Grundsätze, die alle diese Gruppen in drei Strömungen vereinen: der bürgerliche Liberalismus, der revolutionäre Sozialismus und die proletarische Sozialdemokratie. Wir wollen nun diese Parteien etwas näher ins Auge fassen.

Der Bund „Oswoboschdenije" erscheint gegenwärtig als die zentrale Organisation der russischen liberalen Partei, welche die Vertreter des adeligen und des Semstwoliberalismus sowohl als auch die einflußreichen Elemente der Intellektuellen umfaßt. Auf seinem ersten Kongresse nahm der Bund des „Oswoboschdenije" folgendes politische Programm an:

„Der Bund der Befreiung" erkennt als seine erste und wichtigste Aufgabe — die politische Befreiung Rußlands. Da der „Bund" sogar die minimalste politische Freiheit als mit der absoluten Monarchie unvereinbar erachtet, wird er vor allem die Abschaffung des Absolutismus und die Einführung eines konstitutionellen Regimes anstreben. Bei der Bestimmung der konkreten Formen, in denen das konstitutionelle Regime in Rußland verwirklicht werden soll, wird der Bund der Befreiung sich alle Mühe geben, daß das politische Problem im Sinne eines weitgehenden Demokratismus gelöst wird, vor allem aber hält er es für unbedingt notwendig, daß das Prinzip des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts der politischen Reform zugrunde gelegt wird.

Indem der Bund politische Forderungen in den Vordergrund stellt, hält er es für notwendig seine prinzipielle Stellung zu den sozial-ökonomischen



Problemen, die das Leben auf die Tagesordnung bringt, zu bekennen: auf dem Gebiete der sozial-ökonomischen Politik wird der Bund sich von demselben demokratischen Grundprinzip leiten lassen, und den Schutz der Arbeiterinteressen als die unmittelbare Aufgabe seiner Tätigkeit betrachten.

Auf dem Gebiete der nationalen Fragen erkennt der Bund das Selbstbestimmungsrecht der verschiedenen Nationalitäten, die dem russischen Staate einverleibt sind, an. Finnland gegenüber verlangt der Bund die Widerherstellung des Rechtsstaates, der in diesem Lande vor der gesetzwidrigen Verletzung der Verfassung seitens der russischen Regierung bestand.

Das Hauptorgan dieser Partei ist die bekannte Zeitschrift „Oswoboschdenije", die zuerst in Stuttgart und jetzt in Paris unter der Redaktion des russischen Gelehrten und Publizisten P. Struve erscheint. Die Zeitschrift hat sehr gute Beziehungen zu dem oppositionellen Adel und ist dadurch in der Lage, über äußerst seltene Dokumente aus den höchsten Kreisen der russischen Bureaukratie zu verfügen. Die „Oswoboschdenije" hat die innere Politik der russischen Regierung immer aufmerksam verfolgt und mitunter unerhörte Mißbräuche enthüllt. Besonders wertvoll ist die Chronik der Zeitschrift, welche die Administration hinter den Kulissen zeigt und sich besonders mit verschiedenen „hohen Persönlichkeiten" beschäftigt, die an Willkür und Raubsucht nichts zu wünschen übrig lassen. „Oswoboschdenije" gebührt die Ehre der Veröffentlichung von Geheimberichten der Herren Witte und Plehwe. Unter anderem ver-



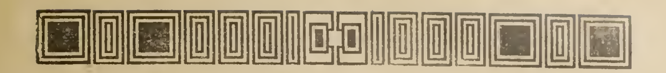
öffentlichte das Blatt „den Bericht des Staatsrats über den Zusammenbruch der russischen Finanzpolitik.“ Leider aber blieb das Journal von Struve nicht immer auf der Höhe seines ursprünglichen demokratischen Programms und schwankte wiederholt nach links und nach rechts.

Die Zeitschrift verlor sehr viel an Einfluß, als sie am Anfange des russisch-japanischen Krieges die pariotische Devise: „Es lebe die Armee“ proklamiert hatte. Jetzt führt Struve einen sehr energischen Kampf gegen den Krieg, aber viele Verehrer der Zeitung konnten ihr diese Devise, die ihr nicht sowohl die politische Berechnung als das verletzte nationale Gefühl des Patrioten eingab, lange nicht verzeihen. Übrigens teilt mir ein hervorragendes Mitglied des „Befreiungsbundes“ mit, daß „Struve in keiner Weise als Führer der liberalen Partei gilt, sondern vielmehr als Leiter des Parteiorgans erscheint, wo alle Strömungen der liberalen Opposition vertreten sind.“ Diese Aufgabe hat Struve allerdings vorzüglich erfüllt. In seiner Zeitschrift konnte man in der Tat den verschiedensten Ansichten über die grundlegenden Parteifragen begegnen. In letzter Zeit, je schärfer sich der Kampf mit dem Absolutismus zuspitzte, schlug die Zeitung einen radikaleren Ton an. Die Artikel von Struve lassen nun in bezug auf die Kraft des Protestes und ihre demokratische Stimmung nichts zu wünschen übrig. Folgendes z. B. schrieb Struve nach den Ereignissen vom 9./22. Januar. Gestern gab es noch Streit und Parteiungen. Heute muß die russische Befreiungsbewegung an Leib und Seele eins werden, einen



Gedanken, einen doppelten Gedanken hegen: Rache und Freiheit um jeden Preis. Einem Gelübde gleich brennt sich dieser Gedanke in die Seele. Gegen die Greueltaten, die auf Befehl des Zaren auf den Straßen Petersburgs verübt wurden, müssen sich alle erheben, die noch menschliches Gewissen haben. Es kann gar kein Streit darüber herrschen, daß das Verbrechen bestraft und seine Wurzel ausgerottet werden muß. Man kann nicht so weiter leben. Die Annalen der absolutistischen Gewalttaten, Verhöhnungen und Verbrechen müssen geschlossen werden. An nichts anderes, als Rache und Freiheit kann man denken, von nichts anderem schreiben. Durch die Rache werden wir frei werden, durch die Freiheit werden wir Rache nehmen." Es ist nur zu bedauern, daß diese schönen Worte mit keinen praktischen Forderungen verbunden sind und uns keine Garantien dafür bieten, daß die Stimmung, die darin lebt, nicht von einer anderen, versöhnlicheren abgelöst wird. Die Proklamation, mit der sich der „Bund" seinerzeit an das Volk wandte, begnügte sich mit dem bescheidenen Ideale einer konstitutionellen Monarchie. Und man kann wirklich nicht mit Sicherheit sagen, ob Struve von den Racherufen nicht zur Theorie des konstitutionellen Zarismus zurückkehrt . . . .

Die Partei der Sozialrevolutionäre will um ihr Banner „das Proletariat, die Bauernmassen und die revolutionär-sozialistische Intelligenz vereinen," als Endziel ihrer Tätigkeit erkennt diese Partei „die Expropriation des kapitalistischen Eigentums, die Reorganisation der Produktion der gesamten



Gesellschaftsordnung auf sozialistischer Grundlage." Auf dem Gebiete des Rechts und der Politik stellt diese Partei folgende Forderungen auf: „Einführung der demokratischen Republik unter breit angelegter Autonomie der Gemeinden, der städtischen und ländlichen; möglichst weite Anwendung des föderativen Prinzips den einzelnen Nationalitäten gegenüber . . . direktes geheimes, gleiches Wahlrecht für jeden Bürger, über 20 Jahre . . . direkte Gesetzgebung des Volkes (Referendum und Initiative); Selbstwahl der Staatsbeamten, deren Absetzbarkeit und Verantwortlichkeit." Dazu kommen folgende Forderungen: Volle persönliche Freiheit, Trennung der Kirche von dem Staate, unentgeltliche Schulbildung, Parität der Sprachen, unentgeltliche Gerichte, Volksmiliz. Auf wirtschaftlichem Gebiete sucht die Partei der Sozialrevolutionäre vor allem eine soziale Gesetzgebung in ausgiebigstem Maße durchzuführen. In diesem Punkte geht sie mit der internationalen Sozialdemokratie zusammen. Eine bedeutende Unabhängigkeit zeigen die Forderungen dieser Partei auf dem Gebiete der Agrarpolitik und Agrarverhältnisse. Hier befürwortet sie „die Sozialisierung des Privatbesitzes an Grund und Boden, d. h. die Übergabe des Grund und Bodens an die demokratisch organisierten Gemeinden und territorialen Vereine auf Grundlage einer gleichmäßigen Verteilung. Falls diese Hauptforderung des agrarischen Minimalprogramms nicht mit einem Male verwirklicht werden kann, will die Partei folgende Maßnahmen ergreifen, um diese Forderungen zu realisieren: Erweiterung der Gemeinderechte und



der territorialen Bündnisse nach der Expropriation des Grund und Bodens von Privatbesitzern, die Konfiszierung des Grund und Bodens, der den Klöstern, dem Staate usw. gehört, um dadurch wie auch durch die Expropriation des Staatseigentums die Gemeinde mit ausreichender Quantität an Grund und Boden zu versehen. Der Pachtzins ist entsprechend dem Reinertrag aus der Wirtschaft zu bestimmen (mit Abzug der Produktionskosten und des normalen Arbeitslohns aus dem Bruttoertrage). Bei dem Übergange des Grund und Bodens von einer Person zur anderen ist ein Entgelt für die inzwischen vorgenommenen technischen Verbesserungen zu verabreichen; Verwandlung der Rente durch eine spezielle Steuer in eine Einkunftsquelle der Gemeinden und der Selbstverwaltungsorgane."

Als ein charakteristischer Zug in der praktischen Tätigkeit dieser Partei ist der unerbittliche revolutionäre Charakter ihres Kampfes zu bezeichnen. Abgesehen von den üblichen Kampfmitteln, Propaganda, Streik, Demonstrationen, greifen die Sozialrevolutionäre zum Terror oder zu Attentaten auf einzelne Vertreter des Despotismus. Diese Funktion hat die sogenannte „Bojewaja Organisazia" (Kampforganisation) zu erfüllen. In dieser Hinsicht folgen die Sozialrezolutionäre den Traditionen der „Narodnaja Wolja" und betrachten den „Terror als ein notwendiges, wenn auch erzwungenes Kampfmittel gegen die Regierung, die ja selbst auf menschenwürdige Kampfformen verzichtet". Nun kann „dieser systematische Terror nur in den Händen einer organisierten Partei zweckmäßig wirken". — So formulieren die Sozial-



revolutionäre ihre Anschauungen über den Terror und vermochten durch eine Reihe terroristischer Akte zu beweisen, daß sie keine leeren Drohungen im Munde führen. In kürzester Zeit haben sie drei Minister, einen Kultusminister und zwei Minister des Innern getötet; ein Attentat wurde gegen den Oberprokurator der heiligen Synode und eine ganze Reihe von Attentaten gegen Gouverneure, Polizeichefs, verschiedene Polizeibeamte uud Spione verübt. Dadurch wurden mehrere der grausamsten und despotischen Henker und viele Spione beseitigt. Während ich diese Zeilen niederschreibe, werden, wie es scheint in Petersburg und Moskau neue Attentate geplant. Die Nachricht von der zufälligen Explosion der revolutionären Bomben ging bereits durch die Presse.

Abgesehen von den terroristischen Akten treibt diese Partei eine weitgehende revolutionäre Propaganda. Sie hat ihre regelmäßigen Organe „Der Bote der russischen Revolution“, „Das revolutionäre Rußland“ und „La Tribune russe“, sie verbreitet in Massen Broschüren, Proklamationen, Flugblätter, organisiert in Rußland Geheimdruckereien und Lokalkomitees und entfaltet auf diese Weise eine weitgehende literarische und agitatorische Tätigkeit. Sie verfügt über viele talentvolle publizistische Kräfte. Ihre Geldmittel haben sich in der letzten Zeit ganz besonders vermehrt, die Zahl ihrer Mitglieder wächst. Die Partei hat großen Erfolg bei den Bauern und der revolutionären Intelligenz und rivalisiert in manchen industriellen Städten mit der Sozialdemokratie.



Was die russische sozialdemokratische Partei betrifft, so steht sie im großen und ganzen auf dem Boden des Erfurter Programms und schließt sich an die deutsche Sozialdemokratie an.

„Die grundlegende Aufgabe der Sozialdemokratie: – heißt es im Berichte der Partei an den internationalen Sozialisten-Kongreß – Sie organisiert das Proletariat in eine selbständige politische Arbeiterpartei, die allen bürgerlichen Parteien gegenübersteht, sie leitet seinen Klassenkampf in allen seinen Äußerungen, zeigt ihm den unversöhnlichen Gegensatz zwischen den Interessen der Ausbeuter und Ausgebeuteten und macht ihm die historische Bedeutung und die notwendigen Bedingungen der bevorstehenden sozialen Revolution klar." Auf dem Boden ihres Programms stellt sich die Sozialdemkratie die Aufgabe, auch alle anderen Schichten der arbeitenden und ausgebeuteten Bevölkerung in ihre Reihen hineinzuziehen, soweit sie den Standpunkt des Proletariats teilen. Indem das Programm zu den praktischen Forderungen übergeht, weist es vor allem auf die Überreste der vorkapitalistischen Ordnung hin, die dem ökonomischen Fortschritte Hindernisse in den Weg legen, die allseitige Entwickelung des Klassenkampfes des Proletariats in Rußland nicht zulassen und die Aufrechterhaltung und Verstärkung der barbarischen Ausbeutungsformen fördern. Als der bedeutendste all dieser Überreste und als die mächtigsten Stützen dieses Barbarentums erscheint der Absolutismus. Daher erachtet die russische sozialdemokratische Arbeiterpartei als ihre nächste politische Aufgabe die Niederwerfung des Abso-



lutismus, die Einberufung einer von dem ganzen Volke freigewählten Volksvertretung und die Errichtung einer demokratischen Republik."

In diesem Programm finden wir wieder die allgemeinen Grundsätze des Erfurter Programms, die im wesentlichen auch von den Sozialrevolutionären geteilt werden. Von besonderem Interesse ist das Agrarprogramm der russischen Sozialdemokratie, welches im erwähnten Berichte folgendermaßen formuliert ist: „Der doppelte Charakter des Bauerntums als einer einheitlichen Klasse, die einerseits in den Überresten der leibeigenen Verhältnisse gefangen ist, und die anderseits aus einer grundbesitzenden und einer grundbebauenden Bevölkerungsschicht besteht, innerhalb welcher sich schon der Klassenantagonismus zwischen Bourgeois und Proletarier entwickelt, bedingte den Charakter unseres Agrarprogramms. Soweit die kapitalistischen Verhältnisse sich auf dem Lande befestigt haben, gewährt unser Programm der ländlichen Lohnarbeit denselben Schutz, den sie für Lohnarbeit überhaupt fordert, und stellt dem ländlichen Proletariat dieselben nächsten Aufgaben und dasselbe Endziel, vor denen auch das gesamte Proletariat steht. Soweit aber das Bauerntum als Klasse durch die gemeinsame Kette der leibeigenen Knebelung verbunden ist, fordert unser Programm seine vollständige Emanzipation und die Aufhebung der ökonomischen Basis, auf der die Knebelung der Bauern beruht. Daraus gehen folgende Forderungen hervor: 1. Die Abschaffung des Loskaufs und des Pachtzinses für den Boden, den sie bei der „Befreiung" erhalten haben, und aller



spezifisch bäuerliche Tribute. 2. Die Abschaffung aller Gesetze, welche die Bauern hindern, über ihren Grund und Boden frei zu verfügen. 3. Die Rückgabe aller Loskaufs- und Pachtgelder, die schon erhoben sind, an die Bauern, und zu diesem Zwecke die Konfiskation der Kloster- und Kirchengüter, der Kabinetts- und Staatsdomänen und solcher Besitzungen, die den Mitgliedern der Zarenfamilie angehören. Ebenso wie eine besondere Besteuerung des Grund und Bodens jener Adeligen, welche Loskaufgelder erhalten haben. 4. Die Einführung von Bauernkomitees behufs Rückgabe des Bodens an die Bauern, der ihnen bei der Befreiung zugunsten der Gutsbesitzer entzogen wurde, und die Liquidierung der spezifischen Formen der Leibeigenschaftsverhältnisse, die in verschiedenen Arten erhalten geblieben sind. 5. Kontrolle der Gerichte über Rechtsgeschäfte und die Festsetzung des Pachtzinses. Das sind die Grundlagen unseres Agrarprogramms, die auf dem zweiten Kongresse der Partei angenommen wurden. Dieser Teil des Programms rief die meisten Debatten auf dem Kongreß hervor und bildet noch jetzt den Gegenstand lebhafter Diskussionen unter den Genossen".

Die russische sozialdemokratische Partei, die auf den Grundsätzen des Marxismus basiert, fand unter den Millionen industrieller Arbeiter ihren Wirkungskreis. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß eben diese Partei es war, die das russische Proletariat organisierte und ihm die sozialistische Weltanschauung beibrachte. An der Spitze dieser Partei stehen erprobte Führer der russischen Revolution, die aus den Reihen der früheren „Narodnaja



Wolja" zur Sozialdemokratie übergegangen sind. Plechanow ist eine wissenschaftliche Autorität auf dem Gebiete des marxistischen Sozialismus, während seine Genossen Axelrod und Wjera Sassulitsch in der Geschichte der russischen revolutionären Bewegung sich ganz besondere Verdienste erworben haben. Das Zentralorgan der Partei „Iskra" und die wissenschaftliche Zeitschrift „Sarja" sind sehr wertvolle Erscheinungen der sozialdemokratischen Literatur. Abgesehen von diesen Publikationen überflutet die Partei ganz Rußland mit Schriften agitatorischen Inhalts, die sogar in den entlegensten Gebieten und verlorenen Nestern des Riesenreiches ihre Leser finden. Geheimdruckereien unterstützen die Arbeit des Zentralorgans im Auslande durch massenhafte Publikationen in Rußland selbst. Die russische Sozialdemokratie verwirft prinzipiell den Terror, aber in der letzten Zeit des unmittelbaren revolutionären Kampfes, als die Schreckensherrschaft der Regierung geradezu unerhörte Dimensionen angenommen hatte, entschloß sich auch diese Partei für terroristische Akte, mit dem Vorbehalte jedoch, daß der Terror nicht als beständiges Kampfmittel anzuwenden wäre, sondern als zeitweilige Maßnahme, die den Aufstand der bewaffneten Massen zu unterstützen hat. Man könnte gegenwärtig der russischen Sozialdemokratie die größten Erfolge in Aussicht stellen, wenn sie sich auf ihrem zweiten Kongresse nicht in zwei feindselige Gruppen zerspalten hätte. Die Vereinigung dieser Gruppen ist im Interesse der Parteium so notwendiger, als die in Rußland begonnene Revolution das Zusammenwirken der kleineren revolutionären Gruppen her-



beigeführt hat. Solche revolutionäre Bündnisse gibt es gegenwärtig zwei. Der eine Bund besteht aus: Partei der Sozial-Revolutionäre, polnische sozialdemokratische Partei, Georgische Partei der Sozialisten, Föderalisten und Revolutionäre, armenische revolutionäre Föderation, polnische nationale Liga, finnländische Partei des aktiven Widerstands, Bund „Oswoboschdenija“ und der weißrussische sozialistische Bund. Auf der Konferenz dieser Parteien wurde beschlossen: „Keine der hier vertretenen Parteien, die sich behufs solidarischen Vorgehens zusammentun, beabsichtigt dadurch, auf irgend einen Punkt ihres Programms zu verzichten oder die Taktik des Kampfes, die ihrer Meldung nach den Bedürfnissen der sozialen Elemente, Klassen und Nationalitäten, die sie vertritt entspricht, aufzugeben.

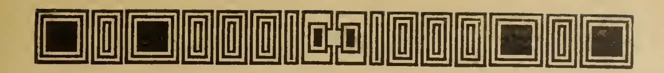
Gleichzeitig aber konstatieren diese Parteien, daß sie alle folgenden Grundforderungen gemein haben:

1. Abschaffung des Absolutismus; Abschaffung aller Maßnahmen, welche die Rechte Finnlands verletzen.

2. Einführung eines freien, demokratischen Regimes an Stelle des Absolutismus. Allgemeines Wahlrecht.

3. Das Recht auf nationale Selbstbestimmung; gesetzlich garantierte nationale Entwicklung für alle Völker; Bekämpfung der Regierung in ihrem gewalttätigen Verhalten den einzelnen Nationalitäten gegenüber.

Im Namen dieser Grundprinzipien und Forderungen vereinigen sich die auf der Konferenz vertretenen Parteien, um den Fall des Absolutismus



zu beschleunigen, der auch mit den weiteren, mannigfaltigen Zielen jeder dieser Parteien unvereinbar ist."

Der zweite Bund besteht aus: Russische sozialdemokratische Arbeiterpartei, allgemeiner jüdischer Arbeiterbund; lettische sozialdemokratische Arbeiterpartei, polnische sozialistische Partei „Proletariat" und kleinrussische revolutionäre Partei. Die Proklamation, die dieser Bund herausgegeben hatte, wurde auch von der Sozialdemokratie Polens und Litauens unterzeichnet. In dieser Proklamation, in der alle sozialdemokratischen Hauptforderungen aufgestellt sind, erklärt der zweite Bund unter anderem:

„Ein Sturm geht über das ganze Antlitz der russischen Erde und entfacht die Flamme des Aufstandes. Tausende und Hunderttausende von Arbeitern betreten unter der Fahne der Sozialdemokratie den Schauplatz des Kampfes, bereit, die Freiheit zu erobern oder zu sterben.

Am blutigen Morgen der Januartage ist endlich der erste Schritt zur Vereinigung der gesamten Sozialdemokratie in Rußland gemacht worden.

Beim hellen Lichte des Arbeiteraufstandes reichen wir einander die Hand. Uns steht eine große Aufgabe bevor – die unermeßlichen Kräfte des russischen Proletariats in ein breites Flußbett der politischen und sozialen Befreiung entgegen, nach einem einheitlichen Plane unter solidarischem Zusammenwirken, in klarem Bewußtsein unserer nächsten und fernen Ziele zu leiten.

Wir wenden uns mit unserem Rufe an alle Arbeiter Rußlands.



Die Zeit des entschiedenen Vorgehens gegen das absolutistische Regime ist gekommen. Wir müssen die politische Freiheit erobern, um auf dem Boden dieser Freiheit einen noch stärkeren Kampf gegen die kapitalistische Ausbeutung im Namen des großen sozialistischen Ideals zu führen.

Unsere Tage – sind Tage von großer historischer Wichtigkeit. Sie werden für lange Zeit unsere Rolle im politischen Leben Rußlands bestimmen.

Mögen also alle Arbeiter Rußlands ohne Unterschied der Nationalität von dem Bewußtsein ihrer Interessen erfüllt sein, mögen unsere proletarischen Forderungen überall ertönen. Wir fordern:

1. Die Einberufung einer von allen Bürgern, ohne Unterschied des Geschlechts, der Religion und der Nationalität, frei gewählten Volksvertretung auf Grundlage des allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrechts.
2. Sofortige Beendigung des Krieges mit Japan.
3. Sofortige Freilassung aller religiösen und politischen Gefangenen und die Einstellung derartiger Prozesse.
4. Sofortige Einführung des achtstündigen Arbeitstages für alle Lohnarbeiter in allen industriellen, landwirtschaftlichen und Handelsunternehmungen.

Wir werden die Waffen nicht niederlegen, bis alle unsere Forderungen verwirklicht sind, wir werden auch in der Volksvertretung, die Rußland freie Staatseinrichtungen geben muß, nicht aufhören zu kämpfen für solche politische Formen, welche die freie, ungehemmte Entwicklung unseres Klassenkampfes sichern werden, für die volle Erfüllung



unserer nächsten proletarischen Forderungen, für unser Endziel – den Sozialismus."

Durch die Organisation der revolutionären Bündnisse findet die zersplitterte und konspirative Periode im Leben der russischen politischen Parteien ihren Abschluß. Von diesem Momente an betreten sie einen neuen Weg, greifen zu neuen Aufgaben. Das nationale Prinzip ist vollständig in den Hintergrund getreten. Im ersten Bündnisse vereinigte sich die demokratische Bourgeoisie mit den sozialrevolutionären Parteien. Im zweiten Bündnisse vereinigten sich auf der anderen Seite die russischen sozialdemokratischen Gruppen in eine Partei des russischen Proletariats. Mit vereinigten Kräften werden nun diese Parteien gegen den gemeinsamen Feind losschlagen, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo sie die Fesseln des offiziellen Rußland durchbrechen und die politische Erziehung des russischen Volkes übernehmen werden. Im freien Rußland und in freiem Kampfe werden sie ihre soziale Macht und Kraft erproben und das Land der politischen und sozialen Gleichheit und Freiheit entgegenführen.

Die meisten russischen Parteien treten unter dem Banner des Sozialismus auf. Wenn sie diesem Banner treu bleiben, werden wir nicht nur eine politische Revolution durchmachen, sondern auch einer sozialen Umwälzung gewärtig sein müssen. Wir wollen den Sprung aus dem Reiche der absolutistischen Sklaverei in die Welt der sozialen Freiheit machen. . . .





Schluß.

Rußlands nächste Zukunft.

In kurzen, zusammenfassenden Zügen schilderten wir die Mächte der Reaktion und die wichtigsten Faktoren des revolutionären Kampfes. Jetzt wollen wir einige Worte darüber sagen, wie der Kampf geführt wird, wie lange er dauern mag und welche Resultate demnächst zu erwarten sind.

Um die erste Frage zu beantworten, müssen wir folgendes bemerken: Die russische Revolution vollzieht sich im Anfange des 20. Jahrhunderts. Die Regierung ist mit allen Mitteln einer ungeheuerlichen Technik ausgestattet, welche die Ausrottung des Menschen durch den Menschen bezweckt. Dem waffenlosen Volke steht hier das bewaffnete Militär gegenüber. Das letztere verfügt über Eisenbahnen, Telegraphie und Telephon, über Arsenale und Festungen, Flinten und Kanonen. Für Barrikaden gibt es in Rußland nur wenig geeignete Plätze: lange, breite, offene Straßen und Fußsteige, die sich für Barrikaden nicht eignen, alles gibt der morschen Kraft des Zarismus das Übergewicht. Ein bewaffneter Widerstand auf den Straßen und in den Städten hat daher wenig Aussicht auf Erfolg. Nur im Kaukasus und in der Nähe der Grenze ist die Zufuhr von Waffen für die Aufständischen, ist ein bewaffneter Aufstand möglich. Ein erster ernster Schritt zu Gunsten der Revolution wäre die Weigerung der Soldaten, auf das Volk zu schießen, oder sogar die Empörung verschiedener



Heeresteile. Die Soldaten würden nicht auf ihre eigenen Kameraden schießen, während die Gehorsamsverweigerung seitens der bewaffneten Gewalt eine Panik in den Regierungskreisen hätte hervorrufen können, die dann die Revolution ausnutzen würden. Im gegebenen Momente ist die Möglichkeit eines solchen Aufstandes nicht ausgeschlossen. Erstens wollen die Soldaten nicht in den Krieg gehen, zweitens kommen hier Flucht und die Heimkehr der Überreste der mandschurischen Armee in Betracht. Diese beiden Umstände können zusammenfallen, besonders in den großen Städten, wo das Heer in Berührung mit der Bevölkerung kommt und in mehr oder minder kompakten Massen konzentriert ist. Ein Militäraufstand in großem Maßstabe – das wäre vielleicht das einzige Mittel, das jetzt den Krieg beenden und mit dem absolutistischen Regime fertig werden könnte. Die gefährliche Seite eines solchen Pronunciamento ist in der eventuellen Militärdiktatur respektive in der Entstellung des Freiheitskampfes zu sehen.

Wir glauben, daß die russische Revolution einen langsamen und schmerzlichen Verlauf nehmen wird. Bei dem völligen Unverständnis der Regierung für die gegenwärtige Lage der Dinge wird der russische Kampf um Recht und Freiheit den Charakter eines komplizierten Prozesses annehmen. Die Streiks werden von terroristischen Akten abgelöst werden, Aufstände werden bald hier, bald dort ausbrechen und verhallen. Die Zone der Agrarrevolten wird sich ausdehnen. Noch häufiger und schrecklicher werden Hungersnöte und Epidemien werden, andauernder und stärker die Erschütterungen der



ruſſiſchen Volkswirtſchaft und Finanzen. Es iſt zweifellos, daß Rußland groß iſt und der Organismus des ruſſiſchen Volkes noch lange bluten kann, bis es ſich in den letzten Zuckungen zuſammenrafft und den abſolutiſtiſchen Vampyr abſchüttelt. Wir können daher mit großer Sicherheit eine lange Agonie vorausſagen, während deren die Revolution langſam, aber ſicher ihr Werk vollbringen, die letzten Stützen des abſolutiſtiſchen Regimes zernagen und in ihrem lebendigen Strome die morſchen Sümpfe der Raubſucht und Gewalt fortſchwemmen wird. Viel Blut, viel Tränen und Leid ſtehen uns bevor. Ein ſchwerer, dornenvoller Weg, eine Maſſe fruchtloſer Opfer und zugrunde gerichteten Lebens. Den Märtyrern der ruſſiſchen Freiheit, die ſo entſetzlich im Jakutskgebiete in den Kaſematten der Schlüſſelburg umkamen, werden auf dem Golgatha des großen Kampfes unzählige Schatten von Männern und Frauen folgen, die auf den Barrikaden niedergeſchoſſen, unter der Nagaika geſtorben oder auf Befehl des Kriegsgerichts in den ſtummen Feſtungen umgekommen ſind. O, ich ſehe ſie, ich ſehe die Legionen der Leidensgefährten, die geboren ſind, um mit ihrem Leben und Blut die ruſſiſche Freiheit, das Glück der nachkommenden Generationen zu bezahlen. Ich höre den ſchweren Seufzer, der ſich der Bruſt der Millionen entringt, ich höre darin Fluch und Wut, Flehen und Bitten. Ich ſehe in dieſer Menge Männer mit einer blutigen Maſſe anſtatt des ſtolzen Hauptes, ich ſehe Kinderleichen, fließende Wunden, ohnmächtiges Ringen . . . mit dem Tode. . . . Dampfende Trümmer der Städte und Dörfer, Häuſer und Plätze in



Schmutz, Blut und Elend . . . die Opfer der tollgewordenen Soldateska. Ganze Gebiete wie nach einer Invasion von wilden Horden, mit niedergetretenen Feldern und verbrannten Wäldern. . . . Alles sehe ich in der unglücklichen Heimat.

Der Tag aber, den wir erwarten, wird kommen. Die düstere Feste des Absolutismus wird fallen unter den Schlägen des Volkszornes. Die siegreiche Armee des Volkes wird auf den Trümmern des verbrecherischen Regimes die Fahne der Freiheit hissen.

Durch die Souveränität des Volkes wird Rußland sich würdige Vertreter schaffen und eine Armee treuer Diener des Volkes erzeugen. Noch mehr! Das russische Volk wird sich nicht mit einer bürgerlichen Revolution nach dem alten Muster begnügen; es wird in seinem Staate um die Verkörperung der sozialen Ideale besorgt sein, die uns von den westeuropäischen Brüdern überliefert worden sind! Wir werden die europäische Geschichte am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts nicht sklavisch kopieren. Wir werden versuchen, die Ideen der Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit nicht nur auf dem Gebiete des Rechts, sondern auch im sozialen Leben der Massen einzuführen.

Wir wollen nicht nur Westeuropa einholen, sondern ihm vorauseilen!

An Kraft dazu soll es uns nicht gebrechen. . . .



Die Entwicklung

der

neuen Machtverhältnisse in Ostasien.

Von

Dr. Albert Barth.



Basel.
Verlag von Helbing & Lichtenhahn.
1908.



Vorbemerkung.

Der vorliegende Aufsatz ist entstanden aus dem Bedürfnis, mir selbst über die ostasiatischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte Klarheit und Zusammenhang zu verschaffen. Vielleicht kann er diesen Dienst auch andern Leuten tun. Ich habe, soweit sie mir zugänglich waren, die Quellen selbst benützt und auch reden lassen. Doch weiß ich wohl, daß bei dem heutigen Stand unserer Kenntnisse des Ostens der Zufall eine große Rolle spielt, der mich vielleicht wichtige Momente übersehen, andere zu hoch einschätzen ließ. Ich fürchte die Korrekturen durch neue Aufschlüsse nicht. Im Gegenteil: ich freue mich, wenn das Bild, das ich hier nur in groben Zügen entwerfen konnte, mit jeder neuen Mitteilung östlicher Geisteserzeugnisse reicher und farbiger wird und sich so der Wahrheit mehr und mehr annähert.

Basel, im August 1908.

Albert Barth.



I. Grundlagen und Vorgeschichte der Beziehungen zwischen dem Westen und dem Osten bis 1894.

Bis tief in das 19. Jahrhundert hinein, galt es unter den zünftigen Historikern als eine Art Glaubenssatz, daß eine richtige, wirkliche Geschichte doch eigentlich nur die Mittelmeervölker erlebt hätten. Als daher im Jahre 1860 von Schülern Rankes ein Geschichtskalender begründet wurde, der alljährlich die geschichtsbildenden Ereignisse aufzeichnen sollte, erhielt er charakteristischer Weise den Namen „Europäischer Geschichtskalender". Gleich der erste Jahrgang freilich verlangte einen Seitenblick auf ostasiatische Verhältnisse. Zogen doch in diesem Jahre zum ersten Mal europäische Truppen in der chinesischen Hauptstadt ein. Noch die zwei folgenden Jahrgänge berühren jene östlichen Vorgänge, dann aber existiert der Osten 24 Jahre lang nicht mehr in diesen Annalen. Erst mit dem Jahre 1886 tritt er wieder auf, um bis heute nicht mehr zu verschwinden.

Und der Osten wird auch nicht mehr aus dem Kreise unserer Interessen verschwinden können. Denn die beiden großen Kulturkreise, deren Centrum die germanisch-romanischen Völker einerseits, China und Japan andererseits bilden, haben begonnen sich zu schneiden. Noch Napoleon I. konnte China

als einen schlafenden Riesen bezeichnen, den man ja nicht wecken solle. Heute ist dieser Riese ganz zweifellos im Begriff zu erwachen, aufgerüttelt durch den Zwerg Japan, der wenigstens äußerlich die Kultur des Westens sich scheint angeeignet zu haben. Auch dem blödesten Auge wird das klar an der Tatsache, daß man heute in 24 Tagen im Salonwagen von uns bis nach Hankou im Herzen Chinas fahren kann, während noch vor 25 Jahren China keinen Kilometer Eisenbahnschienen besaß. Wir stehen mitten im Strome einer Entwicklung, einer Neubildung, die vielleicht einst von dem rückwärtsblickenden Geschichtsschreiber als der Anfang einer neuen Zeit wird bezeichnet werden. Darum hat es für uns Mitlebende einen eigenartigen Reiz, den bisherigen Tatsachen dieses großen Prozesses nachzugehen, die wirksamen Kräfte in ihrer friedlichen Berührung wie in ihrem harten Zusammenstoß soweit unser Auge reicht, zu ergründen. Nur unvollständig und oft mangelhaft kann das Ergebnis sein, doch weil spätere Geschlechter vielleicht eine größere Klarheit haben werden, können wir nicht ganz darauf verzichten, unsere Zeit verstehen zu lernen.

Bevor wir uns aber dieser Berührung der beiden Kreise zuwenden, müssen wir uns darüber zu verständigen suchen, welches die Eigenart jedes einzelnen Kreises im Zustande der gegenseitigen Unberührtheit ist. Wir werden uns der grundlegenden Verschiedenheit wohl am besten bewußt, wenn wir versuchen uns klar zu machen, welches

die Durchschnittsansicht des modernen Europäers einerseits und des von der westlichen Kultur unberührten Ostasien andererseits über zwei grundlegende menschliche Probleme ist: den Staat und das Verhältnis von Mensch zu Mensch. Als Durchschnittsansicht bezeichne ich hier diejenige Ansicht, die einer in einem Lande haben und zeigen muß, um von der großen Menge nicht als „ein überspannter und verdrehter Mensch" angesehen zu werden. Die Aufgabe des Staates ist in unsern Augen ganz selbstverständlich die, daß er die innern und äußern Machtmittel, die ihm zur Selbsterhaltung dienen, nach Kräften steigere, daß er der Produktionskraft des Volkes stets neue Märkte und Absatzgebiete verschaffe. Handel, Verkehr und Warenaustausch dürfen dabei keine Grenzen und Schranken kennen. Wo sich ein Volk, wie etwa die Buren Südafrikas, diesem Strome entgegensetzen will, da wird es rücksichtslos, wenigstens in seiner Eigenexistenz, weggeschwemmt. Selbst Leute, die an den Einzelmenschen noch strenge moralische Anforderungen stellen, räumen dem Staate das Recht eines schrankenlosen Egoismus ein, das sich durch keine Erwägungen von Billigkeit und Gerechtigkeit oder gar feste Schranken einer gebundenen Sitte darf beeinflussen lassen, vor allem in Kolonialgebieten. Nur so ist der Staat für den einzelnen die nützliche Einrichtung, deren Unannehmlichkeiten man schließlich mit in den Kauf nimmt. Jedes Pietätsverhältnis zum Staate ist verschwunden oder doch im Schwinden begriffen.

Aber auch unter den einzelnen Menschen genießt derjenige eine sehr hohe Schätzung, der es verstanden hat, durch schonungslose Ausbeutung der Verhältnisse, besonders in überseeischen Ländern, von jenem Strome einen recht großen Teil auf seine Mühle zu lenken. Wer gegenüber Eingeborenen z. B. größere Rücksichten zeigt als die vom Strafgesetz vorgeschriebenen, würde kaum ganz ernst genommen werden. Wer gar die Strenge eines anerzogenen christlichen Sittengesetzes auf Handel und Wandel anwenden wollte, der würde sich den Vorwurf rettungsloser Borniertheit zuziehen. In Kolonialländern scheint dieser grundsätzliche Egoismus seine höchste Blüte zu erreichen und nur ein wenig gezügelt zu sein durch eine Art Wahrung des Dekorums und eine gewisse aus jedem Verkehr von Mensch zu Mensch resultierende Geschäftsloyalität. Also ungehinderte Ausdehnung des Staates in der Welt, ungehinderte Bewegungsfreiheit des einzelnen durch Staat und durch Sittengesetze das sind ganz zweifellose Tendenzen unserer heutigen westlichen Kultur.

Ganz anders steht es beim Chinesen, den man wohl als Typus für den Ostasiaten überhaupt nehmen darf. Er behält seine heimische Sitte, seinen Zopf und seine Kleidung, mag er auch noch so weit von seiner Heimat entfernt sein, er läßt seinen Leichnam in China begraben, auch wenn er in Kalifornien gestorben ist. Er hält die Gräber seiner Ahnen so heilig, daß ihm der nützlichste Eisenbahnbau als Greuel erscheint, wenn er die Gräber seiner Vorfahren schändet. Auch der Chinese zieht aus

seinem Lande als Kaufmann, weil China nicht alle seine Söhne ernähren kann, aber nicht in der Absicht fremde Länder systematisch auszubeuten und sie in die Interessensphäre seines Vaterlandes zu bringen, sondern um soviel zu erwerben, daß er ein ruhiges Alter genießen kann. Sein Leben ist in und außer dem Lande durch die geheiligten Sittengesetze seiner großen Weisen, Kong Fu Tse, Lao Tse, Meng Tse geregelt und in höchstem Ansehen steht in China, wer am meisten von diesen alten Weisheitsworten sich angeeignet und diese Aneignung durch Examina bewiesen hat. Der Staat, verkörpert durch den Kaiser steht für den Chinesen in einem mystischen Glanze. Der Kaiser hat ursprünglich in allen orientalischen Staaten in erster Linie nicht zu regieren, sondern täglich die genau vorgeschriebenen Ceremonien und Opfer für den Staat zu verrichten. Kommt ein Unglück über das Land, so wird die Schuld zuerst in den Sünden des Kaisers gesucht, der offenbar seine Pflichten als Vermittler mit dem Himmel vernachlässigt hat. Dem Staate wie den Wünschen des Volkes ist jenes Expansionsbedürfnis der Abendländer vollkommen fremd. China und abgeschwächt auch die kleineren Nachbarländer sind sich vollkommen selbst genug.

Das führte diese Staaten, China voran, zu einer fast lächerlichen Vorstellung von sich selbst. Ganz selbstverständlich war den Chinesen der Gedanke, daß es eigentlich nur einen wirklichen Staat und daneben eine Anzahl Tributärstaaten gebe, deren Gesandte niemals auf gleichem Fuße mit China ver-

kehren konnten. Wohl am krassesten zeigen diese Weltanschauung zwei Briefe des weisen Kaisers Kuenlung an König Georg III. von England (1760—1820).

Wir haben, o König, Deine Ergebenheitsadresse geöffnet und gelesen; ihre Sprache ist ehrbar und ernsthaft, so daß sie für die Echtheit Deiner ehrfürchtigen Ergebenheit Zeugnis ablegt . . .

Du, o König, bist vielleicht nicht imstande, die politischen Grundsätze unseres Hofes zu verstehen, und begreifst nicht, was mutwillige Aufdringlichkeit ist. Aber wenn tributpflichtige Königreiche sich aufrichtig der Civilisation zuwenden, bewegt uns immer unser Mitgefühl, ihnen unsere gnädige Neigung zu bezeugen . . . In Deinem Falle, o König, der Du in einem finstern Winkel jenseits des Meeres thronest und Tribut geleistet hast, . . haben wir über Dich doppelt so viel Gnade ergehen lassen wie über andere Länder . . . zu Deiner Belehrung aber haben wir, o König, unsere Meinung ausgesprochen, damit Du uns immer Gehorsam erweisest . . .

. . Zittere und gehorche ohne Säumen diesem Befehle.

Wie von diesen verachteten Ausländern nichts zu lernen war, so fehlte auch jeder Anlaß, sie mit den Segnungen der chinesischen Weisheit oder der chinesischen Kultur bekannt zu machen. China hat ebenso wenig Kriegsflotten in unsere Meere geschickt als es uns mit Missionaren beglückt hat.

Für die Reiche des Ostens in dem Zustande der Unberührtheit vom Westen dürfen daher als charakteristische Merkmale genannt werden: Abgeschlossenheit, Genügen an sich selber, Fehlen des Ausdehnungsbedürfnisses. Dem entspricht auch der Charakter des einzelnen Ostasiaten: Innere Ge-

bundenheit an altheilige Sittengesetze und Gebräuche, kein ins Unbegrenzte schweifender Erwerbssinn, eine tiefe Pietät gegenüber dem Staat, gegenüber den Eltern und Ahnen, den weisen Lehrern der Gegenwart und Vergangenheit. Die Forderungen ihrer Weisen sind sicher nüchterner und weniger hoch gespannt als die des Christentums, aber es scheint Lehre und Leben in viel engeren Zusammenhang und in regerer Wechselwirkung zu stehen als im modernen Europa.

Unser Urteil ist meist schnell fertig. China ist eben zurückgeblieben, Formenkram hat seine Tatkraft erstickt. Der chinesische Zopf ist uns das Sinnbild aller Rückständigkeit. Dem gegenüber ist es nicht ohne Interesse einige Urteile von Chinesen über uns zu hören und zwar von Leuten, die unsere Verhältnisse zum Teil durch Reisen genau kennen gelernt haben. Ich entnehme diese Urteile einem Aufsatze des im Dienste der katholischen Mission den Osten bereisenden Grafen Vay von Vaya und zu Luskod (Deutsche Rundschau 1905):

1. Der Standpunkt des Westens ist praktisch, während wir im Gegenteil Ideale suchten. Unsere Lehrer und Weisen haben das Glück der Nation in das tadellose Leben des Volkes gesetzt.

(Tschang Chi Tung, Vicekg. v. Hupek und Hunan).

2. Dem gewöhnlichen angelsächsischen Kaufmann erscheint es sonderbar, daß wir unsere Grenzen dem Auslande verschließen wollen. Da er sich seine Begriffe nur unter den Gesichtspunkten des Erwerbs bildet, ist es seine Ueberzeugung, daß ein Weg, wenn mit Gewinn verbunden, auch zu befolgen sei. Der Freihandel Chinas ist für den

europäischen Kaufmann zweifellos vorteilhaft und so ist sein Urteil natürlich; nur ist dieser Standpunkt nicht der unsere . . . Sie ziehen bei allem das zum Leben notwendige Vermögen, wir das Leben selbst in Betracht.

(Aus der Schrift eines hochgestellten Chinesen, der Europa bereist hat).

3. Der größte Teil der heutigen Lebensverhältnisse des Westens besteht darin, daß sie den Menschen zu seinem eigenen Feinde erziehen. Er opfert seine Tage für im Grunde genommen wertlose Ziele, ohne daß er Zeit gehabt hätte das zu genießen, was er schon besitzt. (Aus einem Gespräch mit einem hochgestellten Chinesen in Hongkong).

Innerhalb dieses allgemein als orientalisch bezeichneten Typus unterscheiden sich aber die beiden bedeutendsten Länder durch ein sehr gewichtiges Merkmal. Das große, in seinen Augen fast einzig auf der Welt existierende China, dessen Herrschaft einst nominell vom Meerbusen von Bengalen bis ans Ochotskysche Meer reichte, hatte Jahrhunderte hindurch keine äußeren Feinde zu fürchten und ist so ein ganz unkriegerisches Land geworden. Dafür ist wohl das beste Zeugnis, daß innerhalb seiner bis ins einzelne geregelten Beamtenhierarchie die erste Klasse der Militärmandarinen erst neben der vierten Klasse der Civilmandarinen rangiert. Im alten Japan dagegen bilden die kriegerischen Lehensfürsten, die Daimios, die erste und angesehenste Bevölkerungsklasse, an zweiter Stelle stehen die Krieger oder Samurai und es folgen in absteigender Linie an dritter Stelle die Priester, Lehrer und Aerzte, an vierter die Landleute, an fünfter die Handwerker und zuletzt an sechster die Kaufleute. Diese

niedere Einschätzung des Handelsstandes in der Achtung des Volkes, die an die Stellung der Geldgeschäfte treibenden Juden im Mittelalter erinnert, ist zweifellos die Ursache, daß bis heute der japanische Kaufmann gegenüber dem chinesischen einen selbst von japanischer Seite zugestandenen Mangel an Geschäftsmoral aufweist. Doch so wenig als wir zugeben würden, daß man die moralische Höhe unseres Mittelalters nach den Geschäftspraktiken jüdischer Viehhändler beurteilen dürfe, ebensowenig darf man von den japanischen Kaufleuten, die mit dem Europäer zuerst zusammentreffen, auf das ganze japanische Volk Schlüsse ziehen.

Es ist vielmehr der japanische Ritterstand der Samurai, der, fußend auf den Lehren und Anschauungen der alten chinesischen Weisen, eine ritterliche, aber weit über den Ritterstand hinaus wirksame Sittenlehre entwickelt hat, auf die der Japaner bis zum heutigen Tage stolz sein kann, das sogenannte Bushido.

Neben einer Menge für uns wenig verständlicher Etiketteforderungen und einem zweifellos sehr hoch gespannten Ehrbegriff, der nach einer japanischen Erzählung z. B. einen Samurai zwingt, einen Bauern zu töten, der ihn auf ein Ungeziefer an seinem Kleide aufmerksam macht, verlangt das Bushido von dem japanischen Ritter vor allem eine große Selbstbeherrschung bis in die Gesichtszüge. Unter einem ewigen Lächeln soll der echte Japaner allen Schmerz und alle Lust verbergen, ja selbst mit einem Lächeln, wenn es der Ehre wegen nötig

ist oder der Kaiser es befiehlt, die Krone des Bu-
shido, das Harakiri an sich vollziehen können. Ein
uralter japanischer Vers preist dieses Bushido mit
den Worten:

> Bezwinge du zuerst dein eignes Selbst,
> Dann deine Freunde, endlich deine Feinde,
> Das sind drei Siege und vereint so stark,
> Daß sie des Siegers Namen Glanz verleih'n.

Fast ebenso große Schätzung genießt die Pietät:
1. gegen Eltern und Ahnen, 2. gegen den Herrn
(Daimio) und den Kaiser, 3. gegen den Lehrer
und den Weisen. Nicht genug können alle japanischen
Erzählungen gerade diese Tugenden preisen. Die
ganze Zukunft Japans scheint manchem guten Ja-
paner an der Festhaltung dieser Ehr- und Treu-
begriffe zu hängen:

„Der angeborene Rasseinstinkt für Ehre ist der
einzige Schutz für unsere öffentliche Moral . . .
Ehre ist das einzige Band, das den Japaner mit
der sittlichen Welt verknüpft . . . Das Herz der
Nation ist im Banne des Bushido", so schreibt ein
heutiger Japaner. Es steht außer Zweifel, daß
Japan diesem ritterlich disziplinierten, militärischen
Geist nicht das wenigste bei seinem raschen Empor-
blühen verdankt. In unserem eisernen Zeitalter
kann ein Volk ohne militärische Spannkraft, ein
bloß reflektives Volk wie die Chinesen, seine Kräfte
nicht zur vollen Geltung bringen. —

Dieses geschlossene Gebiet wurde — von Marco
Polo im 13. Jahrhundert abgesehen — zuerst von
einigen französischen Jesuitenpatres betreten, denen

wegen ihrer mannigfaltigen Verdienste um den chinesischen Staat erlaubt wurde, das Christentum in China zu verbreiten. Die Verdienste bestanden einmal darin, daß sie die Chinesen im Kanonenguß nach europäischem Muster unterrichteten, und dann, daß sie China bei Verhandlungen mit den Russen als Dolmetscher und Vermittler unterstützten. Nachdem nämlich der Kosakenhetman Yermak um 1580 den ersten Vorstoß nach Sibirien unternommen hatte, begannen die Russen Fühlung mit den Chinesen zu suchen. Im 17. Jahrhundert drang eine kleine Schar russischer Soldaten und Bauern bereits in das Gebiet des obern Amur ein und gründete dort die Stadt Nertschinsk. Ein Vertrag, benannt nach dieser Stadt und vermittelt durch den französischen Jesuitenpater Gerbillon, bestimmte im Jahre 1689 einen Nebenfluß des Amur, den Argun, als Grenze zwischen Rußland und China. Bezeichnend ist, daß schon damals die Patres in ihrem Berichte über die Verhandlungen klagen: „Das Verdrießlichste dabei war, daß die Russen mit einer gebietenden Stimme redeten, als ob ihnen alle diese Länder zugehört hätten". Da die Russen aber weit von der Heimat entfernt und in kleiner Zahl waren, mußten sie sich den chinesischen Forderungen fügen. Der zugestandene Handelsverkehr auf dieser Seite kann kaum große Dimensionen angenommen haben.

Von einer Eröffnung Chinas im 17. Jahrhundert und von dieser Seite her kann daher nicht die Rede sein. Erst das 19. Jahrhundert war es, das von der Seeseite aus das Reich der Mitte

zu erschließen begann. Noch wenig bedeutet in dieser Hinsicht das seit 1557 portugiesische Macao, für dessen Pachtung die Portugiesen alljährlich bis 1848 einen Zins von 500 Taels an China bezahlten. Das entscheidende Ereignis ist der Opiumkrieg der Jahre 1840—42. Seitdem 1834 das Recht der ostindischen Handelskompagnie, mit Opium zu handeln, auf alle Engländer übergegangen war, stand der Opiumschmuggel, namentlich in Kanton, in höchster Blüte. Ein energischer chinesischer Mandarine ließ daher 1839 etwa 20,000 Kisten Opium vernichten und europäische Kaufleute wurden, weil sie sich den chinesischen Gesetzen nicht unterwerfen wollten, aus Kanton ausgewiesen. Zum Schutze dieser Leute begann England den Krieg. Er endete mit der Abtretung Hongkongs an England und der Eröffnung der 5 Häfen: Amoy, Futschou, Ningpo, Shanghai und Kanton an die Europäer. Schwere innere Wirren, die Taipingaufstände, waren die Folge dieser ersten Eröffnung des Landes, wie später die Boxeraufstände halb religiösen, halb patriotischen Charakters. Durch die Bekämpfung und Niederwerfung dieser langjährigen Aufstände hat sich Li Hung Tschang zum ersten Mal hervorgetan. Da China seine Friedensbedingungen nur lässig erfüllte, vor allem Kanton nicht den Europäern öffnete, brach 1857 der Krieg von neuem aus. Kanton wurde erstürmt und als man von Peking aus keine Miene machte, in Verhandlungen zu treten, erschienen französische und englische Schiffe vor Tientsin, der Hafenstadt Pekings. Gemeinsam mit den Russen

und Amerikanern erzwangen sie 1858 den Vertrag von Tientsin, der diese Stadt zum Freihafen machte, europäischen Gesandtschaften mit je 1000 Mann Ehrenwache Zutritt in Peking eröffnete und christlichen Missionaren freie Predigt in China gewährte. Zögerungen der Chinesen, namentlich im Punkte der Gesandtschaften und ihrer Wachen, führten 1859 zu einem erneuten Einmarsch eines französisch-englischen Heeres Peiho-aufwärts, und schließlich die Ermordung einer französisch-englischen Spezialgesandtschaft zur Plünderung des kaiserlichen Sommerpalastes und zum Einzug der Allierten in Peking. Dort wurde im Oktober 1860 der Friede auf den schon genannten Grundlagen unterzeichnet.

Von dieser Zeit an steht China im regelmäßigen diplomatischen Verkehr mit den Weltmächten und Japan, aber trotzdem war seine Haltung bis zum japanischen Krieg von 1894/95 durchaus ablehnend gegen das Eindringen westlicher Kulturelemente.

Allein diese Zeit bedeutet doch für China eine zunehmende Einkreisung durch die genannten Mächte. Schritt für Schritt drangen seit den 50er Jahren die Engländer in Birma, die Franzosen in Annam vor, bis 1885 China das Protektorat Frankreichs über Annam anerkennen und schweigend die Annexion ganz Birmas im Jahre 1886 gutheißen mußte. Im Norden aber griffen die Russen um sich. Nur weniges war es, was China in dieser gefährlichen Lage unternahm. Einzig der Vicekönig des Nordens, Li Hung Tschang, schuf etwas, was einem Heere und einer Flotte nach europäischen Begriffen einiger-

maßen entsprach. Sonst ging China den Ereignissen am Ende des Jahrhunderts völlig unvorbereitet entgegen.

Wie China so hat auch Japan seine circa 300-jährige Periode gänzlicher Abgeschlossenheit hinter sich. Doch war es wohl gegenüber dem um die Mitte des 19. Jahrhunderts etwa 26 Millionen Einwohner zählenden Inselreiche eine weniger schwierige Sache, ihm durch die Sprache der Schiffskanonen einige Handelsverträge abzunötigen, als bei China. Hier waren die Amerikaner die Pfadfinder. Der durch sein vernünftiges, wenig gewalttätiges Auftreten ausgezeichnete Commodore Percy schloß 1854 den ersten Handels- und Freundschaftsvertrag mit Japan ab. Bis 1860 waren sämtliche europäischen Mächte dem Vorgehen Amerikas nachgefolgt, selbst die Japan gegenüber waffenlose Schweiz konnte einen Handelsvertrag abschließen. Das Schicksalsjahr für Japan aber ist das Jahr 1868. Bis dahin regierten in Japan die sogenannten Shogune aus dem Hause der Tokugawa, die sich am ehesten mit den karolingischen Hausmeiern im Frankenreiche des 7. und 8. Jahrhunderts vergleichen lassen, und unter ihnen die kriegerischen Daimios, die etwa den mittelalterlichen Lehensfürsten entsprechen und wie jene reichliche Fehden unter einander ausfochten. Der Mikado hatte nicht zu regieren, sondern in verschiedenen roten, blauen und weißen Gewändern, gerade so wie viel später noch der chinesische Kaiser, seinen Ahnen oder der Sonne Opfer darzubringen. Da im Jahre 1868 ergriff mit einem Male der erst 16jährige

Kaiser Mutsuhito tatsächlich die Zügel der Regierung, der Shogun mußte zurücktreten, sein Widerstand wurde von den Mutsuhito getreuen Daimios des Südens gebrochen und eine neue Aera wurde eröffnet, die schon äußerlich markiert wurde durch die Verlegung der Residenz von Kioto im Innern des Landes nach Tokio am Meere und durch den Empfang fremder Gesandter durch den Mikado. Damit beginnt die Europäisierung Japans im Sturmschritt.

Sofort mit der neuen Aera begannen die Reformen. Das Heer wurde zuerst von französischen, dann von deutschen Instruktoren unterrichtet. Man begann mit wenigen Tausenden und vermehrte sie von Jahr zu Jahr. Dieses Heer hatte die erste größere Probe seiner Tüchtigkeit 1877 in der von der Provinz Satsuma ausgehenden Revolution der Samurai des Südens zu bestehen. Im Erziehungswesen wurden die alten chinesischen Moralklassiker in den Hintergrund gedrängt und dafür zunächst mit europäischen Lehrern technische Schulen, Hochschulen, aber auch Volksschulen errichtet, so daß Japan heute nur 3—4 % Analphabeten aufweist, trotzdem die chinesischen Schriftzeichen viel schwieriger sind als die unsern. Es liegt eine Summe von Energie und Willenskraft in dieser Entwicklung, die uns nur mit Bewunderung erfüllen kann, auch wenn anderseits durchaus zuzugeben ist, daß trotz allem der innerste Kern des Volkes in der kurzen Zeitspanne nicht umgewandelt worden sein kann.

Japan hat sicher Eines gelernt in der Zeit: seine nicht geringen materiellen Hilfsmittel selber auszubeuten und zu organisieren. Es fing an, seine reichen Kohlengruben zu verwerten, Eisenbahnen zu bauen, durch Monopole auf Tabak, Salz und Campher die Staatseinnahmen zu vermehren, für seine Fabrikation Märkte im nahen ostasiatischen Festland und in Europa zu suchen. So kam Japan im Gegensatz zu den Nachbarländern zu geregelten und gleichmäßigen Staatseinnahmen und geriet, mochte es wollen oder nicht, in die Expansionspolitik, wie sie den europäischen Staaten heute selbstverständlich ist.

Mit einem Schlage entstanden so für Japan eine ganze Reihe politischer und handelspolitischer Fragen, die von der neuern nach dem Satsumaaufstand von 1877 aufkommenden Generation der Staatsmänner, einem Ito, Okuma, Yamagata sofort klar ins Auge gefaßt wurden. Die Fragen werden bezeichnet einerseits durch die Namen Liu Kiu-Inseln, Sachalin, Korea, anderseits handelte es sich um vertragliche Gleichstellung mit den europäischen Mächten. Alte Rechte werden hervorgeholt und auf Grund dieser Rechte schon 1875 die Liu Kiu-Inseln, die Brücke nach Formosa hinüber, den Chinesen mitten im Frieden abgenommen. Bei Sachalin, das nominell stets zu Japan gerechnet wurde, stieß man auf einen zähern Gegner, die Russen. Die Bevölkerung dort war gemischt russisch und japanisch, und Rußland hatte durch Gründung der Stadt Korsakowsk bereits die Insel mit Beschlag

belegt. Nach langen Verhandlungen wurde, ebenfalls 1875, Sachalin ganz an Rußland abgetreten, wofür dieses den Japanern die Kurilen garantierte. Bei Korea handelte es sich zunächst nicht um Annexion, sondern um Eröffnung für den Handel, obgleich nach japanischem Eingeständnis einzelne Politiker gleich von Anfang an die Annexion ins Auge gefaßt hatten. Seit 1598 besaß dort Japan eine Handelsniederlassung in Fusan an der Koreastraße. 1592—98 hatten die Japaner das Land in einem wilden, blutigen Kriege erobert und dadurch hatte sich bei den Koreanern von Geschlecht zu Geschlecht eine Abneigung gegen die Japaner erhalten, an der alle Versuche der Japaner, weitere Handelsbeziehungen anzuknüpfen, noch in den Siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts scheiterten. Für den Koreaner war der Japaner was der Schwede nach dem 30jährigen Krieg für den deutschen Bauern. Zudem war Korea noch in fast stärkerm Grade als China allen westlichen Einflüssen und somit auch den über Japan auftretenden feindlich gesinnt. Anderseits stand Korea in einem losen Tributverhältnis und einem festen Pietätsverhältnis zu China. „Der bloße Name China erfüllte alle Koreaner mit Ehrfurcht und Scheu", so erfahren wir von japanischer Seite. Von China aus kamen Warnungen an die Koreaner. Li Hung Tschang, der später allbekannt gewordene, mahnte in einem Brief einen angesehenen Koreaner: „Die Habgier Japans, das sich auf seine Geschicklichkeit zu betrügen verläßt, ist durch die Angelegen-

heit von Liu Kiu, welches es schließlich annektiert hat, bewiesen. Euer Land täte besser daran, sich vorzusehen.“ 1884 kam es denn auch richtig zu einem Zusammenstoß in Söul. Fünf Häupter der chinesischen Partei wurden von eingedrungenen japanischen Soldaten ermordet. Allein bald wurden die chinesischen Truppen Meister. Der König Li Hsi, wohl die traurigste Gestalt in diesen ostasiatischen Wirren, wandte sich in jedem Augenblick der siegenden Partei zu. Den Abschluß dieser Wirren bildete der wichtige Vertrag von Tientsin vom Jahre 1885, der bestimmte, daß Chinesen wie Japaner bei Wirren in Korea Truppen in das Land schicken dürften, nach Anzeige an den andern Kontrahenten, daß aber diese Truppen sofort nach Beilegung des Streites zurückgezogen werden sollten. Die Auslegung dieses Vertrages gab dann 9 Jahre später den Anlaß zum Kriege zwischen Japan und China.

Am allermeisten aber beschäftigte die Japaner und ihren Stolz die sogenannte Vertragsfrage. Nach den ältesten Handels- und Freundschaftsverträgen mit europäischen Staaten aus den 50er Jahren nämlich hatten die Europäer das Recht der Exterritorialität, d. h. ein Europäer durfte nicht vor japanische Gerichte gezogen werden, sondern unterstand der Gerichtsbarkeit seines Konsuls. Dieser Zustand herrscht noch heute in der Türkei, in Siam, in China ꝛc. Aber für das japanische Volk galt er als tiefe Demütigung und war zugleich ein Ansporn, ein Gesetzbuch nach europäischem Muster her-

zustellen. Die Japaner wollten, daß in den Verträgen sich Gleichberechtigung beider Teile ausdrücke. Auch im Zollwesen hatten die Europäer Japan einen Maximalzoll von 10 und 5 % vom Warenwert auferlegt, um sich die Einfuhr ihrer Produkte zu sichern. Daher der heiße Wunsch der Japaner nach einer ebenbürtigen Stellung in den Verträgen, die eben ihren Ausdruck in der Abschaffung der exterritorialen Gerichtsbarkeit und in der Gewährung eines autonomen Zolltarifs finden sollte. Der erste Staat, der den Japanern diese Gleichberechtigung gewährte, war 1888 Mexiko und ihm folgten die andern Staaten, England voran, nach dem Chinesisch-Japanischen Kriege. Natürlich geschah diese Umwandlung nicht von einem Tage auf den andern, sondern es wurden längere Fristen gesetzt, so daß Japan erst 1899 seine volle Bewegungsfreiheit erhielt.

Den vorläufigen Abschluß der ganzen Emanzipationsbewegung in Japan bildet die nach preußischem Vorbilde 1890 von Mutsuhito verliehene Verfassung. Wie in Preußen fehlt darin die Verantwortlichkeit der Minister gegenüber dem Parlament. Trotzdem war in der ersten Zeit der Wechsel der Ministerien kein geringer. Man zählt von 1885—1900 nicht weniger als elf. Militärforderungen wurden in der ersten Zeit durchaus nicht immer glatt bewilligt und das Aufkommen des Parteiwesens vermehrte die Reibung der Staatsmaschine ganz beträchtlich. Die Hauptparteifrage war dabei das Tempo der Europäisierung im Innern

und der Machtentfaltung nach außen. Der Führer der Bedächtigern ist Marquis Ito, die Stürmer und Dränger folgen der Führung des Grafen Okuma. Im ganzen freilich war das Parlament alles eher als ein Radschuh an der japanischen Expansionspolitik, im Gegenteil zeigte es sich meist als das vorwärtstreibende Element, dem die Regierung nie weit genug ging. Alle diese Veränderungen haben aus Japan für die Zeit der großen Umwälzungen in den letzten 15 Jahren einen Staat gemacht, der durchaus mit westlichen Mitteln arbeitet.

Am beharrlichsten in der Abweisung der fremden Einflüsse war Korea. Wurde doch in Korea selbst die einmal eingeführte Kartoffel als ein fremdes Gewächs wieder ausgerottet, jede Flußschiffahrt und aller Straßenbau hintangehalten. Vergeblich versuchten daher die europäischen Mächte, in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts Handelsverträge mit dem Lande abzuschließen. Jeder Versuch mißglückte. Nur Japan kam schon 1876 zum Ziele. Die andern Staaten mußten sich gedulden bis 1882 und 1883. Dieses Jahr aber brachte an den Hof des seit 1864 regierenden Königs Li Hsi mit den europäischen und japanischen Einflüssen eine Summe von Intriguen, denen der schwache Herrscher nicht gewachsen war. Daß die Berührung mit dem westlichen Wesen dieses durchaus mittelalterliche Land mit seiner Reinkultur orientalischer Korruption in schwere Krisen stürzen mußte, ist kaum verwunderlich. Das Land, das nicht ganz so groß ist wie Italien, zerfiel in 332 Provinzen, von

denen jede ihren Beamtenstab, ihren General, ihr Armeekorps hatte. So besaß Korea auf dem Papier ein Heer von 1,200,000 Mann, in Wirklichkeit aber kaum einen Hundertstel davon. Wie erdrückend die Zahl der Beamten war, die sämtlich ihr Amt gekauft hatten, geht aus der japanischen Forderung im Jahre 1894 hervor, daß 70,000 Beamte entlassen werden müßten. Vor solchen Beamten war natürlich kein Bauernbesitz sicher, denn auch die Gerichte boten dem Bauern keinen Schutz. Dort galt nämlich das demokratische Beweisverfahren, daß einfach die Zeugen gezählt wurden, wobei sich das Zeugen vor Gericht zu einem einträglichen Gewerbe ausgestaltete. Auch königliche Minister gab es in großer Zahl. Genauer als ihre Pflichten war ihre Etikette geregelt. Sie hatten vor allem das Vorrecht, ihre Audienzen vom Einradstuhl aus zu erteilen, d. h. einem von zwei Dienern gehaltenen, auf einem hohen Rade befestigten Sitze. Auf dieses Land hatte also Japan sein Auge gerichtet und der schon erwähnte Vertrag von Tientsin im Jahre 1885 gewährte ihm das Recht, bei Unruhen seinen Fuß auf koreanischen Boden zu setzen. Von Mund zu Mund ging in Japan das Wort, das seine Erklärung in den Wappen der beiden Länder findet: „Der Sonnenstrahl läuft schneller als die Schnecke.“ 1890 mußte sich denn auch Korea zu der Konzession an die Westmächte herbeilassen, die Häfen Fusan, Wönsan und Tschemulpo dem internationalen Verkehr zu eröffnen.

Ein eigenartiger Zwittertypus zwischen westlicher und östlicher Kultur, kommt schließlich auch Rußland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als ostasiatische Macht in Frage. Die russische Eroberungspolitik, die zunächst durch den Vertrag von Nertschinsk 1689 zu einem gewissen Abschluß gekommen war, wurde fast zur selben Zeit, da England im Süden China belästigte, nämlich 1847, vom Grafen Murawiew mit Nachdruck wieder aufgenommen. Die bedrängte Lage Chinas im Jahre 1858 wurde zu dem Vertrage von Aigun benützt, der Rußland das ganze Amurland zusprach. Sollten aber diese Errungenschaften bleibenden Wert haben, so waren zwei Dinge nötig: 1. ein Hafen, womöglich ein eisfreier, für eine Flotte im Stillen Ozean, 2. eine Verbindung mit dem Mutterlande. Beides wurde sofort 1860 ins Auge gefaßt und nun mit russischer Zähigkeit durchgeführt. 1860 wurde Wladiwostok, „die Beherrscherin des Ostens", als Militärstation gegründet, 1880 zur Stadt erhoben und 1887 zur Hauptstadt Ostsibiriens. Das erste Projekt einer Eisenbahnverbindung mit dem über 5000 km entfernten europäischen Rußland stammt schon aus dem Jahre 1857. Doch erst 1891 wurde es von Alexander III. genehmigt und vom Zarewitsch Nikolaus, dem heutigen Kaiser, in Wladiwostok der erste Spatenstich ausgeführt. Freilich ein Umweg von mehreren hundert Kilometern war scheinbar unerläßlich, um das chinesische Gebiet zu umgehen. Wie selbstverständlich trat daher das Land, das eine kürzere Verbindung zwischen Baikalsee und Wladi-

wostok gewähren konnte, die Mandschurei, in den Kreis der russischen Interessen. Wie sehr die europäischen Mächte einander schon damals mit Mißtrauen betrachteten, zeigt der energische Protest Rußlands, als England 1885 Miene machte, das in der Koreastraße gelegene Inselchen Port Hamilton als Kohlenstation zu erwerben. Schon 1887 gab England diese Erwerbung wieder auf. Eine Menge Zündstoff lag im Osten angehäuft, es bedurfte nur noch des Funkens, der die Explosionen herbeiführte.

II. Der Chinesisch-Japanische Krieg und seine Folgen (1894/95).

Die erste Flamme, die am östlichen Horizont aufschlug, war der Krieg zwischen Japan und China. Von diesem Zeitpunkte an laufen alle Ereignisse in einem beschleunigten, ja oft überstürzten Tempo. Angesichts des Vordrängens der europäischen Großmächte war die politische Stimmung in Japan ganz außerordentlich gereizt und nervös geworden. Man sah, wie mächtige Hände auch die östliche Welt zu teilen begannen; wenn Japan sich nicht energisch regte, so ging es ganz zweifellos mit leeren Händen aus. Das Ministerium wurde eines energielosen Vorgehens namentlich in Korea bezichtigt. Am besten aber zeigt wohl diese Kriegsstimmung ein japanischer Zeitungsartikel vom Mai 1894: „Japan hat 400,000 seiner alten Samurai, deren Herzen sich seit Jahren in der Hoffnung auf einen Krieg verzehrt haben." Einer solchen Kriegsstimmung

kann sich kaum eine Regierung entziehen, namentlich wenn auch die einflußreichen Männer eines Landes mitmachen.

Der spätere Marschall Yamagata z. B. sprach sich einem Interviewer gegenüber ganz unzweideutig aus: „Es sei Japans richtigster Plan entschieden vorzugehen, ehe den andern Mächten die Flügel zum Schadentun wüchsen". Der Anlaß zum Kriege ergab sich ohne Mühe. Das beginnende, den Koreanern höchst unsympathische Eindringen des westlichen und japanischen Handels entfachte einen Aufstand der sogenannten Tonghaksekte in Korea. Ein von dieser Sekte 1893 ausgegebenes Manifest bezeichnet die Ziele dieser konservativen Elemente Koreas sehr klar:

Wir, die wir diese Bekanntmachung erlassen, sind einfaches, unwissendes Volk, aber wir sind trotzdem Erben der Gesetze, die frühere Herrscher gegeben haben und wir beackern den Boden des Königs, um unsere Väter und Mütter zu ernähren . . . Wir, die wir mehrere Millionen zählen, haben den Todeseid geschworen, daß wir uns zu einem gemeinsamen Bemühen vereinigen wollen, die Japaner und Fremden auszutreiben in unserm weisen Wunsche, unserm Lande Treue zu beweisen, die selbst ein Hund seinem Herrn zeigt.

Dieser Aufstand gestattete Chinesen und Japanern, Truppen in das Land zu werfen, China schickte 2500 Mann, Japan 8000 Mann. Den Anlaß zum Streit der beiden Mächte ergab die Frage des Rückzugs der beidseitigen Truppen, sowie die beharrliche Weigerung Japans, Korea als einen tributären Staat Chinas anzuerkennen. Es kam

so in die angenehme Lage, offiziell als Beschützer der Unabhängigkeit und Freiheit Koreas aufzutreten. China erklärte im Juni 1894 die Unruhen für beendet, Japan wollte Korea bei seinen Reformen „weitere Unterstützung gewähren." Die Noten werden gegenseitig immer drohender. Am 14. Juli erklärt eine japanische Note: „Unter diesen Umständen findet sich die japanische Regierung jeglicher Verantwortung für alles enthoben, was vorkommenden Falles sich aus dieser Lage ergeben kann." Der Sinn dieser unschuldigen Wendung ist bekannt. Schon am 20. Juli überfielen die streitsuchenden Japaner einige chinesische Transportschiffe, womit praktisch der Krieg eröffnet war.

Am 1. August erschienen die Kriegsmanifeste in den beidseitigen Staatszeitungen, das chinesische redet im Ton eines gekränkten Vaters gegenüber einem mißratenen Sohn, das japanische ist erfüllt von allen üblichen Diplomatenlügen. Die Peking-Zeitung schreibt u. a.: „Es ist wirklich schwer, gegen solche fortwährend wechselnde Verschlagenheit und Hinterlist Vorkehrungen zu treffen . . . Wir verkünden daher Japans Handlungsweise allen Nationen unter dem Himmel, damit sie wissen, daß unser Hof in dieser ganzen Sache nach den Grundsätzen des Wohlwollens und der Gerechtigkeit gehandelt hat, daß wir dieselben erschöpft haben, daß die Wojen (Zwerge-Japaner) aus eigenem Antriebe die Treue gebrochen und Feindseligkeiten begonnen haben und daß ihre Unvernunft übermäßig ist. Darum können wir nicht länger Nachsicht üben."

Der Erlaß des Mikado an die Minister lügt frisch und fröhlich: „Korea ist ein unabhängiger Staat. Es wurde zuerst durch den Rat und unter der Leitung Japans in die Familie der Nationen eingeführt . . . Als die Vorbereitungen zum Kriege beendet waren, hat China nicht allein große Verstärkungen nach Korea entsandt mit der Absicht, seine ehrsüchtigen Pläne gewaltsam durchzuführen, sondern es hat seine Willkürlichkeit und Frechheit bis zu dem Punkte getrieben, das Feuer auf Unsere in den koreanischen Gewässern befindlichen Schiffe zu eröffnen . . . In dieser Lage finden Wir es trotz Unseres heißen Wunsches, das Ansehn des Reiches im Ausland durch streng friedliche Mittel zu vermehren, nicht möglich, eine förmliche Kriegserklärung gegen China zu vermeiden." Soviel Worte, soviel Entstellungen und Lügen. Genau das Gegenteil ist die Wahrheit. Man muß gestehen, Japan hatte seine europäischen Lehrmeister bereits übertroffen.

Der Krieg führte die japanischen Truppen denselben Weg wie später gegen die Russen: Ping Yang, Yalu, Port Arthur, Wei Hai Wei sind die Namen für den japanischen Siegeszug zu Lande und zur See. Das von Li Hung Tschang nach europäischem Muster geschulte Heer erwies sich dabei nur als halb so stark an Zahl, als amtlich angegeben wurde: statt 100,000 nur 50,000 Mann. Die Kommandanten der Bataillone (Ye), welche die Verpflegungseinheiten waren, hatten die Hälfte der Mannschaft auf ständigem Urlaub, bezogen aber

ihr Verpflegungsgeld für die volle Zahl. Japan hatte dabei nur das Interesse, den Krieg möglichst in die Länge zu ziehen, um so viel chinesisches Gebiet als möglich zu besetzen. Vergeblich bemühte sich China lange Zeit, auch nur die Friedensbedingungen zugestellt zu erhalten, bis es schließlich seinen klügsten Mann, Li Hung Tschang, zu Unterhandlungen nach Shimonoseki schickte. In scharfer Beleuchtung trat dort die japanische Volksstimmung hervor in dem Attentat des 26jährigen Koyama Toyotaros auf den alten Li am 26. März 1895. Der Mann glaubte durchaus eine vaterländische Tat zu tun; in den Gerichtsverhandlungen gab er nämlich die Erklärung ab: „Sollte der Krieg jetzt aufhören, so würden wir uns nicht nur die Verachtung Chinas zuziehen, sondern auch die Länder, die sich rühmen stark zu sein, würden Japan gegenüber noch hochmütiger werden als früher.“ Li kam mit einer leichten Verletzung davon und am 17. April konnte nach hartnäckigen Verhandlungen der Friede unterzeichnet werden, der folgende 4 Punkte enthielt: 1. Korea wird von Seiten Chinas als unabhängig erklärt; — seinerseits eine ähnliche Erklärung abzugeben, weigerte sich Japan bezeichnender Weise. 2. China tritt Formosa, die Pescadores-Inseln und die Provinz Feng-Tien zwischen Yalu und Liao, mit der Liaotang-Halbinsel und Port Arthur an Japan ab. 3. China zahlt 200 Millionen Taels Kriegsentschädigung (700 bis 800 Mill. Fr.). 4. Wei Hai Wei bleibt als Pfand in den Händen Japans bis zur Bezahlung der

Kriegsentschädigung. Außerdem machte Japan noch den Versuch, dem Friedensvertrag einen Handelsvertrag nachfolgen zu lassen, welcher Japan große Vorrechte in Zollbehandlung und Niederlassungsbewilligung von Seiten Chinas gewährt hätte. Doch verstand es Li durch Verschleppen dieser letztern Verhandlung, — eine Kunst, in der die Chinesen Meister sein sollen, — den Vertrag zu hintertreiben, so daß sich Japan den auch allen andern Mächten zugestandenen Bedingungen unterwerfen mußte.

Immerhin mußte die Regierung in Peking stark unter japanischen Einfluß kommen, wenn Japan sich in Liaoyang, also in unmittelbarer Nachbarschaft der Hauptstadt einnistete. Das leuchtete auch den europäischen Großmächten ein. Schon am 8. April hatte Rußland in Paris, London und Berlin anfragen lassen, wie man sich zu einer Intervention stellen würde. England, das sich anfangs zu China sehr freundlich gestellt hatte, da es in ihm einen Schutz gegen seinen asiatischen Rivalen Rußland schätzte, hatte im Verlauf des Krieges erkannt, daß diese Abwehr Rußlands viel gründlicher von Japan besorgt werden könne, und war daher für eine Intervention nicht zu haben. Begreiflich war die Teilnahme Frankreichs, das bis zu dem neuesten Garantievertrage für seine ostasiatischen Besitzungen fürchtete, weniger verständlich das Mitmachen Deutschlands, das in Ostasien noch nichts zu schützen hatte als seinen Handel und daher eigentlich wenig Grund hatte, die Japaner

zu ärgern. Spanien, damals noch Besitzerin der Philippinen, schloß sich dem Schritte der 3 Großmächte an. Am 22. April, noch bevor das Friedensprotokoll von Shimonoseki in Peking ratifiziert war, wurden die „freundschaftlichen" Vorstellungen der Mächte in Tokio überreicht, begleitet von einer russischen Flottendemonstration vor Tschifu. Japan sollte das auf dem Festlande von Asien beanspruchte Liaoyang-Gebiet gegen eine Entschädigung an China zurückgeben. In einer sehr klug abgefaßten, das Lächeln der Bushidoleute verratenden Antwort, gab Japan in Form einer Ministerialerklärung vom 10. Mai nach: „Ergeben den Grundsätzen des Friedens, wie wir dies sind und immer waren, haben wir uns gezwungen gesehen, die Waffen gegen China zu ergreifen, aus keinem andern Grunde, als um für den Osten einen dauernden Frieden zu sichern. Nun ist die freundschaftliche Empfehlung der drei Mächte ebenfalls aus demselben Wunsche hervorgegangen. Indem wir die besten Interessen des Friedens zu Rate gezogen haben und von dem Wunsche beseelt, auf unser Volk nicht neues Ungemach zu bringen .... stehen wir nicht an, solche Empfehlung anzunehmen." Eine Anfrage der Regierung an das Marinedepartement über die Leistungsfähigkeit der Flotte für neue Eventualitäten hatte vorher eine negative Antwort ergeben. Die Chinesen mußten für die Rückgabe der Provinz Feng Tien mit Port Arthur sich die Erhöhung der Kriegsentschädigung um 30 Millionen Taels (ca. 120 Mill. Franken) gefallen lassen.

Japan aber vergaß diesen Eingriff in seine Sieger-rechte niemals.

Das Ergebnis des Krieges ist also, daß Japan sein Inselreich erweitert, seinen militärischen Kredit erhöht, seine Finanzen durch die Kriegsentschädigung verbessert und auf dem asiatischen Festlande, d. h. in Korea, Fuß faßt. China dagegen hatte allen militärischen Kredit eingebüßt, man glaubte allgemein, daß die Stunde seiner Aufteilung gekommen sei, daß es sich also nur darum handeln könne, sich einen möglichst großen Platz unter der Sonne zu sichern.

III. Die fünf letzten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts (1895—1900).

Die fünf letzten Jahre des Jahrhunderts stehen nun tatsächlich unter dem Zeichen eines Versuches, China aufzuteilen. Die Japaner sahen natürlich dieser Entwicklung der Dinge mit sehr gemischten Gefühlen zu. Denn sie hatten es jetzt nicht mehr mit dem militärisch unorganisierten China, sondern mit den schlagfertigen Westmächten und in erster Linie mit dem konsequent um sich greifenden Rußland zu tun.

Diese neue Lage trat in **Korea** sofort klar zu Tage. Dort spielte sich nämlich in den fünf Jahren ein großes Intrigenspiel zwischen Rußland und Japan ab. Schon unmittelbar vor dem Kriege, am 23. Juli 1894, hatte Japan dem schwachen König Li Hsi mit der Pistole in der Hand einen Freund-

schaftsvertrag aufgedrängt, der dem gänzlich zurückgebliebenen Lande alle Segnungen einer straff centralisierten Regierung und Verwaltung bringen sollte, natürlich damit es ein brauchbares Werkzeug in der Hand Japans bilde. Fachministerien, Trennung des königlichen Vermögens vom Staatsvermögen, Budget, Centralisierung der Steuern, der Gerichte, der Polizei, das waren die Reformvorschläge Japans. Daß die Japaner in ihrem Uebereifer für westliche Civilisation mit ihren Reformen auch in die Sitten und Gebräuche des gemeinen Mannes eingriffen und so z. B. die weiße koreanische Nationaltracht durch eine schwarze ersetzten, die weiten orientalischen Aermel abschafften, die langen Pfeifen zu Gunsten japanischer Cigaretten verboten und das Abschneiden des koreanischen Haarknotens befahlen, steigerte die Erbitterung der Koreaner von Tag zu Tag. Ueberall regte sich daher die Widersetzlichkeit gegen die Eindringlinge. Da griff Japan zu einem orientalischen Mittel. Der japanische Gesandte Miura sah den Hauptfeind der japanischen Reformen in der Königin, die ja gewiß auf den schwachen König einen großen Einfluß ausüben konnte. Daher wurde am 8. Oktober 1895 die 45-jährige Frau ohne viel Umstände, wie allgemein angenommen wird, von Japanern in ihrem Palaste ermordet. Daß in dem darauf folgenden Prozesse drei Koreaner als Sündenböcke hingerichtet wurden, spricht durchaus nicht gegen jene Annahme.

Es darf einen daher nicht wundern, daß sich der armselige König von Korea nach Hilfe umsah. Auf

China war zwar nicht mehr zu rechnen, aber ein stärkerer Nachbar streckte seine Bärentatze von Norden her dem König entgegen. Rußland hatte in Söul eine Gesandtschaft und zu ihrem Schutze war kurz vorher in Tschemulpo ein Detachement von 200 Matrosen gelandet worden. Dorthin floh am 11. Februar 1896 der geängstete König, um unter dem Schutze der Russen der japanischen Partei und den Japanern den Meister zu zeigen.

Zwei allerdings später von Li Hsi abgeleugnete Proklamationen leiteten die schärfste Reaktion im „Lande der Morgenstille" ein. Dort stand zu lesen:

Wenn ihr den Hauptverrätern begegnet (folgen die Namen einzelner Minister) so schlagt ihnen die Köpfe ab und bringt sie herbei.... Die Verräter gingen ihrer giftigen Natur in allem nach. Finger und Haare würden nicht genügen, um ihre Verbrechen zu zählen. . . . Wenn die Kämpfe andauerten, würde Blut wie Wasser vergossen werden und Leichname angehäuft werden und so Handel und Verkehr unterbrochen werden: Wehe, wenn das fortdauert, wird alles Volk sterben. Der bloße Gedanke an solche Folgen macht uns Tränen vergießen und greift kalt an unser Herz.

Zwei Tage darauf, am 13. Februar, zog ein weiteres Edikt wieder mildere Saiten auf. In echt orientalischer Weise läuft dasselbe in bewegliche Selbstanklagen aus:

Seit 1894 hat unser Land den Schein aber nicht die Früchte der Umgestaltung. Daß dieser Zustand in dem Gemüt unseres Volkes Mißtrauen erweckt hat, ist nur natürlich. Ach kommt dies von unserer Unwürdigkeit her oder weil es der Regierung nicht gelungen ist, das Vertrauen des Volkes zu erwerben oder weil das Volk seine

Pflicht nicht erfüllt hat? Tag und Nacht leben wir in der Furcht wie einer, der im Begriffe ist, auf den Schwanz eines Tigers zu treten.

Ein Jahr und 9 Tage, bis zum 20. Februar 1897, blieb Li Hsi auf der Gesandschaft; das Land war zufrieden und die Russen beuteten zweifellos die Situation gehörig aus. Denn schon am 6. März 1897 mußte sich Japan zu einem Vertrag mit Rußland bequemen, der den Norden Koreas an Rußland auslieferte. Japan soll den Schutz über seine Telegraphenlinien von Söul bis Fusan erhalten, Rußland erhält das Recht, Aehnliches von Söul bis an die nordkoreanische Grenze einzurichten. Jeder der beiden Staaten darf im Lande eine Polizeitruppe bis zu 1000 Mann halten. Der Vertrag erinnert in verhängnisvoller Weise an den 1885 zwischen China und Japan geschlossenen von Tientsin. Ende 1897 lagen die Dinge so, daß der deutsche Gesandte in Ostasien, Brandt, glaubte sagen zu dürfen: „Japan hat jeden Einfluß in Korea eingebüßt." Tatsächlich drangen russische Beamte und Offiziere in das Land und selbst die wichtige Stelle eines koreanischen Finanzkontrolleurs, die bisher ein Engländer Mac Leavy Brown inne gehabt hatte, sollte dem Russen Alexeieff übertragen werden. Diese Beamten wurden zwar auf die Bitte Koreas hin, ohne daß der eigentliche Grund ersichtlich wäre, im März 1898 wesentlich an Zahl verringert, freilich nicht, ohne daß Rußland in der an Korea hierüber gerichteten Note noch den Drohfinger für die Zukunft erhoben hätte. Für den Fall, daß

in Korea Unruhen entstehen sollten, „wird die kaiserliche Regierung Maßnahmen treffen zum Schutze der Rechte und Interessen Rußlands als einer Korea benachbarten Großmacht.“ Unmittelbar vor Ausbruch der Wirren in China, im März 1900, sicherte sich Rußland sogar eine Kohlenstation an der Koreastraße in Masampo. Deutlicher konnte den Japanern die drohende Gefahr nicht vor Augen gehalten werden.

Man fragt sich nur, warum haben Rußland und Japan nicht schon in jener Zeit die Sache mit den Waffen zum Austrag gebracht? Die Antwort liegt auf der Hand: Weder Japan noch Rußland war damals zu einem Kriege gerüstet. Japan hatte zwar 1896 und 1897 zwei große Programme für die Heeres- und Flottenvermehrung aufgestellt: Das Heer sollte auf 500,000 Mann, eingeteilt in 12 Divisionen, gebracht werden, die Flotte auf eine Stärke von 226,000 Tonnen, wodurch Japan unter den Seemächten an sechste Stelle nach England, Frankreich, Rußland, Amerika und Deutschland getreten wäre. Diese Beschlüsse konnten natürlich nicht von einem Tage auf den andern ausgeführt werden, man hatte für die Vollendung der Rüstungen das Jahr 1903 in Aussicht genommen. Für dasselbe Jahr war die Vollendung der transsibirischen Bahn beabsichtigt, so daß ostasiatische Politiker von vornherein jenem Jahre mit Sorgen entgegensahen. Die Auffassung der Lage in Rußland bezeichnet am besten ein Gespräch, das der Zar Nikolaus II. am 6. September 1896 mit dem

deutschen Reichskanzler von Hohenlohe führte und das uns Hohenlohe in seinen Denkwürdigkeiten überliefert:

Als seine Hauptaufgabe bezeichnete der Kaiser seine Politik in Ostasien und die Vollendung der sibirischen Bahn. Japan rüste sehr. Sie hätten aber dort kein Geld, wenn ihnen auch jetzt die chinesische Kriegsentschädigung Mittel gewähre. Wenn diese aufgebraucht sei, so wisse er nicht, wie sie ihre Rüstungen vollenden wollten. Uebrigens brauchten sie dazu noch Jahre, bis dahin könne die sibirische Bahn fertig sein und dann sei Rußland in der Lage „de faire face à tout éventualité“.

In einer wenig beneidenswerten Lage befand sich in den fünf Jahren China. Da es die Kriegsentschädigung von etwa 900 Millionen Fr. an Japan nicht zahlen konnte, boten ihm alle Mächte gegen die Verpachtung der Seezölle Geld an. Im März 1896 schloß China mit England und Deutschland eine Anleihe von 400 Millionen Fr. ab. Das von dem Engländer Sir Robert Hart seit den 60er Jahren geleitete Zollsystem bot den Mächten die besten Garantien. Auch Rußland brachte durch die noch im selben Jahre begründete „Russisch-chinesische Bank“ China in finanzielle Abhängigkeit. So gab es für China keinen Ausweg mehr aus dem Netze des europäischen Kapitalsystems. Nicht einmal eine Erhöhung der Zölle von 5 auf 8% des Warenwertes konnte Li Hung Tschang bei den Mächten durchsetzen, trotzdem er zu diesem Zwecke eigens eine Europareise unternahm und dabei den alten Bismarck besuchte. Auch dem Verkehr nach europäischer Art war kein Riegel mehr zu schieben. Deutsche,

englische, belgische, d. h. von Rußland und Frankreich vorgeschobene Syndikate bewarben sich um Eisenbahnkonzessionen. Während vor dem Kriege noch alle derartigen Begehren unter Hinweis auf die Ahnengräber und ihre Heilighaltung abgewiesen worden waren, und nur die Eisenbahnstrecke Taku—Tientsin bestand, tauchte jetzt neben den Spezialbahnen einzelner Mächte das Projekt einer großen Nordsüdbahn Peking—Hankou—Kanton auf, von der heute die Nordhälfte fertig ist. Bis zum Jahre 1900 besaß China die allerdings für seine Größe noch recht bescheidene Zahl von 646 Eisenbahnkilometern. Doch diese Neuerungen regten anderseits die Chinesen im ganzen Lande aufs höchste auf. Ausschreitungen gegen die christlichen Missionare, sowie gegen die einheimischen Christen, die oft nur zu rasch bei der Hand waren, die Hilfe und den Schutz der auswärtigen Mächte anzurufen, waren die Folge. Schon während des Krieges hatte ein chinesisches Plakat es ausgesprochen, die Engländer, Franzosen und Amerikaner hätten mit den Händen in den Aermeln den Japanern zugesehen. Zuerst sollten sie diese in ihr Land zurücktreiben, dann könnten sie ihre Lehren weiter predigen. So entstand der unglückselige Zirkel: weil die Chinesen über das Eindringen der Abendländer erregt waren, kam es zu Christenmorden und weil es zu Christenmorden kam, glaubten sich die Mächte zu neuem Einschreiten veranlaßt. Wer ein Gefühl für den Sinn und die Ehre des Christentums besaß, konnte sich bei dieser namentlich vom deutschen Bischof Anzer vertretenen

„christlichen" Machtpolitik einer tiefen Scham wohl nicht erwehren.

Selbst am Hofe in Peking war man aus der alten Ruhe aufgescheucht worden. Kaiser Kwang Shü, offenbar unter dem Einfluß des japanischen Krieges, war zu Neuerungen bereit. Aus Kanton wurde der große chinesische Reformapostel Kang Ju Wei an den Hof gezogen. Damit beginnen im Sommer 1898 für China „die hundert Tage des Wunders", da ein überraschendes kaiserliches Edikt das andere ablöst. Der Kaiser empfiehlt seinen Mandarinen den Bau von Eisenbahnen und Bergbauschulen, er erlaubt — eine ungeheure Neuerung des „Himmelssohnes" — Bittschriften an den Thron zu richten, er befiehlt die möglichste Verbreitung der kaiserlichen Edikte durch öffentlichen Anschlag. Schon im Mai 1908 hatte die Aufnahme des preußischen Prinzen Heinrich in den Formen eines gleichberechtigten Herrschers großes Aufsehen erregt und daß Kwang Shü seinen Gast bis zum Tore der „verbotenen Stadt" begleitet hatte, galt als höchst merkwürdiges Ereignis. Aber die Gegenpartei war auch nicht untätig. Ihr Haupt war die Kaiserin-Mutter Tsu Hsi mit ihrem Freunde und Helfer Li Hung Tschang. Die schwierige Lage des jungen Kaisers erhellt am besten aus zwei Schriftstücken dieser Zeit, einem Edikt an die Mandarinen aus dem August oder September und einem Brief an den reformfreundlichen Prinzen Kang vom 16. September.

1. Als ein Unglück für China ist die tief eingewurzelte Verknöcherung und die Anhänglichkeit an die alten und veralteten Gebräuche anzusehen. Jeder Beamte muß es als seine Pflicht halten, die Verknöcherung abzuschütteln ohne Rücksicht auf das feindselige Verhalten der Mehrheit zu den Neuerungen.

2. Wir wissen, daß sich das Reich in einer wirren Zeit befindet. Wenn wir nicht westliche Methoden ergreifen, ist es nicht zu retten . . . Doch die Kaiserin-Wittwe wird dazu ihre Zustimmung nicht geben. Ich habe J. Majestät wiederholt den Rat gegeben, aber sie wird wütend.

Eine Palastrevolution sollte den mächtigen Einfluß der Kaiserin-Mutter brechen. Allein die Sache wurde verraten von Juan Schi Kai, heute dem ersten Mann in China, und der 21. September 1898 brachte die große Katastrophe über die gesamten Reformbestrebungen. Kwang Shü wurde von dem Tage ab als Gefangener in seinem Palast gehalten, seine Genossen enthauptet oder verbannt. Von da an hat die Kaiserin-Mutter das Heft nie mehr aus den Händen gegeben, sondern steht als schwer berechenbare Größe hinter aller Politik des himmlischen Reiches, bald scheinbar reformfreundlich, bald allem Neuen feindlich. Für den ersten Augenblick traten alle Reformen natürlich zurück, obschon auch der mächtigste Einzelmensch den Strom der Entwicklung auf die Dauer nicht mehr hemmen konnte.

Die einzigen westlichen Einrichtungen, die die Kaiserin-Mutter zunächst noch zu schätzen schien, empfahl sie in einem Edikt vom 15. Mai 1899 ihren Mandarinen: Schnellfeuerwaffen und Gene-

ralstabskarten. Das waren schlimme Gewittervorzeichen für die Abendländer im Reiche der Mitte.

Es ist wahrhaftig nur begreiflich, wenn in China bei hoch und niedrig der Fremdenhaß im Steigen war. Denn alle Mächte standen vor den Toren des himmlischen Reiches bereit, um Stücke von seinem morschen Baue abzubrechen, Rußland natürlich voran. Da es der Moskowiter aus den bekannten Gründen einstweilen nicht auf einen offenen Krieg konnte ankommen lassen, so trieb er die Politik des Starken, der unter steten Versicherungen seines Wohlwollens und seiner Friedensliebe alle Schwachen nach und nach von der gemeinsamen Bank hinunterdrückt. An demselben 6. September 1896, als der Zar Nikolaus dem deutschen Reichskanzler die Ziele seiner ostasiatischen Politik eröffnete, schlossen seine Vertreter in Ostasien, zunächst im Geheimen, einen Vertrag mit China ab, welcher als der Dank Chinas für die Intervention im japanischen Kriege gelten sollte. China gestattet darin seinem Nachbar die sibirische Eisenbahn auf dem kürzeren Wege durch die Mandschurei zu bauen, daran Militärstationen einzurichten und Minen in der Umgebung der Bahn zu erwerben. Daß Rußlands Pläne auch schon weiter reichten, geht daraus hervor, daß bereits von der Pachtung eines Hafens am Gelben Meere auf 15 Jahre — es war Kiaochou genannt — die Rede war. Vergebens hatte der kluge, alte Li Hung Tschang auf seiner Europareise 1896 die russischen Politiker davor gewarnt, ihre Ausdehnungsgelüste nach dem Gelben Meere schweifen

zu lassen, die Politiker der starken Hand wie Plehwe glaubten nicht an eine Gefahr von Seiten des Inselvolkes, das Li so genau kennen gelernt hatte. In aller Stille wurde weiter intrigiert und weiter auf China durch Verhandlungen ein Druck ausgeübt. Am 27. März 1898 gelangte so Rußland an das Ziel seiner Wünsche: es erhielt durch einen Pachtvertrag zwei ausgezeichnet gelegene Endpunkte seiner großen Bahn: Port Arthur, das drei Jahre vorher von den Japanern erobert und wegen der Intervention wieder herausgegeben worden war, und Talien wan (=Dalny), eine zukunftsreiche Handelsstadt. Die Gefühle der Japaner bei dieser Transaktion sind unschwer zu erraten. Ohne viel Lärm war so Rußland an sein vorläufiges Ziel gelangt. Die Frage nach dem Rechte einer solchen Politik drückte ein echtes Moskowiterherz nur wenig. Wer das Bedürfnis nach einer moralischen Rechtfertigung fühlte, konnte diese nachträglich im Petersburger Regierungsboten vom 29. März 1898 lesen:

Das in Peking unterzeichnete Uebereinkommen . . . . muß für alle die, welchen die Wohltaten des Friedens und die Entwicklung der guten Beziehungen unter den Völkern am Herzen liegen, als ein glückliches Ereignis angenommen werden.

Jedenfalls aber ließen Rußlands Erfolge andere Politiker nicht schlafen. Deutschland kam sogar schon kurze Zeit vor den Russen an das Ziel seiner Wünsche. Sehr bezeichnend ist dabei, daß es genau den umgekehrten Weg bei seinem Vorgehen einschlug als die Russen: erst ein moralischer Grund,

dann die Ankündigung der gerechten Vergeltung und zuletzt die Tat. Allem voran freilich ging eine gründliche Untersuchung deutscher Geographen und Fachleute, welches der wirtschaftlich für Deutschland günstigste Platz unter der Sonne sei. Das Ergebnis lautete „Schantung". Die Ermordung einiger katholischer Missionare am 14. Novbr. 1898 gab den willkommenen Anlaß zu einem Sühneakt an den Chinesen. Als Werkzeug dieser häßlichen und von sehr vielen Deutschen bitter empfundenen Verquickung zwischen Religion und Gewaltpolitik diente der Missionsbischof Anzer. Sein Missionsjahresbericht 1898 erzählt die Sache in folgender Form:

Die erschütternde Drahtnachricht von dem Morde der Missionare traf mich im Mutterhause Steil (in Belgien), wo ich des Generalkapitels wegen verweilte. Mein erster Gang war zu Gott, um ihm das Leid, welches mich und meine Mission getroffen, zu klagen und ihm das Leben meiner Missionare zu empfehlen. Mein zweiter Gang war zu unserm hohen Protektor, Sr. Majestät dem deutschen Kaiser. Ich bat um tatkräftigen Schutz für meine Mitarbeiter und meine Herde. Die Antwort — Sie kennen dieselbe — war Kiautschou.

Am 30. November erfolgte in der Thronrede des Kaisers bei der Eröffnung des Reichstages die Ankündigung des Strafaktes gegen China:

Die Ermordung deutscher Missionare und die Angriffe auf eine der unter Meinem kaiserlichen Schutze stehenden und mir am Herzen liegenden Missionsanstalten in China haben Mich genötigt, Mein ostasiatisches Geschwader in die dem Tatort nächstgelegene Kiautschou-Bucht einlaufen und dort Truppen landen zu lassen, um volle Sühne und Sicherheit gegen Wiederkehr ähnlicher beklagenswerter Ereignisse zu erlangen.

Am 14. Dezember besetzte Admiral v. Diederichs Kiautschou und den Hafen Tsingtau. In einer Proklamation wurde widerstrebenden Chinesen mit Erschießen „nach deutschem Kriegsrecht" oder Köpfen „nach chinesischem Strafrecht" gedroht, und den Schluß der Proklamation bildete ein Appell an die Angst vor der brutalen Gewalt: „Ziehet die Lage der Sache in Betracht und ihr werdet finden, daß ihr zu schwach seid, um zu widerstehen."

Schon Ende Dezember schloß sich dieser Besetzung ein Pachtvertrag auf 99 Jahre an, durch den die Deutschen das Recht auf den Bau einer Eisenbahn in Schantung und auf die Ausbeutung der dortigen Bergwerke ganz nach russischem Muster erhielten. Zu allem Ueberfluß war auch noch der Tausch mit einer andern Bucht vorgesehen, falls Kiautschou sich als unvorteilhaft erweisen sollte, wobei die Chinesen dann den Deutschen ihre Aufwendungen auf Kiautschou zurückerstatten durften. Das war ein Stück Gewaltpolitik brutalster Art trotz des christlich-moralischen Entrüstungsmäntelchens.

Noch im Frühjahr 1898 folgten England und Frankreich nach. Jenes übernahm von den Japanern das noch immer als Pfand festgehaltene Wei Hai Wei, dieses besetzte am 22. April die nahe bei seinem hinterindischen Besitze gelegene Bucht von Kwang Tschou Wan. Nur die Vereinigten Staaten unterließen einen ähnlichen Schritt.

Am wenigsten Ruhm aber holten sich die Italiener bei ihrem ostasiatischen Abenteuer. Am 16. Februar kam es in der italienischen Kammer

zu einer Debatte über die Handelsinteressen Italiens in China. Der Staatssekretär des Auswärtigen konnte erklären, daß bereits der Kreuzer „Marco Polo" zur Wahrung der italienischen Handelsinteressen nach China entsandt sei. Allein als nun Italien nach deutschem Vorbild von China die San Mun-Bai „pachten" wollte, da antwortete China mit einem kategorischen „Nein". Italiens guter Freund England hatte zwar erklärt, daß es nichts gegen die Besitzergreifung einzuwenden habe, nur solle sich Italien der Waffengewalt enthalten. Ein Ultimatum, das der italienische Gesandte de Martino in der Sache an China stellte, konnte darum Italien nur vor aller Welt lächerlich machen. Das Ende war am 14. März 1899 wieder eine enttäuschte Debatte im Parlament, in der de Martino als das Karnickel hingestellt wurde mit seinem „unerklärlichen" Ultimatum.

Bereits hatte es im April des Jahres 1899 den Anschein, als ob die Teilung Chinas nun wirklich in Scene gesetzt werden sollte, als die beiden Hauptinteressenten Rußland und England sich über die gegenseitigen Interessensphären verständigten. Rußland soll in Bezug auf Eisenbahnbau, Handel und Bergwerkbau in der Mandschurei völlig freie Hand haben, England im Yang Tse-Becken. Es soll auch bereits englische Karten gegeben haben, die das Yang Tse-Becken mit dem traditionellen Rot englischer Kolonien bezeichneten.

Die Berührungen zwischen dem Osten und dem Westen waren ohne Zweifel in diesen fünf Jahren

von 1895—1900 bereits sehr intensive geworden. Beide Teile hatten auch begonnen, hochgestellte Pioniere in das gegnerische Lager zu senden, sicher in dem bestimmten Gefühle, daß man schwerwiegenden Ereignissen entgegengehe. Die Reisen des Prinzen Heinrich nach China und Li Hung Tschangs an die westlichen Höfe sind schon genannt worden. Gleichzeitig mit Li bereiste aber auch der japanische Marschall Yamagata Europa, wurde aber namentlich in Rußland wenig freundlich empfangen. Unter Anspielung auf den weiten japanischen Kimono erzürnte der Zar den Gesandten Japans durch die Frage, ob er sich denn nicht in der Uniform sehr beengt fühlte. Die Japaner glaubte man in Rußland noch ohne Gefahr brüskieren zu dürfen. Ein letzter Besuch war der des Großfürsten Cyrill in Tokio. So streckte man von allen Seiten die Fühler aus.

IV. Vom Boxeraufstand bis zum Frieden von Portsmouth, 1900—1905.

Daß alle diese Eingriffe der europäischen Mächte in das chinesische Reich die Chinesen in eine fieberhafte Aufregung versetzten, daß dadurch eine Reihe von Christenverfolgungen heraufbeschworen wurden und daß schließlich, wie einst in den 40er Jahren die Taipingbünde, so jetzt neue fremdenfeindliche Geheimbünde entstanden, ist nicht verwunderlich. Alle diese Bünde sind uns gewöhnlich bekannt unter dem Namen der Boxer. In China selber führten

sie die verschiedensten Namen: „Roter Lampenschirm“, „Schleier der goldenen Glocke“, „Hand aus Eisenstoff“, „Vereinigung des Patriotismus und des Friedens“, „Faust des Patriotismus und der Eintracht“, „Gesellschaft des großen Messers“. Bei allen diesen Gesellschaften vereinigt sich ein patriotisch-fremdenfeindliches mit einem religiös-ekstatischen Element. Schon diese Verbindung zeigt, daß die Erregung eine elementare und tiefgreifende gewesen sein muß. Daher denn auch der weitverbreitete Glaube der sogenannten Boxer an ihre Kugelsicherheit, die durch bestimmte ceremonielle Handlungen erreicht werden sollte. In einem Flugblatt derselben werden diese folgendermaßen beschrieben: „Die Anhänger haben sich gestreckt auf die Erde fallen zu lassen und mit angehaltenem Atem liegen zu bleiben, bis der Meister mit der Hand über ihr Gesicht fährt. Dann erwachen sie und stehen auf. Nun kann kein Messer oder Schußwaffe sie verletzen.“ Man ist bei dieser Beschreibung versucht an eine Art Hypnose zu denken. Jedenfalls rannten vielfach die Boxer mit blinder Wut, im Glauben an ihre Kugelsicherheit, gegen die europäischen Repetier- und Maschinengewehre an, und erst die Wahrnehmung, daß es mit der Kugelsicherheit doch nicht weit her sei, hat Staunen und Stutzen in ihre Reihen gebracht. Die Erklärung der Führer, die Fremden besäßen leider kräftige Zaubermittel, gegen welche Götter und Geister selbst machtlos wären, konnte den innern Bankerott der Sache dann nicht mehr aufhalten. Neben diesem dämonischen Zug fehlte

es der Boxerbewegung nicht an einem klaren, realpolitischen Element. Eine ihrer ersten Proklamationen spricht das deutlich aus: „Die Faust des Patriotismus will die Mandschudynastie hochbringen und die Fremden ausrotten.“ Das war der Punkt, in dem sich die Regierung der alten Kaiserin mit der Bewegung sympathisch berührte.

Daher zeigte es sich bald, daß die zum Schutze der Missionen und zur Niederwerfung des Aufstandes ausgesandten Regierungstruppen mit den Boxern fraternisierten. Die Bewegung war vom Lande ausgegangen und hatte sich militärisch auf eine Art Dorfmilizen aus der Zeit des Taipingaufstandes gestützt. Bald aber verbreitete sich der Boxeraufstand auch auf die Hauptstadt; die Eisenbahn Tientsin-Peking wurde am 4. Juni 1900 unterbrochen und so die europäischen Gesandtschaften von ihrer Verbindung mit dem Meere abgeschnitten. Es erfolgte am 12. Juni die Ermordung des japanischen Gesandtschaftskanzlers und am 18. Juni diejenige des deutschen Gesandten von Ketteler durch einen regulären chinesischen Soldaten. Es ist nur zu begreiflich, daß man in Regierungskreisen jetzt den Gedanken erwog, sich an die Spitze dieser ungeordneten Volksbewegung zu stellen, und sie so zu einem Befreiungskrieg gegen die fremden Bedrücker umzugestalten. Die Proklamation der Regierung vom 25. Juni zeigt diese Entwicklung:

Wir führen jetzt mit den Ausländern Krieg. Die Boxer, Patrioten und das Volk sind gemeinsam mit den Regierungstruppen wiederholt in den Schlachten gegen die ausländischen Feinde siegreich gewesen.

Die Herrlichkeit dauerte aber nicht allzulange. Schon am 25. Juni war der englische Admiral Seymour mit 2000 Mann internationaler Truppen bis Tientsin vorgestoßen. Erst am 15. August freilich konnte das unterdessen von Europa und Japan her auf etwa 100,000 Mann verstärkte internationale Heer die Gesandtschaften in Peking befreien. Die militärische Nachlese zu halten, war dann die Aufgabe des deutschen Generalfeldmarschalls Waldersee. Der Hof war kurz vor dem entscheidenden 13. August ins Innere des Reiches entflohen. In dieser Not mußte der alte Li Hung Tschang seinem Lande einen letzten Dienst leisten durch seine Verhandlungen mit den Mächten. Ein Versuch des Kaisers von China, durch einen eigenhändigen Brief an Mutsuhito unter Hinweis auf die Solidarität des Ostens die Japaner von der Koalition abzusprengen, scheiterte vollkommen. Der Mikado antwortete nur mit dem Rate: zuerst Niederwerfung des Aufstandes und Befreiung der Gesandtschaften und dann Entfernung der rückschrittlichen Personen aus der Regierung. So blieb China nichts übrig als Verhandlungen mit den geeinten Mächten.

Trotz aller diplomatischen Geschicklichkeit Lis mußte sich China zu einem tief demütigenden Frieden bequemen. Mehr den Ehrenpunkt betrafen das Sühnedenkmal für Ketteler in Peking und die Sühnegesandtschaft nach Berlin. Dem zukünftigen Schutz der Gesandtschaften sollten verstärkte Gesandtschaftswachen dienen, weiter die Schleifung der Takuforts an der Peihomündung und die Besetzung be-

stimmter Punkte zwischen Taku und Peking zur Offenhaltung der Verbindung der Gesandtschaften mit dem Meere. Das lästige Gesandtenceremoniell wurde für alle Zeiten abgeschafft. Und schließlich wurde den Chinesen eine Rechnung präsentiert von 450 Millionen Taels (=1625 Mill. Fr.), zahlbar durch weitere Verpachtung von Seezöllen und auch von Landzöllen. Strafedikte gegen die aufrührerischen Städte, gegen Prinz Tuan und seine Genossen, die nach Turkestan verbannt wurden, und Verbote der Geheimbünde bildeten den Abschluß. So hatte man vor Ende des Jahres 1900 die Früchte der gemeinsamen Aktion glücklich unter Dach gebracht, bevor wieder die überall vorhandenen Sonderbestrebungen die Eintracht gänzlich zerstört hatten.

Es war die höchste Zeit, denn schon am 25. August hatte Rußland Absonderungsbestrebungen gezeigt, indem es entgegen der Absicht aller andern Mächte, den Rückzug der internationalen Truppen aus Peking vorschlug. Rußland hatte kein anderes Interesse, als seine Konkurrenten sobald als möglich aus Peking los zu sein. Es hatte in aller Stille in seinem eigentlichen Interessengebiet weitergearbeitet und „im Interesse der Ordnung" die Mandschurei mehr und mehr besetzt. In zweiter Linie stand für Rußland Korea. Hier aber trat ihm Japan, dort das Handelsinteresse auch der westlichen Mächte entgegen. Um diese beiden Länder dreht sich daher in den nächsten 3 Jahren die gesamte ostasiatische Politik.

Gleich mit dem Januar 1901 beginnen in den englischen Blättern Gerüchte von einem russisch-chinesischen Vertrage umzugehen, der Rußland das Protektorat über die Mandschurei verleihen sollte. Und schon im Februar erschien tatsächlich ein russischer Vertragsentwurf, der zwar nicht von einem Protektorat sprach, wohl aber von dem ausschließlichen Recht der Russen, in der Mandschurei und Mongolei Eisenbahnen zu bauen. Offenbar im geheimen gestärkt durch andere Mächte, lehnte China diesen Entwurf im März rundweg ab. Aber damit waren die Russen noch lange nicht beseitigt. Sie befanden sich in der günstigen Lage, daß sie das von ihnen gewünschte Gebiet bereits militärisch besetzt hielten und alle Wünsche in Bezug auf Räumung mit größter Seelenruhe aufnehmen konnten. Die Chinesen waren von vornherein in der Lage der Bittsteller. Ein russischer Vorschlag aus dem Oktober 1901 bot daher die Räumung der Mandschurei an, wenn „die Unruhen aufgehört haben". Als Datum der Räumung war der 8. Oktober 1903 vorgesehen. Aber wann hörten die Unruhen in der Mandschurei anerkanntermaßen auf? Und dann: Rußland wußte, daß bis zu jenem Zeitpunkt seine mandschurische Bahn fertiggestellt sein werde, es also dann in der vom Zaren bezeichneten Lage sein werde, „de faire face à toute éventualité". Die letzte Teilstrecke der Linie Port Arthur-Baikalsee ist denn auch tatsächlich am 1. März 1903 eröffnet worden und nur die Gürtelbahn um den Baikalsee herum kam erst am 18. September 1904 während des Krieges in

Betrieb. Der Abschluß des Vertrages zögerte sich hin bis zum 8. April 1902, und zu allem fügte Rußland ihm noch die vielversprechende Klausel bei, es werde nur dann die Mandschurei räumen, „falls keine Wirren ausbrechen und die Handlungsweise anderer Mächte es nicht daran hindere". Damit war gegebenen Falls alles zu motivieren.

Dieses brutale Vorgehen Rußlands zeitigte nun schon am 30. Januar 1902 das erste englisch-japanische Bündnis. England gab seine stolze Isolierung auf und verband sich als erster europäischer Staat mit einem Mongolenstaate. § 1 lautete zwar sehr friedfertig:

Die beiden kontrahierenden Mächte haben die Unabhängigkeit Chinas und Koreas gegenseitig voll anerkannt und erklärt, ganz unbeeinflußt durch irgendwelche aggressiven Tendenzen in einem der beiden Länder zu sein.

Das konnte aber die Tatsache nicht verhüllen, daß gegenseitige Kriegshilfe bei Eingreifen eines Dritten in einen Krieg Englands oder Japans nichts anderes bedeute als: Japan muß mit Rußland abrechnen und England steht ihm bei, falls es Frankreich einfallen sollte, den Russen zu helfen. Daß man den Vertrag in Rußland so verstand, dafür ist der klarste Beweis die am 20. März 1902 erfolgte Erweiterung des französisch-russischen Zweibundes auf Ostasien, die ähnliche Hilfsbestimmungen enthielt wie der englisch-japanische Vertrag.

Die russische Okkupationspolitik in der Mandschurei wurde tatsächlich keinen Augenblick aufgehalten, man gab sich kaum die Mühe, auch nur den äußern

Schein einer Räumung des Landes zu wahren. Am Jahrestage des offiziellen Vertragsabschlusses am 8. April 1903, wurden diesem äußern Schein zuliebe zwar einige Truppenverschiebungen vorgenommen, aber mehr in der Richtung gegen Port Arthur zu als umgekehrt. China aber wurde mit neuen Vertragsentwürfen erfreut, als der Tag der versprochenen Räumung näher rückte. Am 5. April war eine russische Note an China abgegangen, Rußland wolle die Mandschurei zurückgeben, aber unter der Bedingung, daß China keine Vertragshäfen zu allgemeiner Benutzung mehr eröffne, daß alle Bergwerksbeamten in der Mandschurei Russen sein sollten, sowie überhaupt alle Europäer im Lande. Gegen diese tatsächliche Okkupation des Landes war Rußland bereit, den Namen des „Besitzes" aufzugeben. Als scheinbare Konzession an China wurde die lokale Civilverwaltung wieder in chinesische Hände gelegt, ein Zustand, wie er auch heute noch unter japanischem Regime weiterbesteht. Ein Protest Englands, Japans und der Vereinigten Staaten folgte sofort dem Bekanntwerden dieser Note. Die Politik der offenen Tür wurde wieder aufs schärfste betont gegenüber den russischen Monopolisierungsgelüsten. Was übrigens die Russen unter Freihäfen verstanden, zeigte die Eröffnung des Handelshafens von Port Arthur im November 1903, als von den nichtrussischen Schiffen die zwölffachen Taxen gegenüber den russischen erhoben wurden. Mit großer Spannung wurde daher in Japan der für die Räumung der Mandschurei festgesetzte

8. Oktober erwartet. Aber er brachte nichts als eine neue Enttäuschung. Statt eines Rückzugs der Russen fand in Port Arthur eine Parade über angeblich 76,000 Mann durch den Statthalter des Amurlandes, Alexeieff, statt. Ende Oktober wurde die alte Mandschuhauptstadt Mukden besetzt und mit den Chinesen wurden neue Verhandlungen gepflogen.

Alle diese Ereignisse in der Mandschurei regten die japanische Volksstimmung aufs höchste auf. Aber vielleicht wäre es doch über die Mandschurei nicht zum Kriege gekommen, hätte nicht Rußland auch in dem Gebiete, das jeder Japaner als die eigenste Domäne Japans betrachtete, in Korea, von neuem intriguiert. Auch dort hatten russische Unternehmer sich Bergwerkskonzessionen geben lassen. Im August 1903 hatte die japanische Regierung einen Versuch gemacht, eine reinliche Situation zu schaffen, dadurch, daß Japan den Russen die Mandschurei, Rußland den Japanern Korea überlassen hätte, „um ihm mit Ratschlägen und Truppen zu Hilfe zu kommen", wie es schön heißt. Rußland wartete fast ein Vierteljahr mit der Antwort, dann brachte sie für Japan absolut unannehmbare Bedingungen, die den grenzenlosen Hochmut und die Verblendung der russischen Regierungskreise dartaten: Japan soll zwar anerkennen, daß die Mandschurei außer seiner Interessensphäre liege, anderseits aber soll die nördliche Hälfte von Korea vom 39° nördlicher Breite an neutralisiert werden, m. a. W. zur Verfügung Rußlands stehen, im südlichen Teil aber sollte Japan Truppen

nur mit Erlaubnis der Russen landen und keine Befestigungen anlegen dürfen. Diese maßlos hochmütige Art des Vorgehens gegen Japan wurde sekundiert von den offiziellen und regierungsfreundlichen Zeitungen, unter denen die Nowoje Wremja im Juli ein geradezu klassisches Produkt russischen Hochmutes zum besten gab:

Ein Krieg Japans gegen uns bedeutet seinen Selbstmord, den Schiffbruch aller seiner Hoffnungen, und deshalb sind wir der festen Ueberzeugung, daß die friedliche Strömung in Japan schließlich doch triumphieren wird. An der Macht des russischen Riesen sind die Heeresmassen Napoleons zu Grunde gegangen, und nach dieser Prüfung sind keine andern mehr schrecklich. Rußland strebt nach der Wahrung des Friedens, aber nicht aus Furcht vor einem Kriege, sondern aus Menschenliebe, die auf dem Bewußtsein seiner Kraft ruht. Alle fordern wir auf, gemeinsam mit uns für die Ideale der Wahrheit und der Civilisation friedlich zu arbeiten. Wenn aber jemand nicht denselben Weg wandeln oder ihn uns versperren will, so werden wir deshalb nicht auf einen Augenblick von der Erfüllung unserer historischen Aufgabe ablassen.

Nebenbei wird darin Japan der gute Rat gegeben, es solle sich auf die Inseln beschränken, dann könne es mit einem kleinen Heer und einigen Küstendampfern auskommen. Auf Englands Hilfe könne es ja doch nicht rechnen, wie der Burenkrieg am besten bewiesen habe. Auch tatsächlich brüskierte Rußland die Japaner ohne jede Rücksicht. Eine große russische Yaluwald-Gesellschaft, an der auch Alexeieff nicht unbeteiligt gewesen sein soll, fing plötzlich unter dem Schutze einer Kosakensotnie an, die Wälder auf dem südlichen Yaluufer, also auf

koreanischem Boden, abzuholzen. Das war für die Japaner der deutlichste Beweis, daß der russische Bär seine Pfote wieder um einen Schritt vorwärts rücken wollte. Und tatsächlich: Korea und damit die Vorherrschaft am Stillen Ozean und am Gelben Meere, das war der Preis im Kampfe.

Damit war in Japan der Krieg entschieden. Es war ganz klar, daß Rußland unter schönen Friedensworten den kleinen Nachbar früher oder später aus dem asiatischen Festlande hinausdrücken wollte. Wenn es dem Zaren mit der Friedenskonferenz wirklich ernst gewesen ist, so liegt eine ungeheure Naivetät in seiner ganzen Handlungsweise, als ob ein langsames Vergewaltigen und Wegdrücken anderer, entsprungen aus dem ganz gemeinen Macht- und Erweiterungstrieb der heutigen Staaten, etwas Harmloses sei gegenüber einem offenen und ehrlichen Krieg. Wenn man sich einerseits „Friedenszar" schelten läßt, so wirkt anderseits ein Telegramm, wie das von Nikolaus an Alexeieff am Anfang des Krieges gesandte, fast komisch: „Dieser Kampf wird das Uebergewicht Rußlands an den Küsten des Stillen Ozeans endgültig festzustellen haben." Als ob ein solches Ziel, wie die Vorherrschaft am Stillen Ozean, friedlich zu erreichen wäre!

Und doch scheint man tatsächlich in den Kreisen der Petersburger Regierung geglaubt zu haben, daß es nicht zum Krieg kommen werde oder daß man ihn doch durch Verzögerungen der Antworten soweit hinausschieben könne, bis die russischen Rü-

stungen beendet und das letzte Stück der transsibirischen Bahn um den Baikalsee erbaut sei. Japan aber war gerüstet. Es konnte durch Abwarten nichts gewinnen, nur verlieren. Darum ist es nicht verwunderlich, daß Japan gegenüber der russischen Verbummelungstaktik nun schließlich zur Tat schritt, indem es am 5. Februar 1904, ohne die Antwort auf seine letzte Note von Seiten Rußlands abzuwarten, die diplomatischen Beziehungen abbrach und am 8. und 9. Februar den Angriff auf die in Port Arthur liegende russische Flotte eröffnete. Diese Schlagfertigkeit mag nicht allen Begriffen der Ritterlichkeit entsprechen, aber bei einem Volk, für das der Krieg tatsächlich eine Lebensfrage war, ist die äußerste Ausnützung aller Möglichkeiten durchaus begreiflich. Daher kann auch die entrüstete russische Circulardepesche an die diplomatischen Vertreter im Auslande auf Fernerstehende nur komisch wirken:

Eine derartige Handlungsweise der Tokioer-Regierung, welche nicht einmal das Eintreffen der dieser Tage abgesandten Antwort der kaiserlichen Regierung abwartete, wälzt Japan die ganze Verantwortung für die Folgen zu, welche durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Mächten entstehen können.

Dieses Zuschieben der Schuld am Streite mit hohem moralischem Pathos ist die typische Unwahrheit unserer neuern Kriege. Tatsächlich ist fast nie zu sagen, wer der Angreifer ist. Ist es der Große, der in seinem Kraftbewußtsein den Kleinern drückt und beiseite schiebt, oder der Kleine, der schließlich in der Notlage den ersten

Schlag tut? Der Burenkrieg wie der russisch-japanische Krieg sind hier von gleicher Art. Nur daß Japan doch eine ganz andere Kraft repräsentiert als die Buren. Daß Rußlands Rüstungen unvollendet waren, das entspringt ganz gewiß nicht seiner Friedensliebe, sondern seinem Dünkel und vielleicht dem Unterschlagungssystem seiner Beamten. Auch der Mangel an Rüstungen gab der Regierung in einer Kundgebung vom 18. Februar Anlaß zu großtönenden Worten: „Rußland wird jetzt sicher Zeit bedürfen, um Japan Schläge zu versetzen, die seiner Macht würdig sind." Selbst Witte, der Vertreter einer maßvollen Politik, äußerte sich damals: „Schon die Zahl unserer Mützen schlägt sie."

Japans Plan war klar: Vernichtung der russischen Ostasienflotte, rasche Besetzung von Korea, Wegnahme Port Arthurs, dann vorsichtiges Vordringen gegen die russischen Positionen in der Mandschurei. Auf den Torpedoangriff von Port Arthur folgt am 9. Februar, also fast gleichzeitig, die Außerdienstsetzung der 2 russischen Schiffe in Tschemulpo und die Landung japanischer Truppen in Korea.

Der Krieg führte die Japaner ähnliche Wege wie 10 Jahre vorher gegen die Chinesen. Auf ein langsames Vorrücken durch Korea erfolgte die allmähliche Cernierung Port Arthurs und ein schrittweiser Uebergang über das Liaoyanggebirge nach der mandschurischen Ebene. Die scheinbare Untätigkeit veranlaßte sofort ein Sinken von Japans militärischem Kredit in Europa, wenigstens bei den Politikern des Wortes. Das wurde jedoch wieder

etwas ausgeglichen durch die großen langdauernden Schlachten von Liaoyang, am Schaho und Mukden, die etwa die Hälfte der Mandschurei in japanische Hände brachten. Vom 10. März 1905 an standen sich die Heere tatenlos gegenüber, ohne daß man die Russen als vollkommen desorganisiert hätte bezeichnen können. Der letzte entscheidende Schlag erfolgte an einem andern Orte, als Admiral Togo dem russischen Ostseegeschwader Rostdjestwenskis am 27./28. Mai 1905 bei Tschusima ein ruhmloses Ende bereitete.

Trotz dieser völligen Vernichtung der russischen Flotte hatte der Sieg die Japaner nicht in die glückliche Lage gebracht, wie die Deutschen 1871, daß sie aus dem Centrum des feindlichen Landes dem Gegner Bedingungen auferlegen konnten; Japan wie Rußland waren in finanziellen Schwierigkeiten, die eine Fortführung des Krieges sehr erschwerten. Nach dem chinesischen Kriege hatte die Kriegsentschädigung zwar Geld nach Japan gebracht, aber die Rüstungen zu Wasser und zu Lande, sowie die Ausgaben für den Boxerfeldzug hatten alles aufgezehrt. Daher war 1901 in Japan große Geldknappheit eingetreten, der im April dieses Jahres etwa 20 Banken zum Opfer gefallen waren; selbst das Ministerium Ito hatte vor den finanziellen Schwierigkeiten einmal zuürcktreten müssen. Der Krieg allein hatte Japan 3345 Mill. Fr. gekostet, die mit einer jährlichen Zinssumme von 170 Mill. Fr. auf dem Lande lasteten, während Rußland offenbar noch einen

besseren Kredit genoß, da es für 3460 Mill. Kriegsschulden bloß 161¼ Mill. Zins bezahlte. Dafür war Rußland ohne Flotte und hatte seine großen Schwierigkeiten im eigenen Lande gegenüber der kriegsfeindlichen revolutionären Propaganda.

So waren im Juni beide Kriegführenden bereit auf Verhandlungen einzugehen, die von Präsident Roosevelt angeregt worden waren. Rasch besetzten zwar im Juli die Japaner noch das südliche Sachalin, um auch da einen Fuß im Lande zu haben. China, über dessen Gebiet doch die beiden Kriegführenden sich verständigen wollten, wurde in Porstmouth mit einem Begehren nach aktiver Teilnahme an den Verhandlungen abgewiesen. Es war das nur die Kehrseite zu seinem neutralen Verhalten, als auf den Schlachtfeldern einer chinesischen Provinz Russen und Japaner sich blutig bekriegten. Die Forderungen Japans enthielten anfänglich vor allem eine Kriegsentschädigung von mehreren Milliarden, Auslieferung russischer Schiffe, die sich in neutrale Häfen geflüchtet hatten und Abtretung von ganz Sachalin. Allein hier zeigte sich bald, daß Japan bis jetzt gar keine Mittel in Händen hatte, um solche Forderungen durchzusetzen. Es besaß kein Stück altrussischen Landes, das hätte müssen losgekauft werden, es war auch sonst durchaus nicht imstande einen Druck auf das russische Lebenszentrum auszuüben. Die Russen gestanden daher den Japanern genau soviel zu, als diese tatsächlich schon militärisch okkupiert hatten: 1) freie Hand in Korea, 2) Ueber-

tragung der Liaoyangpacht mit Port Arthur und Dalny von Rußland auf Japan, 3) die mandschurische Bahn mit anliegenden Bergwerken bis Kwang Tscheng Tsu bei Kirin und 4) Sachalin bis 50° nördlicher Breite. Nach 18 Monaten sollten beide Heere die Mandschurei räumen.

Aber einen zweifellosen Gewinn trug Japan aus diesem Kriege hervor: das lang umstrittene Korea war endlich rettungslos in seine Hand gegeben. Schon beim Beginn des Krieges hatte Korea wieder einmal ein Bündnis mit Japan eingehen müssen, welches das Land ganz an den starken Nachbarn auslieferte. Art. 1 lautete:

> Zur Aufrechterhaltung der dauerhaften Freundschaft zwischen Japan und Korea und zur Sicherung des Friedens in Ostasien wird die koreanische Regierung in die japanische volles Vertrauen setzen und deren Ratschläge für Verbesserung der Verwaltung annehmen.

Die Kehrseite war die Kündigung aller russischen Verträge Anfangs Mai. Praktisch erhielt Korea einen japanischen Beirat für die Finanzen und für die äußeren Angelegenheiten und wurde verpflichtet, für jeden Vertrag und jede Konzession den Rat Japans einzuholen. Dieses Bündnis wurde dann am 17. Nov. 1905 nach Abschluß des Friedens, der Japans „Präponderanz" in Korea festgelegt hatte, erneut und zu Gunsten Japans verstärkt in dem Sinne, daß Korea überhaupt die Besorgung der äußeren Angelegenheiten an Japan abtrat, während für die innern ein

japanischer Generalgouverneur bestellt wurde, der alles überwachen durfte. Daß der erste Staatsmann Japans, Ito, mit diesem Posten betraut wurde, zeigt am besten, welche Bedeutung ihm zukommt. Alle fremden Diplomaten mußten abreisen, und damit wurde jeder fremden Einmischung die Grundlage entzogen. Den Bauern wurde vielfach unter dem Vorwand militärischer Bedürfnisse ihr Land weggenommen. Jeder Versuch der Gegenwehr bis herab zum Stehlen von Eisenbahnschwellen wurde mit den härtesten Strafen — man redet von Kreuzigung und Erschießen — unterdrückt. Dem Kaiser wurde bei jeder Gelegenheit gezeigt, daß er sich nicht mehr einzumischen habe. Als er z. B. koreanischen Kaufleuten, die bei der Umwandlung des Privatgeldes in Staatsgeld Schaden erlitten hatten, 200,000 Dollars Entschädigung zahlen wollte, verbot ihm der japanische Finanzbeirat, das zu tun. Und als gar im Sommer 1907 Li Hsi einen Versuch machte, sein Land bei der Haager Friedenskonferenz als selbständigen Staat vertreten zu lassen und über Japan Klage zu führen, da kostete ihm diese Kühnheit den Thron. Am 7. Juli 1907 wurde eine letzte Konvention erzwungen, die koreanischen Truppen wurden entwaffnet und ein den Japanern genehmer Prinz zum Kaiser erhoben. Dieser wird genau so lange regieren, als Japan für nötig finden wird, den Schein der Selbständigkeit Koreas äußerlich zu wahren. Mit Koreas *tatsächlicher* Selbständigkeit ist es für die nächste Zeit zu Ende.

Im übrigen aber hat es durchaus nicht den Anschein, als ob durch diesen Krieg schon bleibende Zustände in Ostasien geschaffen worden seien. Wie einst nach dem 1. Punischen Kriege gehen zwei Gegner aus dem Kampfe hervor, von denen keiner völlig gebrochen ist. Darum begreift man es, wenn der Eindruck der Europäer im Osten dahin zusammengefaßt werden konnte: „An Frieden aber glauben wenige Leute in Japan, Japaner sowohl wie Fremde."

V. Die Lage seit dem russisch-japanischen Krieg.

Daß Japan sich heute keineswegs am Ziele glaubt, bedarf eigentlich keines Beweises. Seine seit dem Kriege beschlossenen Rüstungen sprechen eine unzweideutige Sprache. Heer und Flotte sollen annähernd verdoppelt werden. Das Budget für die Landarmee betrug noch 1906 52 Millionen Yen (= 135 Mill. Fr.), 1907 111 Millionen Yen (= 288 Mill. Fr.). Auf die Flotte sollten verwendet werden 1906 39 Millionen Yen (= 102 Mill. Fr.), 1907 82 Millionen Yen (= 213 Mill. Fr.). Dadurch soll das Landheer von 13 auf 21 Divisionen, die Kriegsflotte von 240,000 auf 400,000 Tonnen gebracht werden. Als Zeitpunkt der Vollendung dieser Rüstungen ist schon 1908 in Aussicht genommen worden. Ob die Durchführung dieser gewaltigen militärischen Verstärkung in so kurzer Zeit möglich ist, wird in erster Linie von der Finanzlage abhängen. Zwar haben die japanischen Kammern im

März 1906 auf Grund des jetzt autonomen Zolltarifs wesentliche Zollerhöhungen beschlossen, allein der Wegfall jeder russischen Kriegsentschädigung hat doch die Finanzlage nicht rosig gestaltet. Nach neuesten Angaben beträgt heute die von Japan jährlich zu bezahlende Zinsenlast allein 176 Millionen Yen (= 460 Mill. Fr.), was einem Kapital von über 11 Milliarden Schulden entspricht.

Auch seines Verbündeten England hat sich Japan am 12. August 1905 durch Erneuerung des Allianzvertrages auf 10 Jahre versichert. Zum großen Aerger der Engländer ist sogar im japanischen Abgeordnetenhause die Frage aufgeworfen worden, ob man den Verbündeten nicht zum Zweck besserer Bündnisfähigkeit zu einer Reform des Landheeres veranlassen sollte.

China gegenüber zeigen sich noch in unklaren Umrissen und vielfach getrübt durch lokale Streitigkeiten doch Anfänge von einer Art Rassensolidarität der Gelben, der gegenüber sich freilich ebenso leise eine Art Rassensolidarität der Weißen zu entwickeln scheint. Eine Stelle beständiger Reibung zwischen China und Japan ist nun freilich der Teil der Mandschurei, in dem die Japaner seit dem Kriege in die Rechte Rußlands eingetreten sind, also vor allem die Eisenbahn und die Bergwerke übernommen haben. „Wiedergewinnung früherer Rechte“ ist aber das Schlagwort der heutigen Chinesen und scheint speziell das des mandschurischen Vizekönigs zu sein, in dessen Händen die Civilverwaltung liegt. Die chinesische Verwaltung sucht

namentlich die japanische Bahn durch Warenentzug zu schädigen, so im Sommer 1906 durch ein Getreideausfuhrverbot, neuerdings auch durch das Projekt einer Konkurrenzbahn Mukden-Hsin Min Tun-Niutschwang, die einen direkten Anschluß an die chinesische Hauptbahn Peking-Hankou bieten würde. Nicht gerade zur Verstärkung der Freundschaft wird auch der Ton beitragen, in dem Japan das große China bei jeder kleinen Streitfrage behandelt. Gleich ist man zu einem Ultimatum bereit.

In China selbst hatte schon der Friede nach dem Boxerkriege endgültig mit der alten Abschließungspolitik gebrochen. Anfangs 1902 war der Hof nach Peking zurückgekehrt. Und nun beginnt in rascher Folge die Oeffnung verschiedener Häfen und Städte am Yantsekiang für die Fremden. Eisenbahnen entstehen allerorten und zwar sind diese, ausgenommen die deutsche Bahn von Tsingtau nach Tsinanfu und natürlich die Mandschureibahn, in chinesischen Händen. Nebenbahnen links und rechts von dem großen nordsüdlichen Hauptstrang beginnen das Land zu eröffnen und eine Ausgabe von Meyers Reisehandbüchern für China zeigt auch den beginnenden Fremdenstrom der Weltenbummler an. Altheilige Sitten und Bestimmungen werden offiziell fallen gelassen, so schon 1902 das Heiratsverbot zwischen Chinesen und Mandschus; den Frauen wird im selben Jahre empfohlen, ihre Füße nicht mehr einzubinden. Durch eine Bestimmung vom 20. September 1906 soll das Opiumrauchen binnen 10 Jahren abgeschafft werden. Ein

Marineamt, ein Generalstab, ein Verkehrsamt sind 1906 errichtet worden. Wie weit diese wirklich funktionieren, ist freilich schwer zu sagen. Selbst im Schulwesen sollen Aenderungen im Gange sein. Dort übernimmt man das Neue freilich mit Vorliebe durch japanische Vermittlung. Vom Januar bis Juli 1906 hat eine Studienkommission auch Deutschland bereist. Bereits hat auch im September 1906 Kaiser Kwang Shü, der freilich wieder ganz unter der Herrschaft seiner Tante, der Kaiserin-Mutter, zu stehen und nach verschiedenen Berichten völlig apathisch geworden zu sein scheint, dem Lande eine Verfassung versprochen in folgendem Edikt:

Seit Beginn unserer Dynastie regierten weise Kaiser und erließen Gesetze, die für ihre Zeit geeignet waren. Jetzt, da China im Verkehr mit allen Nationen steht, sind unsere Gesetze und unser politisches System veraltet und unser Land ist fortwährend in Unruhe. Es ist darum für uns nötig, mehr Kenntnisse zu sammeln und ein neues Gesetzbuch zu schaffen. Täten wir das nicht, so würden wir des uns von den Vorfahren und von dem Volke anvertrauten Amtes nicht würdig sein.

Mit der Ausführung dieses Versprechens wird es freilich wohl noch seine gute Weile haben, da doch kaum kann angenommen werden, daß China, dieses Vaterland des Konservatismus, ohne starke Rückschläge in neue Verhältnisse geleitet werden kann. Dafür darf man dann freilich auch hoffen, daß diese Neubildung weniger eine bloß äußerliche Nachahmung westlicher Art sein werde als in Japan. Die Chinesen sind das originale, vorbildliche Volk Ostasiens durch Jahrtausende gewesen, sie zählen

über 300 Millionen, darum wird eine so fundamentale Aenderung wie sie die Berührung mit dem Westen mitbringt, ganz gewiß tiefer greifen und länger dauern, aber wohl auch mit schwerern Krisen verbunden sein als in Japan. Aus demselben Grunde kann man heute noch nicht viel mehr erkennen, als die deutlichen Anzeichen: die Aenderung und Neubildung ist im Gange.

Zunächst freilich mußten sich die europäischen Mächte, die in Ostasien interessiert sind, mit den zwei großen Machtfaktoren, dem erwachenden Selbstbewußtsein Chinas und der neuen, ausdehnungsfreudigen Militärmacht Japans rein äußerlich abfinden. Der Frieden von Portsmouth bedeutet hier sicher einen tiefen Einschnitt in der Geschichte der Beziehungen des Ostens zum Westen. China wird zunächst ein Land unbegrenzter Handels- und Industriemöglichkeiten und wohl mit der Zeit auch ein eigener aktiver Faktor in den Weltereignissen werden. Japan ist die Furcht aller derer, die in Ostasien Land, Handelsinteressen, Dampferlinien im Besitze haben. Dieses Gefühl der Angst und des Unbehagens gegenüber den neu aufsteigenden Mächten hat nun den ehemaligen alleinigen Besitzern der Erde verschiedenartige, aber nicht ganz leichte Probleme gestellt, von denen der eine Teil sich auf die Erhaltung der asiatischen Kolonien, der andere auf die Frage der gelben Einwanderung bezieht. Das alles hat doch unter den Völkern der weißen Rasse eine leise Spur von Solidaritätsgefühl aufkommen lassen. Es darf ganz gewiß gefragt

werden, ob nicht die verhältnismäßig friedfertige Stimmung in Europa, die in den verschiedenen Schiedsgerichtsverträgen ihren Ausdruck gefunden hat, auf jene ostasiatischen Besorgnisse wenigstens zum größten Teil zurückgeführt werden müsse. Jeder Krieg in Europa wäre ja doch nur Wasser auf die Mühle Japans.

Praktisch hat natürlich jede europäische Macht ihre eigenen Fragen im Osten und geht darum auch ihre eigenen Wege. Frankreich schloß mit Japan einen ausdrücklichen Garantievertrag für sein annamitisch-tonkinesisches Reich und stellte sich so für die nächste Zeit sicher.

Schlimmer scheint Deutschland mit seinem Platz an der Sonne, Kiautschou, daran zu sein. Zwar besitzt es dort die Eisenbahnlinie nach Tsinanfu und das Ausbeutungsrecht in den Bergwerken von Schantung. Während aber das vorsichtige England in Wei Hai Wei keine großen Mittel für Befestigungen und sonstige Bauten aufgewandt hat, hat Deutschland schon große Summen in das Pachtgebiet gesteckt. Heute, da es klar ist, daß Deutschland bei irgend einem Angriff nur an einen mehr oder weniger verlust- und ehrenvollen Rückzug, niemals an eine ernsthafte Verteidigung denken könnte, ist Kiautschou offenbar für die deutsche Politik bereits zum Problem geworden. Dieses besteht, abgesehen von seiner militärischen Seite, auch darin, daß die 30 Millionen zählende Provinz Schantung nur eine Ausfuhr und Einfuhr von zusammen 17 Millionen Mark hat (1903). Außer Kohle und

Eisen braucht das Land eben selber, was es hervorbringt, und bringt anderseits genügend hervor zur eigenen Erhaltung. Der genügsame Charakter der Chinesen scheint hier der Kolonialpolitik einen Strich durch die Rechnung zu machen. Schon 1903 mußte daher der ausgezeichnete Kenner asiatischer Verhältnisse, Dr. Rohrbach, die Besitznahme als „gerechtfertigt" verteidigen. Seither sind andere Stimmen laut geworden, welche die Wert- und Aussichtslosigkeit des Pachtgebietes dartun sollen. „Wirtschaftlich ist Kiautschou eine Zukunftshoffnung, politisch eine Sorge, militärisch ein verlorener Posten", lautet das schlimme Urteil des Grafen von Reventlow in der „Zukunft". Aber auch aus Blättern, wie den Preußischen Jahrbüchern und der Deutschen Rundschau, kommen ähnliche Stimmen. Der langjährige deutsche Gesandte in Ostasien, v. Brandt, z. B. erklärt: „Es ließe sich schon über die Rückgabe Tsingtaus unterhandeln, nur sollen die Engländer anfangen mit Restituieren." Wie die deutsche Regierung über Kiautschou denkt, ist bis jetzt noch nicht klar zutage getreten.

Rußland hat zweifellos für die nächste Zeit nicht die Mittel zu einem aggressiven Vorgehen am Stillen Ozean; es muß sich damit begnügen, japanische Uebergriffe abzuweisen. Als Japan im Dezember 1906 bei Verhandlung über einen japanisch-russischen Handelsvertrag Forderungen aufstellte, wie freie Schiffahrt für die Japaner auf dem Amur und Recht auf Landerwerb in Sibirien, wurde es rund abgewiesen. Daß aber auch Rußland sich

durchaus nicht als ostasiatische Macht will ausschalten lassen, ist zweifellos. Im April 1908 hat die russische Duma eine Gesetzesvorlage gutgeheißen, welche den Bau der sogenannten Amurbahn, einer Verbindung von Nertschinsk mit Wladiwostok ausschließlich über russisches Gebiet, gutheißt. Diese Linie ist keine andere als die bei Beginn des sibirischen Bahnbaues vorgesehene, die dann durch die Mandschureiverträge mit China südlicher gelegt worden war.

Bedeutsamer aber ist, daß sich die beiden alten Rivalen in Asien, England und Rußland, im Oktober 1907 über die strittigen Fragen in diesem Weltteil in Persien, Afghanistan und Tibet durch einen Vertrag zu einigen suchten. Hatte sich England bisher als einzig möglichen Feind in Indien die Russen vorgestellt, so erschienen jetzt offenbar die guten Freunde und Verbündeten im Osten in diesem Lichte. Nicht nur wächst die Handelsflotte Japans von Jahr zu Jahr, z. B. von 1088 Schiffen im Jahre 1904 auf 1423 im Jahre 1906, nicht nur wußten die Japaner die Dampferlinien zwischen Indien und Japan fast völlig in ihre Hände zu bringen, sondern der Führer der radikalen Partei Japans, der Graf Okuma, redet öffentlich und ohne Scheu von der Befreiung Indiens. Dafür hat England die Befestigung Singapores beschlossen, auch ein Anzeichen, daß es sich für alle Fälle von seinem Verbündeten und dem Bündnis unabhängig machen möchte.

Solange sich die Vereinigten Staaten von Amerika auf die Handelsbeziehungen mit Ostasien beschränkten, hatten sie keine ähnlichen Gefahren zu befürchten. Aber seit den 90er Jahren war auch die Union zur Expansionspolitik übergegangen. Der erste Schritt, der sie in Rivalität mit Japan und sogar bis an den Rand eines Krieges geführt hatte, war im Juli 1897 die Besetzung der Sandwichinseln, des wichtigen Brückenpfeilers mitten im Stillen Ozean, gewesen. Diese Inselgruppe ist heute bewohnt von 40,000 eingeborenen Kanaken, 28,000 Weißen, 25,000 Chinesen und 62,000 Japanern. Kein Wunder also, wenn die Stimmung der Japaner sich über diese Annexion aufregte. Durch den Friedensschluß mit Spanien im Jahre 1898 wurde die Union mit den Philippinen der südliche Nachbar Japans. Aber auch im Norden, auf den sich gegen Japan hinstreckenden Aleuten, kam es zu unliebsamen Zwischenfällen zwischen Japan und der Union, als 1906 von der Unionspolizei japanische Robbenschläger auf der Insel Attu getötet worden waren. Daß man sich heute weniger gutes zutraut als je, dafür darf die von Amerika beschlossene Befestigung Manilas und trotz allen Friedensversicherungen die Uebungsfahrt der Unionsflotte im Stillen Ozean gelten. Auch die Durchführung des Panamakanals als spezifisch amerikanische, nicht wie der Suezkanal neutralisierte Fahrrinne, ist nicht belanglos in dieser Hinsicht.

So haben alle Staaten Japan gegenüber ihre Kolonialsorgen: Japan könnte am Ende eine Neu=

verteilung der Erde vorschlagen. Aber während diese Sorgen nicht offen eingestanden werden, sind an einzelnen Punkten am Stillen Ozean Gelbe und Weiße schon tatsächlich auf einander gestoßen. Die Frage der gelben Einwanderung ist schon da und dort brennend geworden. Sie erhebt ihr Haupt vor allem an den pazifischen Küsten Canadas und der Union, aber auch andere Länder fühlen sich bedroht. Australien hält sich zwar bis jetzt durch strenge Einwanderungsgesetze alle Farbigen vom Leibe. Allein zugleich haben die Vereinigten Staaten von Australien dem Mutterlande einen Beitrag an die Kosten der Flotte angeboten, unter der Bedingung, daß England in den australischen Gewässern Kriegsschiffe halte.

Ausgebrochen ist der Streit namentlich in der canadischen Stadt Vancouver und in S. Francisco, dort als Arbeiterkrawall, d. h. die weißen Arbeiter fürchten die gelbe Konkurrenz, weil sie ihre Fünfdollar-Löhne herabdrücken würde, hier als Schulstreit, d. h. japanische Kinder sollen nicht in denselben Schulen sitzen dürfen wie weiße. Berührt dieser letzte Streit mehr das in Rassefragen sehr empfindlich gewordene Ehrgefühl der Japaner, so wird doch die ganze Tragweite dieser Frage erst aus einigen Zahlen über die Bevölkerungsdichtigkeit klar. Es kamen im Jahre 1900 Einwohner auf einen Quadratkilometer:

in Australien	0,7
in der am stärksten bevölkerten Kolonie Victoria	5

in Canada	0,6
in der Union	8
in den pacifischen Staaten der Union	2—3
in Europa	40
in Korea	44
in China	60
in der Schweiz	80
in Deutschland	104
in Japan	114

Diese Zahlen sprechen besser als Worte. Japan ist dichter bevölkert als Deutschand, wo je und je betont wird, daß es an Uebervölkerung leide. Die Nachbarländer China und Korea sind ebenfalls so dicht bevölkert, daß sie nicht das Ziel einer Auswanderung bilden können. Australien, Canada und die pacifischen Staaten der Union dagegen haben nicht genug Einwohner um die Schätze des Landes zu heben. Japan ist auf Auswanderung angewiesen, aber der Weiße will ihm den Zutritt zu Ländern verwehren, die er selber gar nicht ausfüllen kann. Das scheint mir eine Unbilligkeit auch für das primitivste Gerechtigkeitsgefühl zu sein.

Diese Auswanderung der Ostasiaten nach Amerika findet statt seit 1848, als man Kuli auf den Goldfeldern Californiens nötig hatte. Die Zahl der ausgewanderten Chinesen betrug im Jahre 1890 127,000 und ist bis 1907 durch strenge Einwanderungsgesetze auf 119,000 herabgemindert worden. Dafür ist aber in demselben Zeitrahmen die Zahl der Japaner von 14,000 auf 120,000 gestiegen. Und es ist kaum anzunehmen, daß das mit allen Mitteln europäischer

Kriegskunst ausgerüstete Japan sich auf die Dauer einer demütigenden Ausschließungspolitik von Seiten Amerikas unterziehen wird, wie sie sich bisher China wohl oder übel mußte gefallen lassen. Auch diese Fragen bergen daher schwere Konflikte in sich, die einmal friedlich oder mit den Waffen müssen ausgeglichen werden.

So ist für alle seefahrenden, aber auch in ihrem Gefolge für die kleinen handeltreibenden Staaten das ostasiatische Problem in den Vordergrund des Interesses gerückt worden und überall ist man überzeugt, daß, was dort vor sich geht, jetzt das Entscheidendste für unsere Erdkugel bedeutet. Daß von einer absoluten Unterordnung der einen Rasse unter die andere für die Zukunft nicht mehr die Rede sein kann, ist klar. Aber wie werden sie politisch, kommerziell und schließlich ihrer geistigen Eigenart nach auf einander einwirken und ihre Gebiete gegeneinander abgrenzen, das ist die Frage, die nicht nur den Politiker von Fach interessieren kann. Ein Gutes hat uns die Ablenkung der Blicke nach Ostasien zweifellos schon gebracht: den nähern Zusammenschluß der weißen Rasse und damit zwischen großen europäischen Völkern eine Verlängerung der Friedensperiode. Anderseits kann eigentlich politisch und kommerziell Europa nur der verlierende Teil sein, da die Gelben nur auf unsere Kosten sich werden recken können und da fast die ganze Erde sich heute in den Händen der Europäer befindet. Aber — wenn uns solche Gedanken heute auch noch recht fremd klingen — vielleicht wird eine solche

Zurückdrängung des europäischen Handels und Einflusses doch auch seine gute Seite haben, indem sie unsern Zielen wieder eine andere Richtung gibt, als auf stete Vermehrung der Macht, des Einflusses und Reichtums um ihrer selbst willen, ein stärkeres Besinnen auf das im besten Sinne Menschliche, das erst unsere im vergangenen Jahrhundert technisch so hochgeschossene Kultur innerlich konsolidieren kann. Ob dabei auch direkte Einflüsse östlicher Geisteskultur uns werden helfen können, wird erst die Zeit lehren.





Literatur.

1. **Schultheß'** Europäischer Geschichtskalender von 1860—1907.
2. **Unser Vaterland Japan**, ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern, 1904.
3. **M. v. Brandt**, Drei Jahre ostasiatischer Politik, 1894—97.
4. **Kanso Utschimura**, Japanische Charakterköpfe, 1908.
5. Aus der Missionsliteratur:
   a) **C. J. Voeskamp**: Aus der verbotenen Stadt, ca. 1901. (Ohne Datum.)
   b) **S. Genähr**: Die Wirren in China in neuerer Beleuchtung. Ein Salongespräch über die Mission. — 1901.
   c) **Horbach**, Offener Brief an Herrn Bischof von Anzer über die Stellung der Mission zur Politik, 1900.
6. Aus Zeitschriften und Zeitungen:

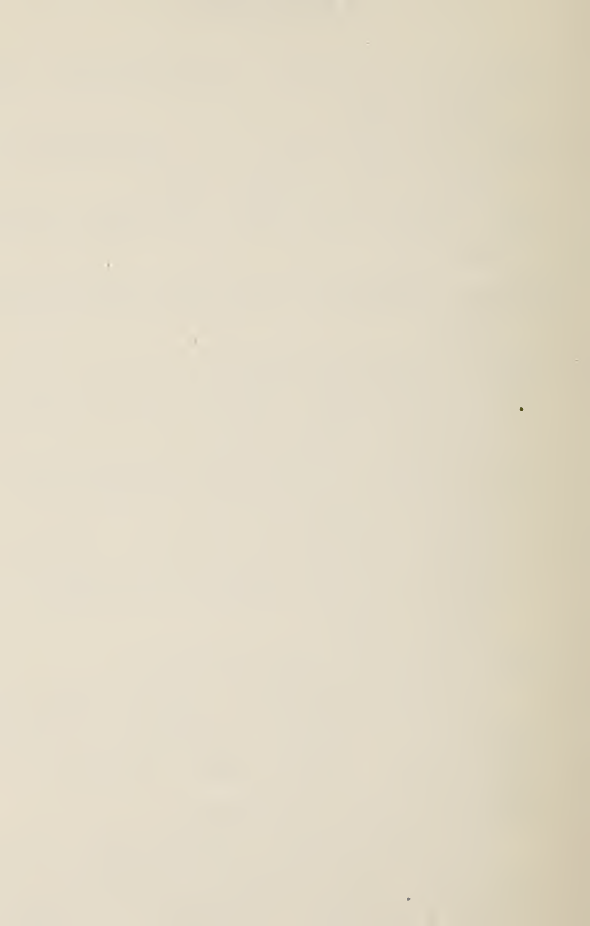
   Preußische Jahrbücher, Deutsche Rundschau, Grenzboten, Zukunft, Velhagen & Klasing, Monatshefte (1908, März: Wegener, die Kaiserin-Mutter von China).

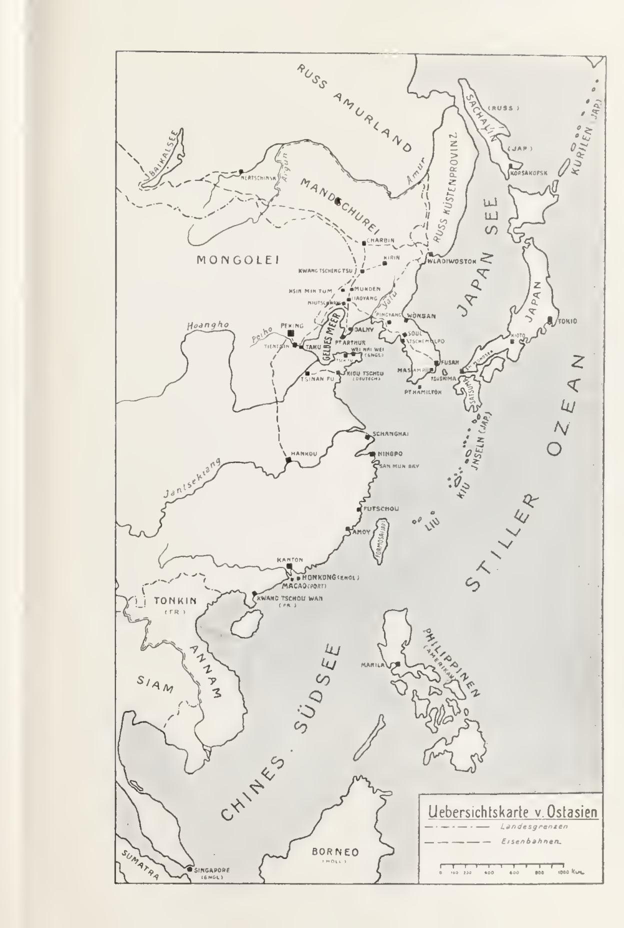
   Die hauptsächlichsten Verfasser sind: Msgr. Graf **Vay von Vaya und zu Luskod**, der schon genannte Gesandte **v. Brandt**, Dr. **Rohrbach**, Graf **Reventlow** ꝛc.

   Ferner der O-Korrespondent der „Basler Nachrichten" aus Tokio.








Uebersichtskarte v. Ostasien
Landesgrenzen
Eisenbahnen
RUSS AMURLAND
SACHALIN
(RUSS.)
(JAP.)
KORSAKOFSK
KURILEN (JAP.)
BAIKALSEE
NERTSCHINSK
Argun
MANDSCHUREI
Amur
RUSS KÜSTENPROVINZ
JAPAN SEE
CHARBIN
KIRIN
MONGOLEI
WLADIWOSTOK
KWANG TSCHENG TSU
HSIN MIN TUN
MUKDEN
LIAOYANG
NIUTSCHWANG
Yalu
PINGYANG
WÖNSAN
JAPAN
TOKIO
KIOTO
Hoangho
Peiho
PEKING
GELBES MEER
DALNY
PT ARTHUR
TIENTSIN
TAKU
SOUL
TSCHEMULPO
WEI HAI WEI
(ENGL.)
FUSAN
MASAMPO
TSUSHIMA
TSINAN FU
KIAU TSCHOU
(DEUTSCH)
PT HAMILTON
SATSUMA
SCHANGHAI
NINGPO
SAN MUN BAY
HANKOU
Jantsekiang
KIU JNSELN (JAP.)
STILLER OZEAN
FUTSCHOU
AMOY
FORMOSA (JAP.)
LIU
KANTON
HONKONG (ENGL.)
MACAO (PORT.)
KWANG TSCHOU WAN
(FR.)
TONKIN
(FR.)
PHILIPPINEN
(AMERIKAN.)
MANILA
ANNAM
SIAM
CHINES. SÜDSEE
BORNEO
(HOLL.)
SUMATRA
SINGAPORE
(ENGL.)
0 100 200 400 600 800 1000 Km.







